Missions- und Kulturverhältnisse im fernen Osten

Von

Dr. Joseph Schmidlin

Universitätsprofessor in Münster i. W.

Münster i. W.

Druck und Verlag von Borgmeyer & Co.

יהי אור
העם
ההלכים
בחשך
ראו אור
גדול
THE DAY
MISSIONS LIBRARY
YALE UNIVERSITY

1922

Missions=
und Kulturverhältnisse
im fernen Osten.

Eindrücke und Berichte

von meiner Missionsstudienreise im Winter 1913/14

von

Universitätsprofessor **Dr. Josef Schmidlin.**

Münster i. W. 1914.

Druck und Verlag von Borgmeyer & Co.

Yale Divinity Library
New Haven, Conn.

MRI
Sch52m

Zur Einführung.

Auf mehrfache Aufforderung hin übergebe ich hiermit meine Reiseberichte in Buchform einer weiteren Öffentlichkeit. Zum großen Teil sind sie bereits mit nebensächlichen Unterschieden in der deutschen Tagespresse erschienen, die erste Serie, die auf das religiöse und missionarische Moment das Hauptgewicht legt, in der Germania, Münst. Anzeiger, Bayer. Kurier, Oberelsäss. Landeszeitung usw., die zweite, die mehr die allgemeinen und kulturellen Probleme in den Vordergrund rückt, in der Kölnischen Volkszeitung. Weil sich beide Serien gut ergänzen, andererseits nicht bloß formell, sondern auch inhaltlich fast durchweg verschieden sind, habe ich sie getrennt und wesentlich in der ursprünglichen Gestalt gelassen. Einzelne Berichte wie in der ersten Serie über die deutsche Südsee und über Schantung erscheinen als Originalberichte hier zum ersten Mal. Aber auch die anderen dürften ein viel vollständigeres und lückenloseres Bild ergeben, wenn sie im Zusammenhang neben einander gestellt werden. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß ich durch diese Publikation der Missionssache dienen möchte, aber keine weitere Tendenz verfolge, als möglichst objektiv und kritisch das wiederzugeben, was ich beobachtet und empfunden habe, wobei ich mich ebenso gewissenhaft vor Schönfärberei wie vor Nörgelei hüten wollte. Dies mögen die vielen Missionare, die mich so liebevoll aufgenommen haben und denen ich daher das Buch aus Dankesschuld widme, stets vor Augen halten. In nationaler Hinsicht mögen speziell meine französischen Freunde, denen mein Werk in die Hände fällt, sich daran erinnern, daß ich für ein deutsches Publikum geschrieben habe, daher vor allem das hervorheben mußte, was dieses interessieren konnte.

Dar Missions 1922

Während der Drucklegung ist plötzlich der fürchterliche Weltbrand ausgebrochen, der das ganze öffentliche wie private Interesse mit Recht auf die nächste Pflicht der Vaterlandsverteidigung und auf die dramatische Entwicklung der Kriegsereignisse rings um uns konzentriert. Trotzdem habe ich die Veröffentlichung meiner Reiseberichte nicht eingestellt. In diesem Augenblick, wo die Verwicklungen auch nach dem fernen Osten hinübergreifen und die von mir besuchten Gegenden tief hineinziehen, gewinnt ihre Schilderung, die Wiedergabe der daselbst am Vorabend des Krieges empfangenen Eindrücke erhöhten Wert. Aber auch das Missionsproblem, das durch den Weltkrieg vor eine so akute Krisis gestellt ist, hat seine Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft nicht verloren, im Gegenteil. Die augenblicklich so schwer geprüften Missionen müssen in erster Linie dazu verhelfen, die nach Wiederherstellung des Friedens uns gestellten Weltaufgaben speziell in Ostasien zu bewältigen und die durch unsere Siege neugeschaffene Konstellation auszunützen. Dafür tut persönliche Rekognoszierung und die Mitteilung ihrer Resultate zu einer allgemeinen Orientierung doppelt not.

Münster i. W., Allerheiligen 1914.

Der Verfasser.

Erster Teil.

I.

(Ausgangspunkt in der Heimat.)

Rom, 18. September 1913.

Missionen! Liest man darüber nicht schon genug in den Missionszeitschriften? Können nicht die vielen Missionare auf dem Missionsfeld und die Missionsobern, die große Visitationsreisen unternehmen, über diesen Gegenstand wohl am besten schreiben? Und wer sollte sich dazu mehr eignen als diese Praktiker, die oft viele Jahre lang auf dem Missionsgebiet weilen und schon durch ihren Beruf aufs innigste damit verknüpft sind?

In der Tat, wir verdanken diesen Veteranen im Dienste unseres Kreuzes und unserer Kultur vielfach die lehrreichsten und anschaulichsten Schilderungen nicht nur von Land und Leuten, unter denen sie wirkten, sondern auch des ganzen Missionsbetriebs, all des Hoffens und Zagens, das in einer ihnen wie uns so heiligen Sache ihre Brust erfüllt; und wollte Gott, daß die katholischen Blätter noch mehr als bisher ihre Spalten den Briefen, Erzählungen und Beschreibungen der Glaubensboten öffneten, um unser Volk für das gerade jetzt so entscheidende Missionswerk zu interessieren und zu begeistern! Aber meine Briefe sind doch wieder ganz eigener Art: nicht zu rein missionarischen Zwecken, nicht im Dienste irgend einer Einzelgenossenschaft, nicht auf ein bestimmtes Einzelgebiet beschränkt, wie bei den Missionspraktikern, die alljährlich zu Hunderten in die Missionen ziehen, soll meine Reise und meine Absicht sein;

mir liegt es daran, vom allgemeinen Standpunkt der Kirche und des Vaterlandes aus, zugleich im Interesse der Forschung und Wissenschaft, möglichst das ganze Missionswerk zu studieren. Es soll eine Missionsstudienreise sein, wie sie m. W. katholischerseits noch kaum unternommen worden ist, aber nicht in dem abstrakt theoretischen Sinne, welchen der bloße Stubengelehrte bezweckt, sondern auch mit dem praktischen Zwecke verbunden, die Missionen nach Kräften fördern zu helfen, offen für alles, was Geist und Gemüt der Katholiken in der Heimat bewegen kann. Auch bloße Reiseberichte schlechthin wollen meine Briefe nicht sein: worauf es mir ankommt, sind die großen, weltbewegenden Probleme der Mission, des heißer als je entbrannten Entscheidungskampfes zwischen Christentum und Heidentum, zwischen dem Evangelium und den ihm widerstrebenden feindlichen Mächten. Nicht nur aus den Büchern und fremden Berichten, sondern aus eigener Anschauung die Mission kennen zu lernen, ist ein unersetzlicher Vorteil für die Missionswissenschaft; von ihrer hohen Warte aus ist sie aber zugleich in der Lage, nicht im Detail aufzugehen wie die gewöhnliche Praxis, sondern mit kritischem Blick das Ganze zu umspannen und jedes Glied organisch einzuordnen.

Der rapide Aufschwung, den das heimatliche Missionsleben in Deutschland und allmählich auch in den übrigen Ländern deutscher Zunge seit den letzten Jahren genommen hat, gibt mir die Zuversicht und Gewähr, daß meine Studienreise zeitgemäß ist und auch die Heimat ihr mit Interesse folgen wird. Gerade die neuesten Unternehmungen und Organisationen auf diesem Gebiete können einer solchen Information durch Autopsie nicht entraten und müssen sich daher für deren Ergebnisse besonders interessieren. Der Anteil, den ich vielfach an ihrer Gründung oder Leitung habe, erlaubt es mir, mich auf dieser Reise zugleich gewissermaßen als ihren Vertreter und Mandatar zu betrachten.

An erster Stelle verdienen die missionswissenschaftlichen Bestrebungen jüngsten Datums genannt zu werden. Ich weiß sehr wohl, daß es schon seit Generationen auch katholischerseits auf dem Missionsgebiet, besonders auf dem historischen, Einzelforschungen gibt, denen das Prädikat der Wissenschaft nicht abgestritten werden kann; aber das Verdienst, die gesamte Missionswissenschaft und speziell ihre theoretischen Zweige zuerst systematisch in Angriff genommen zu haben, blieb dem gegenwärtigen Deutschland vorbehalten, eine Initiative, die es sich von niemandem rauben oder schmälern lassen wird. Erst jetzt und erst bei uns ist die Missionswissenschaft als solche und als ganze in den Rahmen des akademischen Lehrbetriebs aufgenommen worden. Ausgangspunkt und Zentrum dieser Bestrebungen sind katholischerseits die missionswissenschaftlichen Einrichtungen, Vorlesungen und Übungen an der Universität Münster, die in ihren Seminarien bereits einen Stab tüchtiger, zur Stunde meist vor ihrer Promotion stehender Missionsfachleute aus den verschiedensten deutschen Missionsgenossenschaften herangezogen hat und für die nächste Zukunft noch eine bedeutende Erweiterung verspricht. Ein eigenes Organ besitzt unsere Disziplin seit drei Jahren in der „Zeitschrift für Missionswissenschaft", die durch ihre Beiträge und Mitarbeiter auf den einzelnen missionswissenschaftlichen Gebieten sich in kurzer Zeit viele warme Freunde und Leser und auch in protestantischen Kreisen ein unbestrittenes Ansehen erworben hat. Endlich besteht im engsten Zusammenhang damit und fast gleichen Alters ein „Internationales Institut für missionswissenschaftliche Forschung", das unter dem Präsidium des eifrigsten und unermüdlichsten aller Missionsmäcenaten, des Fürsten Alois von Löwenstein, eine umfassende Missionsbibliographie begonnen hat und noch weiter gehende missionshistorische Publikationen plant (vgl. darüber die in der Caritasdruckerei zu Freiburg erschienenen Denkschriften und Protokolle).

Aber auch in praktischer Hinsicht darf sich das katholische Deutschland rühmen, in letzter Zeit eine Reihe großzügiger moderner Schöpfungen hervorgebracht zu haben, die klaffende Lücken im Missionswesen ausfüllen und die Missionsbetätigung weit intensiver, um nicht zu sagen rationeller, gestalten sollen. Neben die älteren Missionsgesellschaften und Missionsvereine, die ebenfalls in wenigen Jahren sich zu ungeahnter Blüte entfaltet und an der neuen Bewegung regen Anteil genommen haben, sind junge, jugendkräftige Organisationen getreten, die man als eigentliche Kinder dieser neuen Missionsära bezeichnen kann. Ihre erste Frucht war die akademische Missionsbewegung, die gleichfalls von Münster aus die katholischen Studenten und Gebildeten erfaßte, und die an mehreren Hochschulen sich in eigenen akademischen Missionsvereinen zusammengeschlossen hat; so schwer es ihnen auch wird, an sämtlichen Hochschulen festen Fuß zu fassen, so haben sie doch mit all der Begeisterung, deren unsere katholischen Akademiker fähig sind, den hehren Missionsgedanken aufgegriffen und entfalten ein reiches Leben, ja sie haben sich von Deutschland aus in weitem Umfang auf die österreichische Akademikerwelt verpflanzt und dort zwei allgemeine Theologen-Missionskonferenzen zustande gebracht. Noch verheißungsvoller und durchschlagender für die Hebung und Pflege des katholischen Missionssinnes erscheinen die Missionskonferenzen des Weltklerus, die in mehreren wichtigen Diözesen (Münster, Trier, Freiburg, Straßburg, im Oktober 1913 auch Paderborn) getagt, in einigen spezielle Priester-Missionsvereinigungen gezeitigt haben und allmählich auch auf die übrigen Bistümer sich zu übertragen im Begriffe sind. Parallel dazu bereiten sich unter der deutschen Lehrer- und Lehrerinnenwelt besondere Missionskonferenzen und entsprechende Organisationen (wenigstens in der Form von Missionskommissionen bezw. Missionsvorständen innerhalb

der katholischen Gesamtverbände) vor. (Vgl. die Broschüren der münsterischen und der elsässischen Missionskonferenz, des Münsterschen und Tübinger Missionsvereins, die „Akadem. Missionsblätter" usw.)

Doch nicht nur nach den ausschlaggebenden Ständen, sondern auch für grundlegende und entscheidende Missionsbedürfnisse und Missionsaufgaben beginnt der deutsche Katholizismus sich zu organisieren und an die Spitze zu treten, von der klaren Einsicht geleitet, daß für diese Sonderzwecke die allgemeinen Massenorganisationen in der gegenwärtigen Entscheidungsstunde nicht mehr genügen. Einen hocherfreulichen Anfang dazu erblicken wir in der 1912 beim weltpädagogischen Kongreß in Wien gegründeten „Internationalen Kommission zur Hebung des Missionsschulwesens", die unter Zusammenschluß aller interessierten Kreise in der Heimat wie auf dem Missionsfeld besonders dem brennenden ostasiatischen Schulproblem sich widmen will. Vom wirtschaftlich-kommerziellen Standpunkt aus steuern die kaufmännischen Kreise und Vereine demselben Ziele zu, insbesondere zugunsten unserer deutschen Missionen. Beide Unternehmungen sind berufen und gewillt, namentlich unter den begüterten Katholiken eine aktions- und finanzkräftige Liga zur Unterstützung der höheren Kulturbestrebungen der katholischen Missionen in Ostasien anzubahnen und vorzubereiten. Nach Ostasien gravitiert ferner die immer greifbarere Gestalt annehmende Idee einer deutschen Weltpriestermission. Hand in Hand damit geht das beim Katholikentag 1913 aufgetauchte und mit lebhaftem Beifall aufgenommene Projekt einer allgemeinen Enthaltsamkeitswoche, deren Erlös für höhere Schulen in China verwandt werden soll. Diesen neuesten Impulsen entsprechend hat der Metzer Katholikentag selbst seine Aufmerksamkeit besonders auf das am Herkulesweg stehende ostasiatische Christianisierungswerk hinge-

lenkt. Und wie die deutschen, so wenden auch die österreichischen und schweizerischen Katholikenversammlungen in steigendem Maße ihren Blick den modernen Missionsaufgaben der Kirche zu.

Damit ist meiner Forschungsreise von selbst auch die ungefähre Richtung gewiesen. Das Hauptziel muß Ostasien sein, für das unser katholisches Deutschland aus Mangel an Orientierung und Aufklärung bisher so wenig getan, dem es aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ein stets wachsendes Interesse entgegenbringt, weil es eingesehen hat, daß die ostasiatische Mission nachgerade eine religiöse und kirchliche, wie eine nationale und kulturelle Lebensfrage geworden ist. Vor allem das 400-Millionenreich China, das an einem Wendepunkt ohnegleichen angekommen ist, verdient die angespannteste Aufmerksamkeit aller deutschen Katholiken. Neben dieser ostasiatischen Kulturwelt bleiben indes auch die Naturvölker der Beachtung aller Missions- und Kulturfreunde wert, weil auch unter ihnen sich ein der Religion wie Zivilisation gleich günstiger Umwandlungsprozeß vollzieht; wir werden daher als weiteres Paradigma die eine oder andere deutsche Südseemission besuchen und beschreiben.

Wie Josue und Kaleb für Israel das gelobte Land, so möchte ich daher für die zahlreichen und sich immer mehrenden Missionskreise des katholischen Deutschlands das Land der kirchlichen Zukunft, die Missionen auskundschaften, um durch diese persönliche Rekognoszierung dazu zu verhelfen, den Boden für unsere künftige Missionsstrategie besser abzustecken und zielbewußter die Mittel zu ihrer Verwirklichung anzuwenden. Ist es doch ohnehin Pflicht, unser Volk über die dringende Missionspflicht und Missionsaufgabe aufzuklären, ihm daher die zu missionierenden Länder und Völker, die Aussichten und Erfolge, wie die Gefahren und Schwierigkeiten des Missionswerkes vor Augen zu führen! Unter diesen Umständen dürfte es nicht allzu kühn erscheinen, wenn ich der Aufforderung des

Verlages gerne willfahrte, eine Serie von Briefen über meine Studienreise in Form eines Werkes zu veröffentlichen, um allen Missionsfreunden gleichzeitig die Möglichkeit zu verschaffen, auch aktiv und materiell in ihrer Art an der Heidenmission mitzuwirken.

Das Studium und Festlegen der Reiseroute, die Abmachung und Abrechnung mit den Schiffahrtsgesellschaften, die Auswahl, Bestellung und Bezahlung der zahllosen Ausrüstungsgegenstände, die Anmeldung bei den verschiedenen Etappenstationen, die Besorgung kirchlicher und staatlicher Empfehlungen, die Ausarbeitung von Zirkularen und Denkschriften u. a. m. gab mir eine anschauliche Vorstellung dessen, was der Missionar schon vor seiner Ausreise an Mühen, Lasten und Sorgen auf sich nehmen muß, einzig und allein aus Liebe zu Gott und seinem heiligen Beruf, auf immer und ewig, während ich wieder nach Hause zurückzukehren gedenke. Alle Achtung vor diesen Tausenden von Helden, die schon vor mir ausgezogen sind, nicht um ihre Neugierde zu befriedigen oder Schätze für diese Welt zu sammeln, sondern um die armen verlorenen Heidenseelen für den Himmel zu gewinnen, die Vater und Mutter, Haus und Heim verlassen haben, um in weiter Ferne, unter rohen Menschen die Frohbotschaft vom Heile zu predigen! Was wir solchen Pionieren gegenüber tun können, ist höchstens, daß wir bewundernd ihren Spuren folgen, um ihre glorreichen Taten der Mit- und Nachwelt zu überliefern, vielleicht auch, um ihnen mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln Winke und Ratschläge an die Hand zu geben.

Nicht ohne Grund habe ich den ersten meiner Briefe aus R o m datiert. Denn wenn auch jede Nation berechtigt ist, ihrer Eigentümlichkeit entsprechend an der Missionsarbeit teilzunehmen, wenn uns daher vor allem die deutsche Mission und Deutschlands Missionsberuf interessieren muß, so bleibt doch die oberste Zentrale des gesamten Missionswesens der römische

Stuhl. Ohne Fühlungnahme mit ihm läßt sich überhaupt ein weit ausschauendes katholisches Missionsunternehmen nicht denken. Vom Stellvertreter Christi und den von ihm eingesetzten Behörden Segen und Instruktionen entgegenzunehmen, muß daher Ideal eines jeden sein, der in die Missionen zieht, um beizutragen zur Förderung dieses weltumfassenden Werkes. So bin denn auch ich zunächst nach der ewigen Stadt gewallt, in den Fußstapfen so ungezählter Männer, die seit vielen Jahrhunderten diese Welthieropole aufsuchten, bevor sie an große Dinge herantraten.

Nachdem ich mich durch alle die italienischen Reiseunbequemlichkeiten glücklich hindurchgeärgert hatte, angefangen von der Zollrevision in Chiasso, zu der man wie das liebe Vieh sein Gepäck selber tragen muß, bis zu der rädernden Nachtfahrt in einem von Menschen buchstäblich vollgepfropften, von der schlechtesten Luft erfüllten Waggon 2. Klasse von Genua bis Rom, zum Schlusse freilich noch beruhigt und erfrischt durch den Anblick des schönen blauen Meeres bei Civitavecchia, konnte ich gleich die „geschäftlichen" Besuche beginnen. Der liebenswürdige Vizerektor der Anima, ein begeisterter Missionsfreund — der geistige Vater des Tübinger Akademischen Missionsvereins — hatte mir bestens die Wege bereitet, und zudem hatte ich das Glück, von meinem fünfjährigen römischen Aufenthalt her — ich war selbst früher Vizerektor der Anima — die meisten der in Frage kommenden Persönlichkeiten zu kennen.

Bei Kardinal de Lai, dem mein erster Besuch galt, einem der angesehensten und einflußreichsten Kardinäle, fand ich das lebhafteste Interesse und Verständnis für all unsere Bestrebungen; wie bereits vor zwei Jahren, so sprach er mir auch diesmal für das Erreichte seine Glückwünsche aus und erklärte sich gerne zu tatkräftiger Unterstützung bereit. Auch der hochbetagte Präfekt der Propaganda (Kardinal Gotti) versicherte mir, daß die Propaganda im Prinzip von der Notwendigkeit einer viel

stärkeren Aktion, besonders auf dem Schulgebiet im Reich der Mitte überzeugt sei, um so mehr, als mehrere chinesische angesehene Laienkatholiken wegen dieses Punktes unter Hinweis auf die protestantischen Unternehmungen an die Propaganda sich gewandt hätten. Leider traf ich Kardinal van Rossum, den mutmaßlichen Nachfolger Gottis, einen warmen Förderer unserer Bestrebungen nicht zu Hause. Ebenso war der Kardinalstaatssekretär, der bei meiner letzten Audienz gleichfalls die Nachricht von der neuesten Missionsbewegung in Deutschland mit der größten Freude aufgenommen hatte, nach den anstrengenden Tagen der Turnerempfänge aufs Land gegangen. Statt seiner nahm der Sekretär der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, ein außerordentlich freundlicher und tüchtiger Prälat, meine Eröffnungen und Bitten entgegen und erklärte sich gerne bereit, alles Sr. Eminenz mündlich auseinanderzusetzen. So viel erkannte ich auch diesmal, daß die hohen römischen Kurialkreise, wenn sie richtig informiert werden, für alle edlen, auch modernen Ideen recht wohl zugänglich und empfänglich sind. Das einzige Bedenken, dem man mitunter begegnet, ist die Furcht, daß die deutsche Missionsbewegung eine allzu nationale Richtung einschlagen könnte; aber auch dieses durch die Umstände leicht erklärliche Mißtrauen läßt sich durch vernünftige Aufklärung bei gutem Willen ohne Schwierigkeit zerstreuen.

Nach den Kardinälen besuchte ich zu demselben Zweck einige Ordensgenerale; da ich die Mehrzahl bereits vor zwei Jahren gesehen hatte, konnte ich mich wegen der kurzen Zeit auf die wichtigsten beschränken. Große Sympathie bekundete vor allem der Jesuitengeneral Pater Wernz, der mich sofort nach seiner Rückkehr aus der „Villeggiatur" empfing und unsere Unternehmungen mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt; ein ganz besonderes Interesse brachte ihnen auch der Generalassistent Pater Graf Ledochowsky entgegen, der sich hierin seines Oheims (des Propagandapräfekten) und seiner Schwester (der Grün-

derin und Leiterin der Petrus-Claver-Sodalität) ebenbürtig zeigt. Wie zu Hause fühlte ich mich dann im Pallottiner-Generalat, das fast ganz aus Deutschen zusammengesetzt ist. Ebenso wurde ich vom General der Kapuziner und seinem deutschen Definitor, Pater Fulgentius, aufs herzlichste begrüßt. Einen nicht minder freundlichen Empfang bereitete mir mein Landsmann, der General der Missionare vom heiligsten Herzen (Hiltrup). Als ich zu guterletzt Prälat de Waal, meinem ehemaligen Rektor in Campo Santo, dem ehrwürdigen Priesterjubilar mit dem Jugendfeuer im Herzen, all das erzählte, was in Deutschland für die Mission schon geschehen ist und noch geschehen soll, lebte er wie neu auf und weinte beinahe vor Freude. Die anderen Generäle und Prälaten, die ich aufsuchen wollte, waren leider von Rom abwesend.

Ich schloß meinen zweitägigen römischen Aufenthalt mit einem inbrünstigen Gebet vor dem Grab des Apostelfürsten in St. Peter und vor der Tumba von Santa Maria Maggiore, jener lieblichen Basilika, deren Decke aus dem ersten Golde hergestellt ist, das aus dem neu entdeckten Erdteil kam, die also gewissermaßen den frühesten Tribut der neueren Missionsländer erhielt. Mit den besten Eindrücken und dem befriedigenden Bewußtsein, daß wir deutsche Katholiken bei unseren Missionsbestrebungen im vollsten Einklang mit dem hl. Stuhl und den maßgebenden Kreisen handeln, von den innigsten Glück- und Segenswünschen meiner Freunde und Landsleute begleitet, schied ich aus der ewigen Stadt, um mich in Neapel an Bord des Lloyddampfers „Kleist" zunächst nach Colombo einzuschiffen.

II.

(Überfahrt nach Indien.)

An Bord des „Kleist", 25. September 1913.

Während ich in Rom meine letzten heimatlichen Missionsgeschäfte erledigte, schiffte sich in Genua schon vor mir mein Kabinenkoffer ein. Ich lasse ihm also zuerst das Wort, um zu erzählen, wie er und sein Inhalt entstanden ist. Erst spät kam ich zur Einsicht, daß zu einer Weltreise noch etwas anderes nötig sei als die Augen zum Sehen und die Hand zum Schreiben, und damit zum Entschlusse, mich tropenmäßig auszurüsten. Die ostasiatischen Missionare, an die ich mich schon früher gewandt, namentlich der Benediktinerabt Bonifaz Sauer von Korea und der Franziskanerpater Arsenius Völling aus China, hatten mir anempfohlen, möglichst wenig mitzunehmen und nichts Besonderes anzuschaffen. Anders die Tropenleute, vor allem der mir schriftstellerisch bekannte P. Ambros Meyer aus Deutschostafrika, der im Frühjahr nach seiner bayerischen Heimat zurückgekehrt war und nun im Herbst an der Spitze einer neuen Apostelschar von 8 Patres und 4 Brüdern sein Arbeitsfeld wieder aufsuchte. Er stellte mir eine lange Liste von unentbehrlichen Dingen auf, die ein reisender Professor haben müsse, und die ich bisher kaum dem Namen nach gekannt hatte: einen Salonanzug, einen Dineranzug, einen Tagesanzug, 12 weiße Tropenanzüge, 6 gelbe Khakianzüge, Segeltuchschuhe, Lackstiefel, Tropenhelm, Moskitonetz, Reiseirrigator, Reiseapotheke (P. Meyer ist im Nebenamt noch Mediziner) usw. Nachdem ich mich vom ersten Schreck erholt hatte, nahm ich einen kräftigen Abstrich vor und bestellte alles, was nach der Auslese übrig blieb — es war noch reichlich viel — beim Tropenausstattungsgeschäft Dingeldey u. Werres in Berlin, erst 14 Tage vor meiner Abreise. Schon 10 Tage danach war alles fix und fertig, in einen recht praktisch eingerichteten

Metallkoffer verpackt, in meinen Händen. Nachdem ich diesen Trousseau vervollständigt hatte, konnte ich ihn bequem als Passagiergut bis Genua mitnehmen und dort zur Verladung an den Vertreter des Norddeutschen Lloyd abgeben, den ich endlich nach langen Irrfahrten in der ligurischen Hafenstadt knapp vor Abfahrt meines Zuges entdeckte.

Dem Norddeutschen Lloyd vertraute ich mich um so lieber an, als er mir von allen Seiten empfohlen war und in jeder Hinsicht entgegenkam. Die meisten unserer deutschen Missionare haben ihn schon benutzt und wissen nicht genug zu rühmen, wie gut sie behandelt werden und wie diese komfortable Seefahrt nach so langen Strapazen eine wahre Wohltat für sie sei. In der Tat könnte man kaum etwas Luxuriöseres verlangen, wenigstens was das Essen anbelangt: jeden Tag drei große Mahlzeiten mit je 6—12 Gängen von bestem Material und feinster Zubereitung, auch in der 2. Klasse nicht viel weniger. Tadellos ist nicht minder die genau geregelte und verteilte, von sehr anständigen Stewards besorgte Bedienung. Das einzig Lästige, aber bei der starken Benutzung nicht leicht zu Vermeidende sind die kleinen Kabinen, die man auch in der 1. Klasse mit einem ganz zufälligen Reisegefährten teilen muß. Ich hatte große Angst vor der so oft als Schreckgespenst hingestellten Seekrankheit und glaubte ihr um so sicherer verfallen zu müssen, als ich selbst auf den kleinen Fahrten nach Capri und Wangeroog mit einem starken Anflug davon zu kämpfen hatte. Wie angenehm war ich enttäuscht, als ich schon in den ersten Tagen mich völlig frei von den geringsten Symptomen dieses bösen Übels fühlte, obschon gerade die erste Nacht, die ich auf dem Schiffe zubrachte, nach der Aussage meiner Mitreisenden hierin die schlimmste war. Seit meiner Einschiffung fühle ich mich im Gegenteil körperlich und geistig so wohl und frisch, als man sich fühlen kann, wenn auch mein Schlaf infolge der erwähnten Enge des Raumes etwas besser sein

könnte. Ich fand vollauf bestätigt, was mir auch ein Nervenarzt und ein darin erfahrener Kollege versichert hatte: daß die so sehr gefürchtete Seereise eine Erholung für die von der vielen Arbeit ermüdeten Nerven sein werde, schon weil sie einen zum Ausspannen förmlich zwingt. Erst die furchtbare Hitze im Roten Meere (32 Grad schon morgens früh im Schatten) wirkt allmählich so erschlaffend auf die geistige Verfassung, daß einem die intellektuelle Tätigkeit neben der rein vegetativen ordentlich schwer wird.

Hinsichtlich meiner Reisegesellschaft freilich erfüllten sich die von mir gehegten Erwartungen nur teilweise. Es war mir gesagt worden, daß man auf den großen Lloyddampfern von selbst ohne Schwierigkeit gesellschaftlichen Anschluß finde und sich sogar ihm kaum entziehen könne. Eine freudige Überraschung bereitete es mir, in Rom zu erfahren, daß mit mir der bekannte indische Bischof Benziger aus dem Karmeliterorden einsteigen werde, und in der Tat fand ich in ihm einen äußerst liebenswürdigen und leutseligen Reisegefährten; außerdem hatte das Schiff sechs italienische Missionare vom Mailänder Seminar (für Hongkong und Honan) und drei Scheutvelder aus Belgien (für Manila), ebenfalls sehr angenehme Patres, an Bord. Außer diesen Missionaren fand ich lange niemand, mit dem ich auch nur ein Gespräch hätte anknüpfen können, namentlich die Engländer verhalten sich hierin gewohnheitsgemäß sehr ablehnend; etwas Unterhaltung boten mir zunächst bloß die zahlreichen Kinder, bis es mir in den letzten Tagen gelang, einige gesellige und freundliche Reisebegleiter zu entdecken, einen jungen deutschen Arzt, der für einige Zeit zur Küstenbedienung in Ostasien vom Lloyd engagiert war, und zwei höhere deutsche Offiziere, die mit ihren Familien nach Tsingtau zum dortigen Marinebataillon reisten und bisher in meiner elsaß-lothringischen Heimat garnisoniert waren. Die Katholiken scheinen namentlich in der 1. Klasse

spärlich vertreten oder aber religiös abgestanden zu sein; denn als Bischof Benziger am letzten Sonntag im Damensalon zelebrierte und den katholischen Gottesdienst durch Anschlag verkünden ließ, erschienen außer uns Geistlichen bloß ein Herr und eine Dame, während der evangelische Gottesdienst ziemlich stark besucht war, leider eine häufige Erscheinung auf diesen Luxusschiffen, wie mir der Bischof versicherte. Während der Woche lesen wir die hl. Messe in der bescheidenen Kabine der gastfreundlichen und dienstfertigen Mailänder.

Die ersten Tage meiner Seefahrt boten an sich nichts Besonderes, so reizvoll sie für mich wegen ihrer Neuheit waren. Ein günstiges Zusammentreffen wollte es, daß ich in Neapel gerade am Fest des Stadtheiligen Januarius abfuhr und so Gelegenheit hatte, die eigenartige Verehrung der Neapolitaner gegen diesen ihren populären Patron und die ihm zu Ehren veranstalteten Dekorationen zu sehen; aber auch die Schattenseiten konnte ich an den das Schiff vor seiner Abfahrt umschwärmenden Bettelkindern beobachten. Ohne Aufenthalt fuhr unser Dampfer vorbei an der rauchenden Vulkaninsel Stromboli, an den Trümmern des halb wieder aufgebauten Messina auf der einen und dem stolzen kalabrischen Reggio auf der andern Seite (zwischen Scylla und Charybdis), an den schwermütig ernsten Bergen Kretas (im Norden) bis nach Port Said, dem orientalischen Gegenstück Neapels am Schluß unserer Mittelmeerfahrt, einem bunten Völkergemisch ohnegleichen. Zum ersten Mal begegnete ich hier am Berührungspunkt dreier Erdteile in mannigfaltiger Farbenmischung den charakteristischen Menschentypen und Häuseranlagen des Orients, neben dem weißen Europäer dem dunklen Afrikaner und dem braunen Asiaten. Ich besuchte bei meiner Wanderung durch die Stadt auch die italienischen Franziskaner, welche die Seelsorge der europäischen Christen versehen, aber auf die Bekehrung der Mohammedaner soviel wie ganz verzichten, so daß selbst ihr

langjähriger Diener, der den Gästen die Türe öffnet, bis auf den heutigen Tag an der Religion Mohammeds festgehalten hat. Nachher folgte die von vielen Hindernissen bedrohte, von einem Piloten geleitete Fahrt durch den Suezkanal, der uns die früher bei Orientfahrten unvermeidliche Umsegelung des afrikanischen Kontinents ersparte; auf beiden Seiten gewahrten wir, bald in ödem Hügelland, bald auf grünlichen Oasen ruhende oder beladene Kamele, ja ganze Karawanen mit dem der Wüste eigentümlichen Charakter und Lichteffekt, während von Zeit zu Zeit große Delphine aus dem Meere auftauchten und in der Luft tanzten. Und nun segeln wir im Roten Meere, dessen Abgründe den versunkenen Ägypterkönig Pharao mit seinem Trosse bergen, rechts von uns die kahlen Gebirge, die das Niltal und die Wüste vom Meere trennen, links die Sinaihalbinsel mit den Bergen, auf denen Moses das Gesetz empfing und die Überreste der hl. Katharina von Nonnen bewacht werden.

Vor mir liegt als nächstes Ziel Colombo und das Wunderland Indien. Einen willkommenen Vorgeschmack von den dortigen Erlebnissen, eine anschauliche Probe von den indischen Missionsverhältnissen bieten mir die wertvollen Mitteilungen und Schilderungen meines bischöflichen Reisegefährten. Seit 1890 Karmelitermissionar in Südindien, seit 1900 Koadjutor, seit 1905 Bischof von Quilon, blickt er auf eine 23jährige reiche Erfahrung zurück. Seine 1853 auf den Trümmern des „goanesischen Schismas" im Südwesten Indiens errichtete Diözese hat eine bedeutungs- und wechselvolle Vergangenheit. Hier an der Fischerküste und unter den Paravern (um das südliche Kap Comorin herum) hat schon der hl. Franz Xaver und vor ihm bereits die portugiesische Franziskanerprovinz mit Erfolg gewirkt. Daher besitzt Quilon eine relativ alte Christenheit, die im letzten Jahrzehnt von 90 000 auf 124 000 gestiegen ist (gegenüber 100 000 Protestanten, 200 000 Mo-

hammedanern und 1 700 000 Hinduisten). Davon entfällt je ein Drittel auf die Kaste der Fischer, der Baumkletterer (Schannars) und der Ackerbauer, obschon die Kastenunterschiede hier von der Mission viel stärker verwischt werden als an der Ostküste. Die erste Kategorie ist fast völlig christianisiert und beim Stadium der Volkskirche angelangt, der numerische Prozentsatz überhaupt ein verhältnismäßig günstiger (1/9 Christen, 1/16 Katholiken), das sittlich-religiöse Niveau im allgemeinen recht befriedigend. Für die geistliche Versorgung seiner auf 164 selbständige Pfarreien verteilten Christen stehen dem Bischof bloß 18 Karmelitermissionare in bunter nationaler Mischung (7 Belgier, 6 Spanier, 4 Franzosen, 1 Deutscher) samt 42 einheimischen Priestern zur Verfügung. Eine sehr erklärliche Folge dieses Mangels an Kräften ist die in Indien leider oft wiederkehrende Erscheinung, daß der eigentlichen Heidenmission nicht die wünschenswerte Aufmerksamkeit gewidmet und keine besondere Berufskraft für sie eingestellt werden kann. Immerhin finden im Jahr durchschnittlich doch noch 1700 Heidentaufen statt und würde bei stärkerer Inangriffnahme die Zahl der Bekehrungen noch viel größer sein, da bei dieser christlich ganz durchsetzten Atmosphäre die Bevölkerung sich dem Christentum sehr zugänglich erweist. Noch drückender ist die finanzielle Notlage des Bistums. Seine Jahreseinkünfte belaufen sich auf 200 Rupien (etwa 300 Mark), und als der Bischof sein Amt antrat, fand er nichts als 40 000 Mark Schulden vor. Von den Vereinen der Glaubensverbreitung und der Kindheit Jesu erhält er jährlich zusammen je 10 000 Franken. Die Gläubigen sind meistens arm, so daß sie kaum den Unterhalt ihrer Kirchen bestreiten können, obschon der Bischof nach Kräften bestrebt ist, sie zum Mittragen der Kosten heranzuziehen. So ist der arme Oberhirte, auf dem alles persönlich lastet, auf die privaten Almosen seiner Freunde und Wohltäter in der Heimat angewiesen. Trotzdem konnte er während seiner Amtszeit mit

Gaben aus Europa 13 neue Kirchen bauen und eine Reihe von anderen, viel zu eng gewordenen (so mußte in Mulagamotu für 8000 Menschen eine Breite von 8 Fuß genügen) erweitern. Dazu unterhält er ein kleines und ein großes Seminar (mit zusammen 54 Seminaristen), 2 Lehrerseminarien (mit je 32 Zöglingen), 3 „Hochschulen" (High Schools), 6 Mittelschulen und 136 Primär- oder Volksschulen, 7 Waisenhäuser und 10 Kommunitäten. Welche Fortschritte das Missionsschulwesen gemacht hat, erhellt daraus, daß die Schülerzahl allein in den letzten Jahren von 4000 auf 12 000 gewachsen ist. Ein großer Übelstand ist die Anstellung vieler heidnischer Lehrer, so daß die neu errichteten Lehrerseminarien geradezu eine Notwendigkeit für die Mission geworden sind; dringend wäre auch die stärkere Heranbildung eines einheimischen Lehrernachwuchses für die höheren Schulen. Der Staat (des einheimischen Königs oder Maharadjah von Travancore) gibt für die Schulen, falls die Lehrer geprüft sind und die Schüler kein Schulgeld zahlen, bescheidene Zuschüsse, die aber durch äußerst lästige Beschränkungen und Bedingungen (Lehrplan, Inspektion usw.) teuer genug erkauft sind und durch die ständigen Vexationen der freidenkerischen Kleinstaatsminister noch besonders verbittert werden. Großen Segen verbreiten die Missionsschwestern durch ihre aufopfernde Tätigkeit in den Spitälern; mit Bewunderung sehen die Indier, wie liebevoll und selbstlos diese „weißen Damen" sich ihrer „armen Braunen" annehmen, während dieselben früher fast ganz verlassen und verwahrlost waren.

Diese aus dem Vollen geschöpften lebendigen Darstellungen waren vorzüglich geeignet, meinen Blick zu erweitern und schärfer, als ich es vorhatte, auf die brennenden Probleme der indischen Mission zu richten. Es ist eine durchaus falsche Vorstellung, von der ich bisher selbst nicht ganz frei war, daß Indien ein allzu steiniger, unfruchtbarer und aussichtsloser

Boden für das Christentum sei. Wenn das Bekehrungswerk nicht mit genügender Energie angegriffen wird und gegenüber der Christenseelsorge noch in den Hintergrund tritt, so geschieht es nur, weil trotz des dringenden Appells der indischen Missionsbischöfe und Missionsfreunde die hinlänglichen Mittel und Kräfte immer noch fehlen. Können dieselben aufgebracht werden, so wird wenigstens der Süden sich weithin dem Evangelium auftun und eine neue Missionsära anbrechen. Aber es darf damit um so weniger gezögert werden, als die noch stark im Übergang begriffenen staatlichen und religiösen Verhältnisse auch hier sich mehr und mehr konsolidieren. Es ist also höchste Zeit, daß auch Deutschland sich seiner fast ganz vergessenen Missionspflicht diesem uralten Dreihundertmillionenreich gegenüber lebhafter bewußt wird. Mein halbmonatlicher Aufenthalt in Ceylon und Indien wird mir zweifellos Gelegenheit geben, diese Fragen noch eingehender zu studieren und den erweckten Eindruck zu verstärken.

Das übrige Programm meiner Studienreise ist nach dem Gesagten von selbst gegeben. Ihr erster Teil wird vor allem der deutschen Südseemission gewidmet sein. Als Hauptziel wähle ich Neupommern, die erfolg- und aussichtsreichste aller ozeanischen Missionen. Auf der Hin- und Rückreise werde ich genügend Zeit finden, um auch die Missionen der Steyler in Kaiser-Wilhelms-Land (Deutsch-Neuguinea) und der Kapuziner auf den Karolinen sowie das Zentrum der Philippinenmission (Manila) anzusehen. Das Hauptaugenmerk gedenke ich dann ausschließlich auf Ostasien zu richten, vor allem auf China, das ich von drei Küstenpunkten, von Hongkong, Shanghai und Tsingtau aus bereisen werde. Vom Norden Chinas her wird mich der Weg über Korea nach Japan führen, von wo ich im Frühjahr mit der sibirischen Bahn meine Heimat wieder aufsuche. Hoffentlich werden die Revolutions- und Kriegswirren, die von einigen Blättern in Aussicht gestellt werden,

nicht einen solchen Umfang annehmen, daß sie meinem Projekt unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Meine besondere Aufmerksamkeit werde ich jenen Bedürfnissen widmen, die wegen ihrer dringlichen Aktualität eine intensivere Pflege in Anspruch nehmen, in erster Linie den kulturellen Missionsbestrebungen auf dem Gebiete der Schule und Presse.

III.

(Die katholische Kirche in Ceylon.)

Colombo, 11. Oktober 1913.

Das erste Missionsland, zu dem mich mein Dampfer führte, ist die große Insel Ceylon im Südosten Indiens, das alte Taprobane der Griechen und Römer, das Saleidiva der Eingeborenen (nach Kosmas Indikopleustes). Schon in der römischen Kaiserzeit, wie die Münzen des Landesmuseums in Colombo lehren, muß Handel und Verkehr mit dem Abendland sehr stark gewesen sein. In der portugiesischen Periode wurden viele Bewohner zum Christentum bekehrt, zum Teil vom hl. Franz Xaver und schon vor ihm durch die Franziskaner. Diese Christen hielten heldenmütig in der Verfolgung durch die Holländer stand; ganze Dörfer zogen es vor, sich vor ihnen ins Innere zurückzuziehen und daselbst Jahrzehnte hindurch ohne Priester zu leben, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten. Noch heute gibt es nicht wenige Familien, die sich rühmen, daß schon ihre Ahnen seit Generationen Christen gewesen seien. Es handelt sich also hier wie in Indien um einen alten christlichen Bestand, dem freilich die neueste Mission eine jüngere Schicht beigefügt hat.

Trotzdem nimmt Ceylon unter den indischen und unter allen Missionen eine ganz besondere Stelle ein. Die katholische

Kirche hat sich hier mitten im Heidenland unter protestantischer Regierung (Ceylon ist im Unterschied zum indischen Kaiserreich englische „Kolonie") eine Hochburg und eine Großmachtstellung erobert, wie wir sie sonst selten oder nirgends antreffen. Das kirchliche Leben in der freilich nahezu europäisierten Hauptstadt Colombo ist zu einer Höhe und Blüte entfaltet, um die sie manche Kirche unserer Heimat beneiden dürfte, und zwar nicht etwa mit Hilfe europäischer Ansiedler, sondern fast ausschließlich aus Eingeborenen bestehend. Sie zählt unter ihren Anhängern reiche Bürger und Beamten, die ihr Bekenntnis unerschrocken vor aller Welt an den Tag legen und praktisch betätigen, die gerne in die Tasche greifen, wenn die katholischen Interessen und Bedürfnisse es verlangen, so daß die Kirche von Colombo auch finanziell gut gestellt und vielfach am Punkte der Selbsterhaltung angelangt ist. Es sind zum Teil Leute, die den niedrigsten Klassen entstammen, aber durch ihre Tüchtigkeit, Begabung und Energie sich eine allgemein geachtete Stellung erworben haben. Aber auch die Katholiken niederer Stände machen im allgemeinen den besten Eindruck. Ihr Benehmen ist freundlich und eingezogen, ihre Kennzeichen Kreuz, Medaille, Rosenkranz oder Skapulier am Halse, ihr sittlich-religiöses Niveau befriedigend, ihr Kirchenbesuch und Sakramentenempfang sehr häufig. Alle Gotteshäuser, die ich besuchte, waren hübsch und sauber, gut ausgestattet und reich geschmückt, die Beichtstühle belagert. In den katholischen Klubs und Vereinen herrscht reges Leben und musterhafte Ordnung (nach englischem Muster viel Sport). Obschon die Laien dem Seelsorger mehr Arbeit abnehmen als anderswo, haben die Patres (Oblaten von der unbefleckten Jungfrau) so viel zu tun, daß ihre Zahl (ca. 200, oft einer auf je 2—3000) bei weitem nicht genügt. Besonders beliebt sind die deutschen Patres, weil sie gern zum Volk herabsteigen und ihr Schwergewicht auf die Organisationsarbeit legen. Der Priester ist übrigens außer-

ordentlich geachtet, nicht bloß bei seinen Gläubigen, sondern auch seitens der Heiden und der Behörden; doch muß er in seinem Umgang und Auftreten wegen der strengen mißtrauischen Etikette äußerst vorsichtig sein (daher keine Abendbesuche und nur männliche Bedienung). Auch der einheimische Klerus, der leider viel zu gering an Zahl ist, nicht zuletzt wegen der Rassen- und Kastengegensätze (aus niederen Kasten fast unmöglich), steht in der Bildung wie in moralischer Hinsicht durchweg auf der Höhe. Am erzbischöflichen Tische hatte ich selbst Gelegenheit, mehrere dieser einheimischen Priester kennen und schätzen zu lernen, darunter den Sekretär des Erzbischofs und den Redakteur der singalesischen Zeitung, der aus der höchsten Kaste stammt und dessen Bruder buddhistischer Oberpriester ist.

Nicht minder imponierte mir das Schulwesen der Mission. An der Spitze steht — abgesehen vom großen und kleinen Seminar (mit je 20 Zöglingen) — das St. Josephskolleg, eine durchaus modern gebaute und eingerichtete High School (bis zur Immatrikulation) mit tüchtigen Professoren (Patres und Laien), die teilweise in England ihre Grade geholt haben. Obschon ein höheres Schulgeld gefordert wird als an der Regierungsschule, ist die Nachfrage viel stärker. Nicht weniger als 1000 Schüler (davon 150 Interne), meist vornehme, fein gebildete junge Leute, besuchen die Schule, unter ihnen auch Buddhisten und Mohammedaner, die sich zwar nur ausnahmsweise bekehren, aber stets voll Achtung gegen die katholischen Institutionen das Haus verlassen. Mit dem Kolleg ist ein Klub für die gebildeten Katholiken und die katholischen Studierenden der Universität verbunden, an die sich die Anstalt zu affilieren trachtet. Eine ebenfalls von 1000 Knaben besuchte höhere Schule, deren Schulgeld geringer ist, leiten die christlichen Schulbrüder. Dazu kommen die Pfarrschulen, an denen ausschließlich christliche Lehrer (in einem Lehrerseminar herangebildet) unterrichten; die meisten Katholiken kommen hier

der kirchlicher- wie staatlicherseits vorgeschriebenen Schulpflicht nach. Vortreffliche Mädchenschulen unterhalten die Schwestern vom guten Hirten und die Franziskanerinnen Mariens. Die katholische Presse ist vertreten durch eine zweimal wöchentlich erscheinende englische und eine dreimal wöchentlich erscheinende singalesische Zeitung; letztere hat mehr Abonnenten (1200), aber ein tägliches Blatt wäre ein dringendes Bedürfnis. In der erzbischöflichen Druckerei wird auch eine ziemlich stark benützte und gekaufte einheimische (religiöse, apologetische, erbauliche, hagiographische usw.) Literatur hergestellt.

Bei alledem läßt die eigentliche Heidenbekehrung, der Missionszuwachs viel zu wünschen übrig. Zwar ist die Vermehrung stärker als sie oft dargestellt wird (1901—11 nach dem amtlichen Bericht 18 %), aber im Verhältnis zur christlichen Bevölkerung (50 000 in der Stadt, 250 000 in der Diözese) sollte sie erheblicher sein. Die Ursache dieses relativen Stillstandes liegt nicht nur wie in Indien in der ungenügenden Zahl der Priester, die von der Christenpastoration absorbiert sind, sondern auch in der feindseligen Stimmung der Buddhisten. Während die eingewanderten hinduistischen Tamulen verhältnismäßig leicht zu bekehren sind, ist das Missionswerk unter den buddhistischen Singalesen sehr schwer geworden, seitdem sich ihrer eine freilich im Abflauen begriffene nationale Bewegung bemächtigt hat, die auf Erneuerung und Restauration des einheimischen Buddhismus hinausgeht. Infolgedessen muß die Mission alles vermeiden, was die buddhistische Empfindlichkeit reizen könnte, und namentlich die Schule scheidet als Missionsmittel fast aus (so mußten die Jesuiten eine Schule schließen, die sie unter einer buddhistischen Bevölkerung eröffnet hatten). Die einzige Möglichkeit, Buddhisten teils individuell teils familienweise zu gewinnen, besteht in einem glänzenden Gottesdienst, der sie anzieht, in der Attraktionskraft der Christen dort, wo sie in größeren Massen zusammenwohnen, und in der cari-

tativen Tätigkeit (die Schwestern erzielen im Regierungsspital und im Lepraheim mehr Konversionen als die ganze Erzdiözese). Auch die protestantische Mission, die durch ihr aggressives Auftreten viel zur oppositionellen Reaktion beigetragen hat, macht trotz ihrer zahlreichen Schulen und ihrer scheinbar höheren Bekehrungsziffern nur geringe Fortschritte.

Um freilich vom Bekehrungswerk im engeren Sinne einen richtigen Begriff zu erhalten, muß man nicht den mehr einer europäischen Großstadtseelsorge gleichenden Missionsbetrieb in Colombo selbst, sondern die Innenstationen der beiden Oblatendiözesen (Colombo und Jaffna) in Augenschein nehmen, was mir leider meine Zeit nicht erlaubte. Dagegen wollte es eine eigenartige Fügung, daß ich von den anderen, jüngeren und daher noch weniger entwickelten Missionen der Insel, der Jesuiten (Diözesen Gall und Trinkomali) und der Silvestriner (Diözese Kandy), anschauliche Proben zu Gesicht bekam.

Es war von Anfang an meine Absicht, den in Kandy residierenden apostolischen Delegaten Indiens, S. Exzellenz Mgr. Zaleski, Tit.-Erzbischof von Theben, aufzusuchen. Bei seiner hervorragenden, in der Mission einzig dastehenden Stellung und seiner reichen Erfahrung war er in der Lage, mir bessere Aufschlüsse zu geben als irgend jemand, und aus seinen wertvollen Schriften wußte ich, daß er mit einem umfassenden Wissen und praktischen Sinn ein kritisches Urteil verband. Ich hatte ihm daher schon von Europa aus meine Zwecke auseinandergesetzt, und er war so gütig, mich brieflich zu sich einzuladen; außerdem bereitete mein nach Kandy vorausgeeilter Reisebegleiter Bischof Benziger von Quilon den Boden vor. Ich setzte mich also schon am zweiten Tag meines Aufenthalts — es war ein Sonntag — in den Zug, der mich von Colombo nach Kandy bringen sollte.

Ich hatte aber nicht damit gerechnet, daß wir mitten in der Regenzeit standen und die Niederschläge auf Ceylon gerade

in diesem Jahre außergewöhnlich stark waren. Wohl sah ich die ganze Ebene wie in einen See verwandelt und auch das romantische Bergland, in das wir eintraten, von reißenden Gewässern überflutet; aber es war doch eine recht unangenehme Überraschung, als unser Zug an einem herabgestürzten Felsblock halten mußte, und besonders als aus den Haltestunden, die man uns an der Station Rambukkana in Aussicht gestellt hatte, ganze Tage wurden. Ich kampierte, so gut es ging, in der Eisenbahn (er führte einen Waggon-Restaurant mit sich, der mit allem versehen war). Um aber nicht ganz müßig und zwecklos diese erzwungene Einsamkeit zuzubringen, benützte ich sie zur Erforschung von Land und Leuten. Ich fand einen stark besuchten Markt mit einer Moschee, die mir das Vorhandensein von Mohammedanern verkündigte, eine Post, Apotheke und ärztliche Station. Nachdem ich lange umhergewandert war und auch die Hütten der Eingeborenen inspiziert hatte, entdeckte ich auf Grund der Angaben des einheimischen Arztes zu meinem freudigen Erstaunen auch eine niedliche römisch-katholische Kirche und daneben eine Schule, in der gerade die eingeborene Lehrerin Unterricht erteilte. Dankbar gerührt kniete ich in der mit vielen Statuen geschmückten Kapelle zum Gebete nieder, dann besuchte ich die Schule, wo mir die Kinder Gebete und Gesänge aufsagten. Über ihre Leistung und Haltung war ich geradezu entzückt, wenn auch die Mehrzahl von ihnen mohammedanisch oder buddhistisch war (daneben besaß das Dorf auch eine buddhistische, aber keine mohammedanische Schule). Wie ich nachher von der Lehrerin und einigen des Englischen mächtigen einheimischen Katholiken, die sich bald um mich geschart hatten, erfahren konnte, sind die meisten katholischen Bewohner eingewandert und die Bekehrungen wenigstens der Erwachsenen sehr schwierig, bei den Mohammedanern fast unmöglich. Auf meine Frage, ob die Kastenunterschiede auch bei den Christen aufrechterhalten blieben,

hieß es: nicht in der Kirche, wohl aber außerhalb. Leider war es mir nicht möglich, in der Kapelle zu zelebrieren, weil die Missionare Kelch und Ornamente mit sich zu nehmen pflegen. Gerne wäre ich zur Hauptstation Kägoll gegangen, um die drei dortigen Priester (2 europäische und 1 einheimischer) zu begrüßen, aber die Überschwemmung hatte die Wege versperrt. Aus demselben Grunde konnte der zur Einleitung der Patronatsoktav (St. Aloysius) erwartete Pater seinerseits nicht nach Rambukkana kommen. Wie mir später der Delegat mitteilte, gehört Kägoll zur Jesuitendiözese Gall und sein Superior P. Straeten zu den Missionaren, die am meisten Heiden bekehren.

Am Nachmittag des zweiten Tages gelang es mir endlich, im Konsortium mit einigen englischen Pflanzern per Automobil nach Kandy zu entkommen. Da ich durch die Überflutung der Ebene bei Colombo gezwungen war, fünf volle Tage in der altehrwürdigen, prächtig zwischen Bergen und Gärten gelegenen Königsstadt zu bleiben, und dabei die Ehre hatte, Gast des apostolischen Delegaten zu sein, genoß ich den seltenen Vorzug, diesen bedeutenden Mann aus der Nähe kennen zu lernen und von ihm in die genauere Kenntnis der indischen Missionen eingeführt zu werden. Meine Erwartungen waren nicht getäuscht, sondern eher übertroffen: wer mit dem anfangs der Sechziger stehenden, aber noch jugendlich kräftigen und feurigen Prälaten näher in Berührung kommt, wird nicht umhin können, seine Geistesgaben, seinen Scharfsinn, seine Umsicht, seinen Missionseifer und sein Verständnis für die Missionsprobleme zu bewundern. Eine solche Schule zu den Füßen eines solchen Mannes war mehr wert als das Studium vieler Bände, wenn auch seine Mitteilungen meist derart waren, daß sie nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt sein können.

Kandy ist für die gesamte indische Mission auch noch durch sein 1893 von Leo XIII. gestiftetes Generalseminar sehr wichtig, weil daselbst für die meisten indischen Diözesen eine

Elite einheimischer Priester herangebildet wird. Ich durfte also nicht verfehlen, dieser Zentralanstalt einen Besuch abzustatten. Über das Ergebnis war ich vollauf befriedigt, sowohl was die Professoren — belgische Jesuiten — als auch was die Zöglinge anbelangt. Es waren durchweg sehr intelligente und gewinnende Jünglinge, die sich bloß durch ihre Farbe von anderen europäischen Theologen unterscheiden. Sie widmen nicht weniger als drei Jahre dem philosophischen und vier dem theologischen Studium. Welch reger wissenschaftlicher Eifer sie beseelt, zeigte mir u. a. ihr Diskussionskränzchen, das gerade die großen morgenländischen Häresien behandelte. Leider fehlen der Anstalt die Mittel, sich weiter zu entwickeln, weil sie von der heimatlichen Christenheit, speziell von der deutschen, viel zu sehr im Stich gelassen wird, obschon sie ihr großer Stifter, als dessen teures Vermächtnis sie uns doppelt wert sein sollte, dem ganz besonderen Interesse des katholischen Europa empfohlen hat.

In noch stärkerem Grade trifft dies für die Mission und Diözese Kandy zu. Sie gehört zu den ärmsten der Welt und kann daher nur langsame Fortschritte machen. Die italienische Kongregation der Silvestriner, ein Zweig der großen Benediktinerfamilie, hat zu wenig materielle Hilfsquellen, um mit Nachdruck ihre Missionsarbeit zu betreiben. Die meisten Mönche ihres an die Kathedrale stoßenden Klosters sind Eingeborene, aber es könnten noch viel mehr Novizen und damit Arbeitskräfte aufgenommen werden, wenn reichere Mittel zur Verfügung ständen. So muß der Konvent, so gut es eben geht, von den kümmerlichen Überschüssen der damit verbundenen Schule (besonders dem Internat) leben. Auch das Missionsobjekt bietet manche Schwierigkeiten: die Christen sind meist eingewanderte Plantagenarbeiter, die ständig kommen und gehen; die Mohammedaner und Buddhisten, die in Kandy ein starkes Zentrum (Kloster und Tempel) besitzen, zeigen sich dem Evan-

gelium meist sehr unzugänglich. Immerhin zählt das Bistum über 30 000, die Stadt über 2000 Katholiken, die trotz ihrer Armut sympathisch berühren; wenigstens hatte ich jedesmal meine größte Freude, wenn ich mit dem Delegaten in seinem von zwei schneeweißen Pferden gezogenen und von zwei weißgekleideten Kutschern bedienten Galawagen an den Christenhütten vorbeifuhr und die in Lumpen gehüllten Kinder andächtig niederknieten, um voll strahlender Seligkeit seinen Segen zu empfangen. Auch in den Schulen, die ich besuchte, wird tüchtig gearbeitet, sowohl in der High School der Silvestriner, die mit mehreren einheimischen Laiengehilfen (darunter freilich drei Buddhisten) 360 Knaben unterrichten, als auch in der Mädchenschule der Schwestern vom guten Hirten, deren Schülerinnenzahl sich auf 424 beläuft.

IV.

(Mission und Christentum in Vorderindien.)

Colombo, 18. Oktober 1913.

Da die erste Woche meines hiesigen Aufenthalts durch die Gewalt der Elemente auf Ceylon festgelegt war, blieb mir für Indien selbst nur noch die zweite übrig, wenig genug für ein Riesenland, das im Missionswesen eine so wichtige Rolle spielt oder doch spielen sollte. In dieser kurz bemessenen Zeit mußte ich mich mit einem kleinen Ausschnitt begnügen, der mir trotzdem möglichsten Einblick in die Eigentümlichkeiten des indischen Missionsbetriebes gewähren sollte: meine Wahl fiel naturgemäß auf die Ceylon zunächst gelegene Südostküste (Coromandel), die an sich schon eine mannigfache Mischung von Missionsgebieten und Missionsgesellschaften aufweist.

Schon die Hinfahrt von Colombo nach Tuticorin

bot mir ein unvergeßliches Bild, das mich tief in die seelische Verfassung des christlichen Indiens schauen ließ. Schon am Abend beim Einsteigen im Hafen trafen wir einen europäisch gekleideten, durchaus modern auftretenden Eingeborenen, der auf den Bischof von Quilon, meinen Reisebegleiter, wartete, um ihn ehrerbietigst zu begrüßen; er hatte seine Studien in London absolviert, und da ihn Bischof Benziger getraut hatte, wollte er die Gelegenheit nicht versäumen, ihm seine Huldigung darzubringen. Kaum hatte er sich verabschiedet, als einer nach dem andern von den Schiffsleuten — zusammen wohl über zwei Dutzend, man hätte meinen können, die ganze Besatzung — herbeikam, voll tiefster Ehrfurcht niederkniete, in kindlicher Andacht den Ring küßte und mit rührendem Vertrauen um den bischöflichen Segen bat, um beseligt wieder von dannen zu gehen: lauter braune, von der Arbeit abgehärtete Gestalten, vom höchsten Alter bis zur zartesten Jugend, teils Angestellte oder Arbeiter auf dem Dampfer, die im Schweiße ihres Angesichtes einen kargen Lohn verdienten, teils Händler oder Passagiere, die geschäftshalber nach Indien hinüberfuhren. Wie ein Lauffeuer hatte sich auf dem ganzen Schiff unter den Katholiken die Nachricht verbreitet, daß ein Bischof an Bord sei (er trug die bischöflichen Abzeichen nicht), und sofort eilten alle wie auf ein gegebenes Zeichen herbei, um ungescheut vor aller Welt dieses schöne Zeugnis ihres Glaubens abzulegen. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich am Morgen bei der Landung in Tuticorin. Und ich sollte erst dabei sein, meinte der Bischof, wenn er seine Diözese bereise; zu Tausenden strömten da die Katholiken herbei, um kniend auf offener Straße für sich und ihre Kinder seinen oberhirtlichen Segen zu empfangen. Wo ist bei uns zu Hause ein Bischof, dem solche spontane Ovationen in der Öffentlichkeit zuteil werden, wenn wir absehen von offiziellen Firmungsreisen u. dgl. m.? Wahrhaft, das christliche Europa könnte sich beschämen lassen vom lebendigen Glauben

VAN MISSION LIBRARY

dieser durch die Mission dem Heidentum abgerungenen indischen Christen und von ihnen lernen, wie wir unerschrocken unser Bekenntnis auch vor der Öffentlichkeit an den Tag legen sollen! Beim Anlaufen der indischen Küste fuhren uns schon von weitem ganze Schwärme von Fischerbooten entgegen, deren Inhaber sich durch Kreuze als Christen kennzeichneten.

Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß Indien vielerorts noch von der portugiesischen Periode her bereits eine abgeschlossene Christenheit mit voller kirchlicher Verfassung und hochentwickeltem kirchlichen Leben beherbergt. Schon Tuticorin, das wir zuerst betraten, ist seit Jahrzehnten oder vielmehr Jahrhunderten eine halbkatholische Stadt (von 25 000 Einwohnern 10 000 Katholiken, davon 4000 von der portugiesischen Jurisdiktion und 6000 unter den Jesuiten). Die Väter der Gesellschaft Jesu unterhalten daselbst eine „Hochschule" (nach englischen Begriffen, eigentlich mehr Real- und Mittelschule) mit 500 Schülern, deren größere Hälfte heidnisch ist, unter einem eingeborenen Pater und eingeborenen, gleichfalls meist heidnischen Lehrern, ein Übelstand, der in den indischen Missionsschulen ziemlich allgemein und wegen Mangels an christlichen Lehrkräften vorläufig nicht zu umgehen ist. Geringeren Besuches und Erfolges erfreut sich sowohl die protestantische Schule der Church Missionary Society als auch die katholische der Portugiesen. Kein geringes Hemmnis auch für die Mission bildet die Spannung zwischen den beiden „Jurisdiktionen", ein recht bedauernswerter Überrest des „Schismas von Goa", zugleich ein trauriges Symptom des Parteigeistes, der sich seit Generationen eines Teiles der indischen Katholiken bemächtigt hat; ja es kommt heute noch vor, daß sich die Priester und Gläubigen beider Faktionen gegenseitig verketzern, daß namentlich die Anhänger des portugiesischen Patronatsrechts (Padroado) die „Propagandakatholiken" als geradezu schismatisch hinstellen oder direkt zu schädigen suchen. Immerhin beträgt der

jährliche Bekehrungszuwachs im Tuticoriner Distrikt gegen 2000, für Indien eine recht ansehnliche Zahl.

Von Tuticorin brachte mich die Bahn über Madura (Zentrum der alten Jesuitenmission, speziell von P. Nobili) nach Trichinopoli, der Residenz des Bistums, das den französischen Jesuiten von der Touloner Provinz anvertraut ist, und zu dem auch Tuticorin gehört. Nachdem mich Bischof Benziger von Quilon verlassen hatte, fand ich einen höchst willkommenen Gesellschafter in Msgr. Faisandier S. J., dem Koadjutor von Trichinopoli, der mir früher schon geschrieben hatte und nun in liebenswürdiger Weise über den Stand der Diözese Aufschluß gab. Mit ihren 255 000 Katholiken (davon nur 1000 Europäer oder Eurasier) kommt sie an Christenzahl gleich hinter Goa, also unter allen indischen Bistümern an zweiter Stelle. Im Vergleich zu diesen Ziffern sind die Missionsfortschritte recht mäßig, nicht selten auch Rückfälle zu beklagen. Immerhin sind über 60 Patres in der Heidenmission beschäftigt, und zuweilen bekehren sich ganze Dörfer. Ein eigentliches Katechumenat besteht indes bei der eigentümlichen Kastenverfassung nicht; die Taufbewerber werden mehr oder weniger lange von einheimischen Katecheten vorbereitet und vom Priester besucht, je nachdem sie aus heidnischer oder christlicher Familie bezw. Umgebung stammen. Mit Erfolg sind die Jesuiten bemüht, ihre Neuchristen zur finanziellen und sonstigen Mitwirkung heranzuziehen. Den europäischen Patres stehen 40 einheimische Priester, zur Hälfte Jesuiten, zur Hälfte Weltgeistliche, zur Seite. Für den klerikalen Nachwuchs sorgt das mit dem Kolleg verbundene kleine Seminar, während für das große das Generalseminar von Kandy einigen Ersatz schuf, bis vor kurzer Zeit mit den Jesuitendiözesen Mangalore und Calcutta ein Abkommen getroffen wurde. Für ihre Novizen und Veteranen besitzt die Gesellschaft ein eigenes Haus (Noviziat und Sanatorium) im Gebirge.

Mein Hauptinteresse galt dem Jesuitenkolleg von Trichinopoli, in welchem ich gastliche Aufnahme und auch eine Reihe angesehener Landsleute (elsässische Patres wie den Chemieprofessor P. Haas) fand. Das Kolleg, eines der vier Universitätskollegien ersten Grades, die von den Jesuiten in Indien geleitet werden (außerdem Mangalore, Calcutta und Bombay), verdient als wahre Musteranstalt bezeichnet zu werden, sowohl was die hochmoderne Einrichtung und Ausstattung als auch was Studienbetrieb und Disziplin anbelangt. Auch hier sind notgedrungen neben den christlichen Lehrern noch mehr heidnische angestellt, ein gewiß nichts weniger als ideales Verhältnis. Von den 2000 Schülern sind nur 700 katholisch (davon 600 im Internat), die übrigen Nichtchristen. Zwar kommen Konversionen selten vor, und die Schule verzichtet sogar darauf, ihre heidnischen Zöglinge nach Art der protestantischen Kollegien zum Religions- oder Bibelunterricht zu nötigen, weil erfahrungsgemäß durch solche erzwungene Unterweisung doch nichts erreicht wird; aber dennoch ist diese Schultätigkeit, speziell den Heiden gegenüber, keineswegs unnütz, vielmehr erscheint sie der Mission mit Recht geradezu als unentbehrlich. Nicht nur wird dadurch das Ansehen der Missionare und der Kirche gehoben; nicht nur der christlichen Jugend eine höhere Bildung und Stellung gesichert, wozu die heidnischen Schüler ihrerseits beitragen, da sie ein erhebliches Schulgeld zahlen müssen, während die meisten Christen frei sind (früher für die Schule, jetzt für das Internat); auch für die Heiden ist diese indirekte Pionierarbeit wertvoll, weil sie dazu verhilft, daß dieselben ihre Vorurteile gegen das Christentum aufgeben und in ihren späteren einflußreichen Posten ihm wohlgesinnt bleiben.

Ganz vernachlässigt werden freilich auch im Kolleg die direkten Missionsziele nicht. Wer davon sich überzeugen will, der muß die apostolische Tätigkeit des Spirituals P. Lacombe beobachten; der muß ihm nachgehen, wie er sich

väterlich jedes einzelnen seiner Pflegebefohlenen annimmt; der muß ihn an der Spitze der blühenden Organisation sehen, die er unter den ehemaligen Schülern der Anstalt begründet hat und für die er alljährlich zweimal Exerzitien veranstaltet; der muß ihn verfolgen, wie er auch die Nichtchristen, reich wie arm, durch unversiegbare Liebe und Güte zu gewinnen sucht. Und wer meint, daß diese jahrzehntelangen Bemühungen erfolglos geblieben seien, der begleite ihn mit mir in die christlichen Niederlassungen, die er in unmittelbarer Nähe des Kollegs angelegt hat und von da aus pastoriert: die Pariaskolonie auf der einen Seite mit ihren dürftigen Hütten und Bewohnern, mit ihrer schlichten, aber dem Gegenstand angepaßten Kapelle und Schule; auf der anderen Seite die vornehme Brahmanenkolonie mit ihren aristokratischen, aus den besten Familien stammenden Bewohnern, die vielfach unter den schwersten Opfern ihren Übertritt vollzogen haben, die mit felsenfester Treue und Überzeugung an ihrem Glauben festhalten, die in ihrem hübschen Kirchlein täglich selbst Abendgebet, Kreuzweg und Rosenkranz verrichten. Aber auch die sonstigen Anlagen und Anstalten der Jesuiten in Trichinopoli, ihr Lehrerseminar, ihre Industrieschule, ihre Druckerei sind mustergültig und verdienen die Beachtung weitester Kreise.

Von Trichinopoli fuhr ich weiter nördlich nach Madras, dem Sitze der südindischen Präsidentschaft und Universität. Der Zufall wollte es, daß ich den Weg gemeinsam mit einem deutschen protestantischen Missionar zurücklegte, der mir das größte Entgegenkommen erwies und ein Gespräch über die schwebenden Missionsprobleme anknüpfte. Er war von tiefer Hochachtung für die Arbeit der katholischen Missionare erfüllt, wenn er auch einzelnes daran auszusetzen hatte; der protestantischen Mission, wenigstens den weitaus überwiegenden englischen Gesellschaften, machte er den schweren Vorwurf, daß sie durch prinzipielle Konzessionen an das Heidentum mehr und

mehr einen verhängnisvollen Synkretismus erfahre, dem ganzen englischen Unterrichtswesen, daß es durch seine ausschließliche Diesseitsrichtung die Indier zum Materialismus erziehe. Die Anglikaner suchen sich ihrerseits im Unterschied zu den übrigen Sekten krampfhaft als katholisch auszugeben, so daß die Regierung (ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt) von der katholischen Mission das Attribut „römisch-katholisch" verlangt. Ich selbst mußte erfahren, wohin die Nichtbeachtung dieser Vorschrift führen kann, denn obschon ich meinem Kutscher eingeschärft hatte, er solle mich zur katholischen Kirche führen, brachte er mich zuerst zur „High Church".

Madras ist ein Erzbistum (54 000 Katholiken) und untersteht als solches der Millhiller Missionsgenossenschaft, der einzigen, die auf englischem Boden entstanden ist. Aber überall, auch in der kleinen und armen Kathedrale, tritt dem Besucher störend der empfindliche Mangel an Mitteln und Kräften entgegen, abgesehen davon, daß fast alle Patres Holländer sind, eine wahre Schande für das katholische England, dessen Klerus und Volk im Gegensatz zu seinen protestantischen Mitbürgern noch immer so wenig Interesse für das Missionswerk bekundet, obschon gerade dem englischen Element besonders in der Missionierung Indiens so wichtige Aufgaben beschieden wären. Darum kann sich die Heidenmission, wie mir der Erzbischof klagte, trotz aller Anstrengungen nur mühsam und bescheiden entfalten (etwa 1000 Konversionen im Jahr). Auch die katholische Schule (High School), eine doppelte für die Europäer bezw. Eurasier und für die Indier, so aufopferungsvoll die Patres (lauter Holländer) sich ihr widmen, kann nicht entfernt, weder im Umfang noch in der Ausstattung einen Vergleich mit den Jesuiten aufnehmen (in der Eingeborenenschule 120 katholische und 200 nichtchristliche Schüler, Mehrzahl der Lehrer ebenfalls heidnisch). Dagegen unterhält die protestantische Mission (schottische Freikirche) ein „Cristian College", das im ganzen von 1600, in

den akademischen Kollegklassen von 600 Schülern (darunter nur 100 Christen) besucht wird; auch hier sind die Institute und Sammlungen, wie ich mich durch einen Rundgang unter Führung des freundlichen Direktors überzeugen konnte, sehr reichhaltig, wenn auch nicht so schön und modern wie in Trichinopoli. Um so dringender wäre die Errichtung eines erstklassigen Kollegs in Madras auf katholischer Seite.

Von Madras aus machte ich einen Ausflug der Meerpromenade entlang nach Miliapur, einerseits um das bereits von Franz Xaver besuchte „Grab des hl. Thomas" zu sehen, andererseits um eine Idee von den portugiesischen Bistümern zu erhalten, zu denen Miliapur gehört. Die Pfarreien der Diözese (80 000 Katholiken) sind über die ganze Ostküste vom Kap Comorin bis Dakka zerstreut, die Reibungsflächen sind daher zahlreich und die Verwaltung nicht leicht. Die Portugiesen selbst geben zu, daß diese doppelte Jurisdiktion ein wirkliches Übel sei. Ähnlich wie in Frankreich hält auch das republikanische und kirchenfeindliche Portugal eifersüchtig sein Protektorat aufrecht und besoldet die Pfarrer weiter, aber ihre Lage ist natürlich eine sehr prekäre und bedrohte, ihre missionarische Expansionsmöglichkeit gering. Auch Miliapur besitzt eine schöne Kathedrale und eine von England unterstützte High School in zwei Abteilungen (für Eurasier und Indier).

Den Rückweg benützte ich zu einem Abstecher nach Pondichery, das als französische Kolonie und als Hauptsitz der vorderindischen Missionen des Pariser Seminars (Erzbistum mit 142 000 Katholiken, dazu 3 andere Bistümer) doppelt interessant ist. Entsprechend ihrem Stiftungszweck widmen sich diese französischen Weltpriestermissionare mit besonderem Eifer der Heidenbekehrung und der Heranziehung eines einheimischen Klerus, begegnen aber in beiden Bestrebungen mannigfachen Schranken, in der ersten besonders einem infolge der heimatlichen Krisis immer fühlbarer werdenden Mangel an Personal,

in der zweiten dem schwerwiegenden und unzuverlässigen Charakter des eingeborenen Elements (ob freilich dabei nicht auch der europäische Rassenstolz mitspielt, möchte ich nicht entscheiden). Aber auch die Pariser Missionare können der höheren Schulen nicht entbehren. Ich besuchte zwei ihrer bedeutendsten in Pondichery und in Cuddalore und war über beide sehr befriedigt. Das „Seminar" von Pondichery ist eigentlich offiziell laut Dekret von 1904 — auch ein Stück französischen Kulturkampfes — geschlossen, zählt aber noch immer durchschnittlich mindestens 750 Schüler (eingeschrieben ca. 1000, aber fluktuierend); was mir besonders gefiel, ist einerseits, daß die meisten Lehrer und Schüler katholisch sind, anderseits, daß die Schule sich völlig selbst erhält, sogar ohne jede Subvention seitens der Regierung wie der Missionen. Die Schule von Cuddalore, an der ich ebenfalls einen Landsmann aus meiner elsässischen Heimat, P. Fahrer, traf, hat einen nicht minder harten Kampf um ihre Existenz zu führen, speziell mit der heidnischen Gegenschule, weshalb sie sich genötigt sah, vom Grade eines eigentlichen Kollegs herabzusteigen, weil die hinreichenden Lehrkräfte fehlten; sie unterrichtet aber immer noch mit großem Erfolg 1000 Schüler. Auch die Pariser Missionare, mit denen ich sprach (lauter freundliche, fröhliche Herren), waren sämtlich der Ansicht, daß die Beeinflussung der höheren Gesellschaftsklassen in Indien auf dem Wege der Bildung und des Unterrichts ein notwendiges Missionsmittel sei, nicht nur um im bekehrten Bevölkerungsteil den Geist des Christentums einzupflanzen, sondern auch um unter den Heiden eine christliche Atmosphäre zu schaffen und den Boden zur Aufnahme des Evangeliums vorzubereiten.

Gerne wäre ich weiter gen Norden vorgedrungen und auch nach der zum Teil noch interessanteren Westküste gefahren, aber die Zeit erlaubte es mir nicht. So mußte ich mich bezüglich Südwestindiens mit den anschaulichen Schilderungen

des Bischofs von Quilon begnügen. In der kirchlichen Organisation stellt dieser zum guten Teil seit Jahrhunderten christianisierte Küstenstrich ein merkwürdiges Konglomerat verschiedenartigster Gebilde dar: über das ganze verteilt sind zunächst die beiden Karmeliterſprengel, das Erzbistum Verapoli (85 000 Christen) und das Bistum Quilon (120 000); zwischen ihnen zersprengt einige portugiesisch-goanesische Gemeinden mit einem Küstensaum und Bischofssitz in Cochin (102 000); innerhalb der Diözese Verapoli endlich die vier unierten syro-malabarischen Bistümer der sog. Thomaschristen (400 000), wozu noch die schismatischen Jakobiten (300 000) kommen. Die weitere Ausbreitung des Christentums wird fortgesetzt und wäre im großen Maßstab durchaus nicht schwer, wenn nicht die eigentliche Missionstätigkeit auch hier durch Mangel an Kräften und Mitteln und die fast alles absorbierende Christenseelsorge so stark unterbunden wäre. Noch schlimmer ist es in dieser Beziehung mit dem so volkreichen, aber von Missionaren fast ganz entblößten Nordindien bestellt, das nur etwa 50 000 Katholiken zählt; es gibt hier Diözesen, in denen auf je 20 (Agra) bzw. 40 (Allahabad) Millionen Heiden kaum 2000 indische Christen fallen. Auf die Ursachen dieser grauenerregenden Verlassenheit einzugehen, ist hier nicht der Ort; leider sind einzelne der Missionsgesellschaften, denen die Propaganda diese riesigen Evangelisationsfelder anvertraut hat, nicht ganz schuldlos, da sie die strenge römische Vorschrift, wenigstens zwei Missionare ausschließlich für die Heidenbekehrung zu verwenden, nicht ausführen und zähe an ihrem „Monopol“ festhalten, dem sie in unbegreiflicher Engherzigkeit selbst das Wohl der Mission und damit von Millionen unsterblicher Seelen opfern! Und während so der kostbare Augenblick für die katholische Mission verloren geht, ist die protestantische rastlos und erfolgreich bemüht, dem Irrtum Eingang in die indische Volksseele zu verschaffen.

Bei dieser Sachlage ist es dringend an der Zeit, daß an

zuständiger Stelle energische Abhilfe geschaffen und das indische Missionswerk von der ganzen katholischen Welt viel nachdrücklicher in Angriff genommen würde. Auch Deutschland darf in diesem Wettbewerb um so weniger zurückbleiben, als die angelsächsischen Katholiken in ihrer übergroßen Mehrheit leider immer noch die an erster Stelle ihnen obliegende Pflicht versäumen und für die Christianisierung ihrer Kolonien soviel wie kein Verständnis haben. Zunächst muß das katholische Deutschland in der Stellung von Missionskräften und der Übernahme von Missionsgebieten viel stärker als bisher vertreten sein; wohl arbeiten die deutschen Jesuiten im Nordwesten, im Erzbistum Bombay und im Bistum Poona, wacker und tüchtig auf dem Gebiet des Unterrichts und neuestens zugleich der Heidenmission; aber auch andere deutsche Genossenschaften und nicht zuletzt die deutschen Weltpriester sollten ebenso wie die französischen in die Arbeit eintreten, von deren Umfang und Intensität die religiöse Zukunft des Riesenlandes mit seinen 310 Millionen Einwohnern, davon 232 Millionen Heiden, 75 Millionen Mohammedaner und bloß 2½ Millionen Katholiken abhängt. Aber auch finanziell, intellektuell und moralisch sollten wir die indischen Missionen viel kräftiger unterstützen, indem wir ihnen die unentbehrlichen Geldmittel zur Befriedigung ihrer aktuellen Bedürfnisse zuführen und die vorhandenen Lücken ergänzen helfen, besonders auf den Gebieten der Schule, der Presse und der Organisation. Auch für Indien, das uralte „Wunderland" und nach manchem die Wiege der Menschheit, soll das Wort wahr werden, das man für das katholische Europa geprägt hat, jetzt aber so vielfach strittig machen möchte: Germania docet!

V.

(Hinterindien und Hongkong).

Hankau (Hupe), 8. November 1913.

Im Fluge gleichsam, auf kürzestem Wege und mit den raschesten Verkehrsmitteln, bin ich entgegen meinem ursprünglichen Reiseprogramm, das Ozeanien zeitlich vor China stellte, von Vorderindien bis hierher ins Innerste des Reiches der Mitte gereist, nicht nur weil es wegen seiner Wichtigkeit mein Hauptaugenmerk auf sich lenken muß, sondern auch weil die Dringlichkeit einiger praktischer Aufgaben mich veranlaßte, die Südseereise vorläufig aufzuschieben und jetzt schon nach Norden vorzudringen. Ich bin mir wohl bewußt, damit eine schwere Unterlassungssünde begangen zu haben, wie mir der indische Delegat mit Recht vorwarf, indem ich die hinterindische Mission, eine der bedeutendsten und interessantesten der Welt, nicht genauer besichtigen konnte; aber die große Eile und die Beschränktheit meiner Reisefrist dürfte mir als triftige Entschuldigung dienen.

Zwei in ihrer Art charakteristische und daher doppelt lehrreiche Missionsgebiete, die erst neuestens eine kritische Darstellung aus berufener Feder in der „Zeitschrift für Missionswissenschaft" (1913) erfahren haben, mußte ich infolgedessen schweren Herzens zur Seite liegen lassen: zur Rechten den zu Holland gehörenden indischen Archipel, der uns die östliche Längsseite von Sumatra bis dicht vor die Augen entgegenstreckt, zur Linken Indochina, das unter Frankreich oder doch französischem Einfluß steht. In Niederländisch-Indien hat es eine jahrzehntelange katholikenfeindliche Kolonialregierung verstanden, die katholischen Missionsanstrengungen zu unterbinden, so daß unsere Erfolge auf diesem Inselmeer, besonders im Schulwesen, hinter den protestantischen weit zurückstehen; erst seitdem die holländischen Katholiken und

Genossenschaften, besonders die Jesuiten und Kapuziner, sich eifriger diesem ihnen am nächsten stehenden Arbeitsfeld zugewandt haben, ist ein frisches Leben und ein reger Aufschwung nicht zu verkennen. Umgekehrt ist Französisch-Indien, das ehemalige annamitische Reich, ein altes, spezifisch katholisches, bis zur Gegenwart von der protestantischen Konkurrenz verschont gebliebenes Missionsland, das seit Jahrhunderten zahlreiche kompakte, in sich gefestigte, in Sturm und Drang erprobte Christengemeinden mit blühendem kirchlichem Leben und zahlreichem eingeborenem Klerus umschließt und auch durch die neueste Krisis in der französischen Kirchenpolitik nicht wesentlich erschüttert wurde. Von den Pariser Vikariaten z. B. — außer dem Pariser Seminar besitzen auch noch die spanischen Dominikaner zwei Tonkingbistümer — zählt West-Tonking nach dem letzten „Compte Rendu" (1913) 141 000, Süd-Tonking 142000, Ober-Tonking 25000, Küsten-Tonking 98000, Ost-Kochinchina 61 000, West-Kochinchina 71 000, Nord-Kochinchina 59 000, Kambodja 71 000, Siam 24 000, Laos 13 000, Südbirma 59 000, Nordbirma 10 000, Malacca 33 000 Katholiken. Im Vergleich zu der ins Ungemessene anschwellenden Kommunionziffer schreitet allerdings das mannigfach erschwerte Bekehrungswerk im engern Sinne nur sehr allmählich voran; in den christenreichen östlichen Vikariaten schwankt die Zahl der Jahrestaufen von Erwachsenen zwischen 500 und 2000, während die schwächeren Sprengel im Innern diese Ziffern nicht einmal erreichen. Missionsschulen und Liebeswerke werden ziemlich befriedigend von eigenen Brüder- und Schwesternkongregationen bedient.

Eine Stichprobe dieses Missionsbetriebs bekam ich zu Gesicht im Bistum Malacca, das die unter britischer Herrschaft stehende Landzunge gleichen Namens umfaßt und daher noch manche gemeinsame Züge mit der vorderindischen Mission aufweist. Die Bevölkerung ist gemischt und nimmt dem

Christentum gegenüber eine sehr verschiedene Haltung ein; die Ureinwohner, mohammedanisierte Malayen, sind wie alle Anhänger des Propheten dem Evangelium in der Regel unzugänglich; besser steht es mit den Indiern und Eurasiern (Mischlinge zwischen Indiern und Europäern), die wenigstens meist im Glauben erhalten werden können, wenn sie bereits bei ihrer Einwanderung katholisch sind; am dankbarsten ist die Evangelisationsarbeit unter den mehr und mehr überwiegenden Chinesen, die bekanntlich außerhalb ihrer Heimat leichter zu bekehren sind als zu Hause. Die Missionsstationen des Bistums gehören übrigens zu den bestbegründeten und bestfundierten der Welt.

Penang, wo ich zuerst landete, besitzt vier schöne Kirchen, von denen die eine dem europäischen Element, die andere dem indischen, die dritte und vierte den zwei am stärksten vertretenen chinesischen Sprachen dient. Das religiöse Leben ist gut entwickelt, der Sakramentenempfang häufig, die Teilnahme an den (eben gehaltenen) geistlichen Übungen außerordentlich rege. In der von christlichen Schulbrüdern aus den eigenen Einkünften unterhaltenen High School studieren 1400 Schüler, davon allerdings kaum 300 Christen. Man wirft den Brüderschulen vor, daß sie zu sehr auf Erfolg und Gewinn ausgehen, daß sie den katholischen Charakter ganz hinter den Schulbetrieb zurücktreten lassen, daß sie zu viele heidnische Schüler aufnehmen und auf sie keinen religiösen Einfluß ausüben; auf der höheren Mädchenschule (300 Christinnen und 400 Heidinnen). Weniger heidnische Kinder zählen und ein stärkeres Gewicht auf die religiöse Seite legen die Schwestern von St. Maur in ihrer andern Seite können sich aber die Brüder darauf berufen, daß sie viele europäische und der Mehrzahl nach christliche Lehrer haben, daß sie namentlich in ihren Internaten nicht wenige Konversionen erzielen und auch für die Heiden fakultativen Religionsunterricht geben, an dem alle teilnehmen, Erfolge, die nicht einmal die indischen Jesuitenschulen verzeichnen können.

Etwas abseits von Penang liegt idyllisch in einem großen Eigentumskomplex das hinterindische Generalseminar, das seit 1808 hierher verlegt ist und sämtlichen Gebieten der Pariser dienen soll. Nachdem viele Vikariate eigene Priesterseminare gegründet haben, ist die Zahl der Alumnen auf 30 (meist aus Siam, Kambodja, Birma und Südwestchina) zurückgegangen, so daß die schönen großen Räume ziemlich leer aussehen, doch verspricht die für Annam geplante Eliteauswahl neuen Zuwachs. Der Studiengang dauert nicht so lange wie in Kandy (5—6 Jahre), Geist und Betragen der Seminaristen ist aber auch hier zufriedenstellend, die Zusammensetzung und Vorbildung einheitlicher.

Nach Penang sah ich Singapore, die rasch aufblühende Weltstadt an der südlichsten Spitze Hinterindiens ganz nahe beim Äquator, wohin die Engländer den Handelsweg vom portugiesischen Malacca aus abgeleitet haben und auch der Bischofssitz von Malacca verlegt worden ist. Zu meiner angenehmen Überraschung entdeckte ich im Indierpfarrer einen Landsmann und Klassenmitschüler, der mich freudig in seine Wohnung aufnahm und über alles Wissenswerte informierte, während sein Katechist den Kindern der Pfarrei den Katechismus beibrachte. Auch hier sind die Pfarrkirchen nach Rassen und Sprachen verteilt und bereits in der glücklichen Lage, sich der Hauptsache nach selbst aus Stolgebühren, Sammlungen u. dgl. zu unterhalten; für außerordentliche Unternehmungen allerdings, wie beispielsweise den „Lesesaal", den mein Freund P. Burghofer projektiert, ist die Mission immer noch auf Almosen aus Europa angewiesen. Das höhere Schulwesen ist dem von Penang ganz analog: eine „Hochschule" für Knaben in der Hand der „Brüder von der christlichen Schule" (1200 Schüler, davon 600 katholische) und eine von der „Congrégation de St. Maur" geleitete höhere Töchterschule (800) nebst Pensionat (200) und Findelhaus. Alle möglichen Nationen und Religi-

onsbekenntnisse sind unter den Schülerinnen vertreten, und gerne vertrauen selbst protestantische und jüdische Eltern ihre Kinder der musterhaften Erziehung der braven Nonnen an; doch wird der Religionsunterricht auf die katholischen Mädchen beschränkt und auf eigentliche christliche Propaganda verzichtet, ja auch bei vorhandener Geneigtheit zum Übertritt wegen der Gefahren des hinterindischen Sadoma weise Zurückhaltung geübt.

Noch wenige Tage, und vor uns liegt endlos im Morgengrauen ausgebreitet die chinesische Küste. Unwillkürlich erinnere ich mich daran, wie im Dezember 1552 der größte Heidenapostel der Neuzeit, der hl. Franz Xaver, angesichts dieser so sehnsüchtig von ihm erstrebten und doch versagt gebliebenen Gestade verschied, wie noch gegen Ende des Jahrhunderts ein anderer Jesuitenmissionar (Valignani) von einem portugiesischen Schiffe aus, wehmütig den umflorten Blick nach China gerichtet, ausgerufen haben soll: „O Felsen, Felsen, wann wirst du dich endlich öffnen?“ Nun steht er geöffnet, weit geöffnet da, und durch viele Eingangspforten flutet in mächtigen, unaufhaltsamen Strömen die europäische Kultur mit all ihren guten und bösen Gaben in das Reich der Mitte ein. Der einst so starre, unzugängliche Koloß ist in einer geistig-materiellen Umwälzung begriffen, die ihn samt seinen 400 Millionen Einwohnern mit einem Schlage aus mehrtausendjährigem Mittelalter in eine völlig neue Zeit versetzt. Diese entscheidende Stunde, wo das Alte rettungslos zusammenbricht und das Neue mit Riesenschritten einrückt, ist auch die religiöse Schicksalsstunde für das chinesische Christentum. Tatsächlich hat die protestantische Mission als kluges Weltkind die Gelegenheit benützt, der weltlichen Politik und Kultur unverzüglich zu folgen, zum Teil sogar vorauszueilen, um mit Hilfe überlegener kultureller Mittel sich in dem ihr bis dahin gänzlich verschlossenen Volke einzubürgern und auszubreiten. Die katholische Mission aber,

die seit Jahrhunderten vor keiner Schwierigkeit und Verfolgung zurückschreckend bis ins Innerste des Landes vorgedrungen war und all seine Provinzen besetzt hatte, die schon im 17. Jahrhundert dank ihren eminenten Kulturtaten nahe daran war, ganz China zu christianisieren, sah sich durch den bitteren Mangel an Mitteln und Kräften in die tragische Notwendigkeit gesetzt, nur allzulange den kostbaren Augenblick unbenützt vorübergehen zu lassen!

Darüber galt es nun, mich näher zu orientieren. Leider mußte ich den Besuch Macaos, des alten portugiesischen Eingangstores und Missionsstützpunktes für China, auf spätere Zeit aufschieben. Dafür konnte ich die hochmoderne Schöpfung, die die britische Kolonialpolitik im 19. Jahrhundert an die Stelle des mehr und mehr verfallenen Macao gesetzt hat, die unter England stehende Insel und Hafenstadt Hongkong, mit Muße ansehen und bewundern. Der praktische Sinn der angelsächsischen Rasse hat sich hier einen der günstigsten und schönsten Punkte des Erdkreises als Operationsbasis ausgesucht und mit allen Fortschritten der Neuzeit ausgestattet, zuletzt auch mit einer weithin sichtbaren Universität nach englischem Muster, an der ein katholisches Internat (Hostel) neben den beiden protestantischen ein Gebot der Zeit und eine dringende Aufgabe der englischen und italienischen Katholiken wäre. Der englischen Okkupation folgten die protestantischen Missionen der verschiedensten Sekten auf dem Fuße nach, zunächst die anglikanische der „Church Missionary Society", die außer einer schönen gotischen Kathedrale ein St. Pauls- und ein St. Stephanskolleg, eine Mädchenschule und ein Mädchenasyl, ein Krankenhaus und ein Aussätzigenheim aufgerichtet hat, dann die presbyterianische Union, schließlich auch die rheinische oder Barmer Gesellschaft, deren imposantes Hospital nächst der staatlichen Universität schon von weitem dem Besucher Hongkongs in die Augen sticht. Schnell rückte auch die katholische Mission nach: schon 1841

sicherte ihr der Prokurator der Propaganda einen Platz, 1842 erhob sich an der Wellington Street mit Genehmigung der Regierung eine prächtige Kathedrale, 1846 übernahmen die Paulsschwestern von Chartres ein Krankenhaus und ein Waisenhaus. Aber die geringen Mittel und Kräfte erlaubten es nicht, mit der rasch aufsteigenden Entwicklung gleichen Schritt zu halten, so daß gegenwärtig die katholische Mission namentlich in den kulturellen Werken längst überholt ist und auch zahlenmäßig den Vergleich mit den meisten anderen (allerdings viel größeren) Vikariaten nicht aushalten kann (18 000 Katholiken und 1000 Katechumenen, 35 Katechisten und 70 Volksschulen).

Immerhin wird sie auch an diesem Weltstapelplatze nicht unwürdig vertreten. Die der unbefleckten Empfängnis geweihte Kathedrale, die 1888 die verbrannte ältere ersetzte, beherrscht durch ihre Lage die ganze Stadt und ist ein imposanter Typus italienischer Gotik in Kreuzform mit einem danebenstehenden hohen Turm ganz nach Art der Dome Italiens; die Altäre und Dekorationen sind meist von italienischem Material und italienischen Künstlern hergestellt, zum Teil auch von italienischen Wohltätern geschenkt (so der Josephsaltar von König Viktor Emmanuel II.). Diese Anlehnung an Italien erklärt sich daraus, daß seit 1858 das Mailänder Missionsseminar, also eine italienische Weltpriestermission mit Hongkong betraut ist. Der apostolische Vikar von Hongkong oder Viktoria, Monsignor Pozzoni aus der Diözese Como, früher zwei Jahrzehnte hindurch praktischer Missionar, ist eine freundliche und gewinnende Erscheinung, reich an Erfahrung und klugem Sinn für die gegenwärtigen Missionsbedürfnisse. Leider findet auch er sich auf Schritt und Tritt gehemmt durch den Mangel an Personal und Geld. Nachdem längere Zeit kein Nachwuchs aus Europa zur Ausfüllung der durch den Tod gerissenen Lücken gekommen war, ist es jetzt damit etwas besser geworden, dank der kräftigen Entfaltung der Mailänder Mis-

sionsgesellschaft. Von meinen sechs ihr zugehörenden Reisegefährten auf dem „Kleist" war die Hälfte für Hongkong ausersehen, so daß ihm jetzt 20 italienische Priester zur Verfügung stehen; dazu kommen ebenso viele einheimische, und auch für die Zukunft ist durch ein eigenes Seminar gesorgt, in dem freilich ein einziger Professor sämtliche theologische, philosophische und humanistische Fächer dozieren und dazu die Geschäfte des Regens und Spirituals versehen muß. Die finanzielle Beschränktheit gestattet auch nicht die Einrichtung systematischer Katechumenatsanstalten, wie sie in anderen chinesischen Vikariaten für die Taufbewerber durchgeführt sind; infolgedessen übersteigt die jährliche Konversionsziffer kaum 600, obschon bei kräftigerer Unterstützung eine Steigerung nicht schwer wäre; indes sind diese numerisch geringen Missionsfrüchte, da sie sich in ihrer Treue mehr bewähren müssen, nach dem Urteil des Bischofs um so zuverlässiger und gefestigter. Die christlichen Schulbrüder halten auch in Hongkong mit teilweise heidnischen Gehilfen eine höhere Schule, die meist von Nichtchristen benützt wird, aber in diesem Jahre schon zehn Bekehrungen zu registrieren hatte. Für die weibliche Jugend bestehen zwei Bildungs- und Erziehungsanstalten, die eine in der Hand französischer Schwestern von Chartres, die andere unter den italienischen Kanossianerinnen, die in letzter Zeit in China sehr segensreich wirken. Die hingebungsvollen Nonnen nehmen sich nicht minder eifrig der Waisen- und Krankenpflege an.

Hongkong beherbergt ferner eine Reihe katholischer Missionsprokuren, die für die Missionare ihrer betreffenden Gesellschaft als Unterkunft dienen und zugleich die materiellen Angelegenheiten besorgen. An der Spitze steht mein eigenes Absteigequartier, die geräumige und prachtvolle Generalprokur der Pariser „Missions-Etrangères", die als Zentrum der 33 ostasiatischen Vikariate dieser größten aller Missionen im äußersten Osten angesehen werden kann und drei

Sekundärprokuren in Schanghai, Saigon, Singapore zur Seite hat. Jenseits des hohen, das herrliche Stadtbild überragenden Berges besitzt die Pariser Mission in pittoresker Lage ein Erholungsheim „Bethanien" für ihre krank oder invalid gewordenen Missionare. Mit diesem idyllischen Sanatorium ist ein Studienhaus und eine große Druckerei „Nazareth" verbunden, die unter allen Missionsdruckereien obenan steht und zu den besten Ostasiens gehört; darin werden mit selbstgegossenen Lettern in fast allen Sprachen und Charakteren des Orients, den chinesischen, anamitischen, tibetanischen usw., zahllose Bücher religiösen wie profanen Inhalts gedruckt, unter der geschickten Leitung des greisen Direktors, der trotz der fabelhaft billigen Preise die Anstalt zur Selbstunterhaltung befähigt hat. Die Seele des Ganzen, überhaupt eine der bekanntesten und einflußreichsten Persönlichkeiten in der ostasiatischen Mission, ist der Generalprokurator „Père Robert", der ehemalige Prokurator von Schanghai (nach ihm ist auch eine Straße daselbst benannt), der wie kein zweiter die Missionsverhältnisse im Reich der Mitte kennt und seit Jahren an der Verwirklichung ihrer modernen Postulate arbeitet. Ich konnte also schwerlich einen bessern und väterlichern, dabei für unsere Ziele und Bestrebungen verständnisvollern Lehrmeister finden.

Damit bzw. mit der Dampferfahrt von Hongkong nach Schanghai will ich für heute schließen, um das nächste Mal den Faden der Erzählung weiterzuführen. An Bord des „Prinz Eitel Friedrich" traf ich außer den beiden holländischen Franziskanern, die mit mir nach Hankau reisten, und vielen protestantischen Missionaren einen deutschen Konsulatsbeamten und einen chinesischen Studenten, mit denen ich mich über die Aussichten des Deutschtums und des Christentums in China unterhielt. Der junge Chinese, einer alten, vornehmen Familie entsprossen, sehr intelligent und liebenswürdig, mit den feinsten europäischen Manieren und des Deutschen vollkommen

mächtig, hatte mehrere Jahre an der technischen Hochschule in Berlin studiert und reiste nun in seine Heimat zurück. Weit entfernt, durch die Erlebnisse und Erfahrungen in der Reichshauptstadt verbittert oder verärgert zu sein, wie so manche seiner Landsleute, hatte er die günstigsten Eindrücke von der deutschen Kultur und Wissenschaft und die aufrichtigste Dankbarkeit für ihre Segnungen mitgenommen. Freilich waren ihm auch die Schattenseiten des modernen Großstadtlebens nicht unbekannt geblieben. Er fand es unbegreiflich, wie das Christentum, wenn es die wahre Religion sei, nicht auch die ganze Politik der christlichen Staaten und das ganze moralische Verhalten der christlichen Akademikerwelt durchdringen sollte. Ein warmer Verehrer des ihm rein bürgerlich erscheinenden Ahnenkults und der konfuzianischen Moral, beschuldigte er die christliche Kultur, sie reiße das chinesische Volk aus seiner patriarchalischen Einfachheit heraus und zerstöre damit eines seiner unentbehrlichen Fundamente; ich konnte ihm unschwer beweisen, wie das System des Konfutse unvollkommen und ohne religiöse Grundlage, jedenfalls den unaufhaltsamen modernen Fortschritten nicht mehr gewachsen sei, und wie nur das Christentum die nötige Schranke und Ergänzung bieten könne.

VI.

(Die katholischen Missionen Zentralchinas).

Schanghai, 18. November 1913.

Bevor ich diesen kosmopolitischen Welthafen Chinas verlasse, will ich versuchen, wenigstens das Wesentliche meiner Beobachtungen und Eindrücke über die mittelchinesische Mission, zu der Schanghai gleichsam den Schlüssel bietet, festzuhalten und wiederzugeben. Schon zum drittenmal finde ich mich hier in dieser bedeutendsten aller Eingangspforten

zum Reich der Mitte, derjenigen, in der sich auch der regste geistige Austausch zwischen Ost und West, zwischen China und Europa vollzieht. Ich müßte also meine Darstellung mit einer Skizze über das Leben und Treiben auf dieser chinesischen Völkerbrücke und speziell über die hiesigen katholischen Missionsunternehmungen beginnen. Doch die Jesuitenmission von Kiangnan, zu der Schanghai gehört, und namentlich ihre großzügigen Schöpfungen in Schanghai selbst nehmen eine so eigenartige und hervorragende Stellung ein, daß sie eine besondere Behandlung verdienen. Anstatt daher an dieser Außenseite des Landes hängen zu bleiben, die ohnehin wegen ihrer heterogenen Zusammensetzung und internationalen Vermischung für das innere China nicht typisch ist, will ich gleich dem Faden meiner Wanderungen ins eigentliche Zentralchina folgen.

Einen guten Einblick zunächst in die Missionsweise der Gesellschaft Jesu im Innern ihres Vikariats gewährte mir ein Besuch in Wuhu am Jangtsekiang von meinem Dampfer „Tuckwo" aus. Von weitem schon lud uns das die ganze Stadt überragende Gotteshaus, dem leider noch die Türme fehlen, zu der kleinen Kahnpartie ein. Dem schmucken Äußern entspricht auch das Innere: teils vergoldete, teils blendend schwarze Tafeln mit gewaltigen chinesischen Lettern, große chinesische Leuchter mit bunten profanen Bildern hängen an den Pfeilern und an der Wand herunter; sechs prachtvolle Holzaltäre, die selbst einer europäischen Kirche alle Ehre machen würden, zieren die Seitenkapellen und dienen den Statuen ihrer Patrone (lauter Heilige der Gesellschaft Jesu!) als Postamente; charakteristisch ist die offenbar zur Trennung der Geschlechter mitten durch die Kirche gezogene hölzerne Scheidewand, an deren vorderem Ende die Kanzel in Form eines Katheders steht. Schon daraus ergibt sich, welch großes Gewicht die Jesuiten auf eine ansehnliche, gut ausgestattete Kirche legen und welch bedeutende Mittel sie dafür opfern, da die katholische Be-

völkerung selbst zu arm ist, um erheblich zum Kirchenbau oder überhaupt zu den kirchlichen Kosten beitragen zu können. Nicht minder imposant ist das anstoßende Wohngebäude, wohl das größte und höchste der Stadt. Ich staunte nicht wenig, als ich in dem großen Hause nur einen Bruder fand, da der Pater auf Missionsreisen war, wie überhaupt jeder Jesuitenmissionar fast ständig in den vielen Posten zirkulieren muß, die ihm gleichzeitig anvertraut sind. Aber zunächst dient die Mission Wuhu als periodischer Versammlungsort für alle Missionare der Sektion, an deren Spitze der Pater als Minister steht. Weiter ist damit eine Pfarrschule verbunden, in welcher der Priester mit einem Gehilfen 50 Knaben Religions- und Elementarunterricht erteilt, während ebenso viele Mädchen von eingeborenen Schwestern unterwiesen werden. Endlich sind hier drei Wochen hindurch die Katechumenen untergebracht, das eine Mal aus der Stadt, das andere Mal vom Land, um nach einer längeren Wartezeit von drei Jahren unmittelbar auf die Taufe vorbereitet und bei dieser Gelegenheit unentgeltlich verpflegt zu werden. Der dadurch erreichte Jahreszuwachs beträgt durchschnittlich 60. Im ganzen befinden sich unter den 5000 Einwohnern der Stadt bereits 1000 Katholiken. Ähnlich besitzen die Außenstationen, die der Missionar von Zeit zu Zeit aufsucht, Kirche und Schule. Aber auch eine Reihe von protestantischen Missionen unterhält in Wuhu mehrere Schulen samt einem Hospital (Methodisten, Adventisten, Missionary Society, amerikanische Episkopalisten, Missionsallianz, China-Inland-Mission, Glaubensmission). Fast ausschließlich von der protestantischen Mission besetzt ist die wegen der neuen Eisenbahnverbindungen höchst wichtige ehemalige Reichshauptstadt Nanking, wo die Jesuiten nur eine kleine Kirche und Schule mit einem einzigen Missionar unterhalten, den ich leider ebenfalls nicht zu Hause traf.

Von den in Mittelchina vertretenen Hauptgesellschaften,

den Lazaristen (Missionspriester des hl. Vinzenz) und den Franziskanern, bekam ich dank den guten Verbindungen ausgezeichnete Missionstypen zu sehen. Zunächst die beiden Hauptsitze der die Landschaften Tschekiang und Kiangsi umfassenden südlichen Lazaristenprovinz, die große Hafenstadt Ningpo in Tschekiang und Kiukiang am Jangtsekiang in Kiangsi. Beide besitzen tüchtige und eifrige, für die aktuellen Missionsbedürfnisse mit Verständnis erfüllte Bischöfe, Msgr. Fatiguet, apost. Vikar von Nord-Kiangsi, und Msgr. Reynaud, apost. Vikar von Ost-Tschekiang. Während ich den ersteren trotz zweimaligen Besuchs und trotz der drei Briefe, die ihm der liebenswürdige holländische Prokurator schrieb, nicht zu Hause traf, weil er von seiner Visitation im Innern des Sprengels nicht abkommen konnte, hatte ich das hohe Glück, mit Bischof Reynaud, dem hochangesehenen Altersdekan des chinesischen Episkopats (seit 1884), auch äußerlich einer stattlichen, prächtigen Erscheinung, persönlich bekannt zu werden und die Meinungen auszutauschen. Dies fiel mir um so leichter, als ein Österreicher (P. Wittib) als Provikar und ein Elsässer (P. Buch) als Prokurator dem Bischof zur Seite stehen.

Kiukiang zeichnet sich ebenfalls durch eine sehr schöne und geräumige, aus haltbarem Stein gefügte und von zwei spitzen Türmen gekrönte Kathedrale aus; ich fand darin u. a. allerhand Holztafeln mit chinesischen Goldlettern, große Vasen mit profanen (teilweise sogar religiös heidnischen) Darstellungen, nett geschnitzte Chorstühle im mittelalterlichen Stil mit Szenen aus dem Leben des hl. Vinzenz, von einem einheimischen Künstler nach Entwürfen des Bischofs angefertigt; auch der Kirchengesang, mit dem die Kinder meine hl. Messe begleiteten, und die Haltung der Gläubigen gefielen mir recht gut. Das Bekehrungswerk macht rasche Fortschritte, Tausende hat kürzlich erst die Hungersnot der Mission zugeführt. Die Katechumenatspraxis ist gut organisiert und wird streng eingehalten; vier bis

fünf Monate lang werden die Taufbewerber in eigenen Häusern unterwiesen, nötigenfalls, wenn das Resultat nicht befriedigt, ein zweites und drittes Jahr; ist es möglich, so müssen sie ihren Unterhalt selbst ganz oder teilweise bezahlen; meistenteils aber werden sie unentgeltlich beköstigt, weshalb trotz aller Sorgfalt sich begreiflicherweise viele materielle Beweggründe einschleichen, die allmählich zu eliminieren oder doch unschädlich zu machen sind.

In Kiukiang finden sich so ziemlich alle Kategorien der gewöhnlichen Missionswerke beisammen. An der Spitze stehen die beiden den Vinzenzschwestern anvertrauten Wohltätigkeitsanstalten. Das schöne Hospital gegenüber der Kathedrale (über 900 Insassen) kommt nicht bloß auf seine Kosten, sondern kann mit seinen Überschüssen noch andere Werke unterhalten; es verpflegt in getrennten Abteilungen neben den europäischen auch viele chinesische Kranke, die es durch einen Katechisten in der christlichen Religion unterrichten läßt, nimmt in seinem Asyl Greise auf, die ebenfalls, meist mit rührendem Eifer, unter Leitung eines Katechisten singend ihren Katechismus lernen, und besorgt die Nahrung für das angrenzende Katechumenat, in welchem der Missionar die männlichen Taufkandidaten vorbereitet. Parallel dazu ist draußen vor der Stadt mit einem großen Waisenhaus, in dem viele Findlinge zu Gottesdienst, Schule und Handarbeit angehalten werden, ein weibliches Arbeitshaus, ein Asyl für Greisinnen und ein Frauenkatechumenat verknüpft. All diese caritativen Anstalten kosten der Mission viel Geld, mehr vielleicht als es zur eigentlichen Glaubensverbreitung im Verhältnis steht; aber auch missionarisch sind sie keineswegs bedeutungslos, da die in ihnen praktisch geübte christliche Liebe nicht wenige Heiden anzieht und von der Vorzüglichkeit des Christentums überzeugt; manche Familien bekehren sich, weil sie christliche Waisen aufnehmen wollen oder von den alten Pfleglingen so viel Gutes über die Mission hören. Im nahen Priesterseminar fand ich

unter den drei Professoren nur die kleinen Seminaristen, da die großen zu ihrer Erprobung gemäß einem alten Lazaristenbrauch auf ein Jahr als Gehilfen auf die Landstationen hinaus verteilt waren. In Kiukiang selbst besteht nur eine primäre Missionsschule unter einem chinesischen Lehrer mit Katechismus- und Literaturunterricht. Die höhere Schule der Schulbrüder in der Provinzhauptstadt Nantschang wurde beim Aufstande von 1906, dem ein Lazarist mit fünf Brüdern zum Opfer fiel, samt einem Hospital von den Heiden verbrannt, doch schweben zurzeit Verhandlungen wegen der Entschädigung und Wiederaufrichtung. Namentlich im Schulwesen wie in der Zahl des Missionspersonals ist darum die protestantische Mission in Kiukiang der katholischen weit überlegen; außer einem schönen Erholungsheim in der Nähe für alle Missionare der Umgebung besitzt sie eine „Universität" und eine Medizinschule, deren Schüler im Anfangsstadium von ihr bezahlt wurden, nun aber selbst bezahlen.

Ganz ähnlich wie in Kiukiang ist die Lazaristenmission in Ningpo eingerichtet. Beide Kathedralen, in der Vorstadt und bischöflichen Residenz wie in der eigentlichen Stadt auf der anderen Seite des Flusses, sind gut gebaut und reich ausgestattet (besonders mit vielen bunten Leuchtern). Die Konversionen sind in der Stadt, speziell unter den in Genüssen versunkenen und miteinander stark verwachsenen reichen Familien nicht zahlreich, wohl aber auf dem Lande. Das regelrechte Katechumenatsverfahren wird im Winter geübt, wenn die Katechumenen von ihrer Arbeit wegkommen können, sonst müssen im Missionskolleg gebildete Katecheten als Ersatz geschickt werden. Im Kolleg, das neben den Pfarrschulen existiert, unterrichteten zuerst kleine Brüder Mariens, die sich aber den Chinesen nicht anpassen und die Disziplin nicht aufrechterhalten konnten, dann europäische Lazaristenpatres, bis es geschlossen wurde; jetzt ist es wenigstens für die Katholiken (90) wieder eröffnet und

untersteht einem fähigen chinesischen Priester als Direktor (mit einem Prokurator, drei christlichen und zwei heidnischen Lehrern), könnte aber leicht noch mehr Schüler aufnehmen. Auch hier finden sich zwei stark in Anspruch genommene Vinzenzhospitäler, das eine für Mädchen und Frauen, das andere für männliche Kranke, Greise, Krüppel, Waisen und Katechumenen (etwa 1000 Personen), doch ist die Erweiterung durch eine Handwerkerschule dringend nötig und vom Bischof auch geplant. Ein Vergleich mit den vielen protestantischen Schulen und Hospizien (außer der englischen Hochkirche amerikanische Presbyterianer, Baptisten, Methodisten) fällt numerisch wieder zuungunsten der katholischen Mission aus.

Um so tröstlicher ist der Grad und das Ergebnis der eigentlich religiösen Tätigkeit in der südlichen Lazaristenprovinz, wie ihre sorgfältige Generaltabelle über den Missionsstand des Jahres 1912/13 uns vor Augen stellt.

	Ost-Tschekiang	West-Tschekiang	Nord-Kiangsi	Ost-Kiangsi	Süd-Kiangsi	Zusammen
Gesamtbevölkerung	11 Mll.	9 Mll	11 Mll.	8 Mll.	10 Mll.	49 Mll.
Katholiken	25074	14169	25133	23007	15589	102872
Europ. Lazaristen	18	12	19	23	17	89
Einheim. Lazaristen	6	10	7	2	1	46
Einheim. Weltpriester	11	8	4	8	12	43
Seminaristen	53	35	35	82	45	299
Schullehrer	261	101	76	103	58	589
Lehrerinnen	54	32	45	111	47	249
Orte m. jährl. Missionen	318	184	514	369	355	1790
Hauptstationen	12	14	18	25	27	96
Kirchen	15	6	20	18	16	75
Kapellen u. Oratorien	233	101	97	95	90	766
Elementarschulen	104	76	52	74	62	378
Schüler	2607	958	1112	1467	912	7086
Schülerinnen	1316	745	1083	1542	703	5349
Waisenkinder	821	369	367	348	442	2337
Ausgeteilte Arzneien	115452	62296	60788	50000	50303	375889
Katechumenen	12577	2561	14000	3238	4606	36917
Taufe v. Erwachsenen	2887	1273	1735	1015	1409	8362
Beichten	82247	45389	61163	40741	34125	265724
Kommunionen	147435	96430	96679	68505	59978	469093

An Vereinen werden aufgezählt: Verbreitung des Glaubens, Kindheit-Jesu, Marienkinder, St. Joseph, St. Anna und Gebetsapostolat; an Bruderschaften: die der allerhl. Dreifaltigkeit, des allerhl. Altarssakramentes, des hl. Herzens Jesu, des hl. Herzens Mariä, des hl. Rosenkranzes und der hl. Agonie; an Skapulieren: die der Passion, des Berges Karmel, der unbefleckten Empfängnis und der sieben Schmerzen. Gegen das Vorjahr hat die Zahl der Katholiken um 7000, der Katechumenen um 2000, der Jahrestaufen um 3000 zugenommen, während die der Missionare leider stabil geblieben ist, die der Stationen sich sogar um 20 verminderte. Protestantischerseits stehen diesen Ziffern in Tschekiang 32 956 Christen, 31 Hauptstationen, 228 Missionare und 647 Prediger, in Kiangsi 4400 Christen, 39 Hauptstationen, 111 Missionare und 134 Prediger, insgesamt also 37 356 Christen in 70 Hauptstationen bei 339 Missionaren und 783 Predigern gegenüber.

Die Söhne des hl. Franziskus weiter westlich haben von ihrem Riesenterritorium noch immer die ausgedehnten Provinzen Hupe, Schansi (außer dem südlichen Strich) und den Norden von Hunan beibehalten; der Nationalität nach wiegen die Italiener vor, nur Südwest-Hupe wird von belgischen, Süd-Schansi von holländischen Franziskanern verwaltet. Hier lernte ich auch dieses italienische Missionselement schätzen, das allerdings fast nur aus dem viel regern und arbeitsamern Norden der apenninischen Halbinsel sich rekrutiert. Im Chikago des Ostens, Hankau-Utschang, dem geistigen Zentrum der mittelchinesischen Franziskanermissionen, konnte ich ihre Arbeitsweise aus der Nähe betrachten. Sie verdient unsere vollste Achtung und Anerkennung, wenn auch das geringe Maß an Mitteln und Kräften recht oft die Ausführung der guten Absichten und Bestrebungen einschränkt oder ganz unmöglich macht. In Utschang oder Wutschang steht auf prächtiger Anhöhe inmitten eines von der Mission verhältnismäßig sehr billig an-

gekauften Grundstücks die schöne Kathedrale mit einem Priesterseminar, in dem zwei Professoren unter großen Mühen die musterhaft sich führenden, in ihren Studien freilich nicht allzu hoch fliegenden Kandidaten des Priestertums unterrichten; ihnen stehen unverdrossen und opferwillig der Generalvikar des Bistums und der frühere Bischof Fiorentini von Nord-Schansi, zwei ehrwürdige und fromme Priestergreise, helfend zur Seite. Indes residiert der apostolische Vikar von Osthupe selbst, Msgr. Gennaro, ein Mann von apostolischem Geiste und besonnener Überlegung, gewöhnlich in der noch wichtigeren Handelsstadt Hankau auf dem andern Ufer des Jangtsekiang, wo die Mission sich auf dem englischen Konzessionsgebiet ebenfalls einen bedeutenden Grundbesitz mit einer Prokur und einer reich geschmückten Kathedrale gesichert hat. Als Gast des freundlichen Prälaten hatte ich Gelegenheit, am Sonntag in dieser Kirche mit dem „Tsitsin", der eigentümlichen viereckigen Kopfbedeckung der chinesischen Priester, zu zelebrieren (der spanische Bruder sagte mir, das Volk würde sich ärgern, wenn ich es nicht täte) und an der Andacht der Gläubigen mich zu erbauen. Die ganze Messe ist durch Volksgesang ausgefüllt, einen Gesang, der dem Volkscharakter durchaus entspricht, in ziemlich eintönigen Terzen, nach oben Dur, nach unten Moll, bald mit, bald ohne Rhythmus. Besonders apostolisch wirkt der in ganz China hochangesehene Superior des Zentraldistrikts, P. Remigius Götte, aus einer alten Paderborner Familie, die der Kirche nicht weniger als vier Nonnen und vier Priester geschenkt hat, darunter drei chinesische Franziskanermissionare, von denen der eine als Bischof gestorben, der andere noch gegenwärtig Generalvikar ist. In der Heidenbekehrung und Katechumenenvorbereitung befolgen die Franziskaner, wie er und Bischof Fiorentini mir auseinandersetzten, eine doppelte Methode: wo es möglich ist und soweit die Finanzen es erlauben, werden die Taufaspiranten wie anderswo mehrere Monate hindurch in Katechumenats-

häusern gesammelt und beköstigt; daneben aber hat speziell P. Götte den viel einfacheren und billigeren, dabei durchweg idealere Motive garantierenden Weg eingeschlagen, die Katechumenen in den Außenstationen durch Katecheten unter ständiger Nachhilfe und Kontrolle unterweisen und dieselben durch die Gemeinden unterhalten zu lassen.

Die übrigen Missionswerke sind noch in ihren Anfängen begriffen und weisen einen mäßigen Umfang auf, so die Missionsdruckerei. Die kleinen Brüder Mariens besitzen eine französische Schule, deren Zöglinge sich zum Teil bekehren und später in der Regel dem Bahnberuf zuwenden; außerdem denkt der Bischof daran, christliche Schulbrüder zur Einrichtung einer höhern Lehranstalt kommen zu lassen. Größere Dimensionen nehmen bei aller Armut und Schlichtheit die vereinigten Institute der italienischen Kanossianerinnen, ein Waisenhaus, ein Greisenasyl, ein Arbeitshaus, das kunstvolle Hankauer Spitzen u. dgl. produziert, daneben Schulen für europäische und chinesische Mädchen ein. Kanossianerinnen pflegen auch die Kranken im chinesischen Missionshospital, das von der italienischen „Gesellschaft der Glaubensverbreitung" stark unterstützt wird und kürzlich erst z. B. einen Röntgenapparat für 20 000 Dollars mit anderen modernen Instrumenten erhielt. Ein noch vornehmeres Gepräge tragen die hübsch gekleideten, ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Franziskanerinnen Mariens (mit einer deutschen Oberin gleichfalls aus Paderborn) im internationalen Hospital, das sich selbst zu unterhalten in der Lage ist. Indes bedürfen auch hier, in dem strategisch so zentralen Kreuzungspunkt der wichtigsten Reichseisenbahn zwischen Peking und Kanton mit dem größten Chinastrom, dem Jangtsekiang, und seinem größten Nebenfluß, dem Han, die katholischen Missionsunternehmungen dringend einer Verstärkung und Erweiterung, besonders angesichts der noch viel umfangreicheren Veranstaltungen der Regierung (Hochschule mit zeitweise 10 000 Studenten)

und der protestantischen Mission (amerikanische Episkopalisten, Baptisten, Adventisten, Wesleyaner, Lutheraner, Londoner, Schotten, Schweden usw., besonders die Universität der Episkopalisten in Wutschang, die High School der Wesleyaner in Wutschang und das Medical College in Hankau).

Außerdem befinden sich in Hankau die Missionsprokuren der Mailänder (für Honan) und der Augustiner (für Hunan). All diese Missionen, weiter die der Lazaristen in Peking und der Pariser Missionare, haben mit haushälterischer Klugheit ihre Indemnitätsgelder nach den Boxerwirren in wertvollen Besitzungen und Häusern im europäischen Konzessionsviertel der Großstadt am Jangtsekiang angelegt. Es ist darum vielfach nicht mehr völlige Armut, was die chinesischen Missionsbestrebungen drückt, nur sollten diese Gelder besser verteilt und nicht ausschließlich für religiös-missionarische, sondern auch für modernere Kulturzwecke verwendet werden. Es fehlt den katholischen Missionen in China, im Unterschied zu den indischen, nicht so sehr an den nötigen Mitteln als an einer einheitlichen, planmäßigen Orientierung und gegenseitigen Verständigung. Viele Missionen freilich, besonders die der Augustiner in Nord-Hunan und der italienischen Missionsseminarien, des mailändischen in Süd- und Nord-Honan, des parmensischen in West-Honan und vor allem des römischen in Süd-Schensi, leiden an einem empfindlichen, immer kritischer und unerträglicher werdenden Mangel an Personal und Berufen. Aber auch in dieser Hinsicht wäre eine Abhilfe nicht allzu schwer, wenn sich die verschiedenen Genossenschaften besser einigen und aushelfen würden, wenn die Missionskräfte und Missionsgebiete systematischer und strategischer verteilt wären. Der Umfang der erzielten Früchte ist infolgedessen sehr verschieden, aber auch in diesen fünf Zentralprovinzen (Hupe, Hunan, Honan, Schensi, Schansi) steht im allgemeinen das religiöse Missionsresultat hoch über dem kulturellen. Zusammen zählen sie nach

der Statistik von 1913 in 13 Vikariaten unter 254 europäischen und 120 chinesischen Priestern ca. 215 000 Katholiken (Hupe 73 133, Hunan 15 344, Honan 35 205, Schensi 43 583, Schansi 47 503). Ihnen hat die gesamte protestantische Mission in Hupe nur 19 656, in Hunan 5184, in Honan 6271, in Schensi 2420, in Schansi 6360, im ganzen 39 711 Gemeindemitglieder an die Seite zu stellen.

VII.

(Mission und Kirche in Neupommern).

Bunapope, 21. Dezember 1913.

Seit acht Tagen weile ich hier in der äußersten Etappe meines Reiseziels, an der Küste von Neupommern, unter dem gastlichen Dach des ehrwürdigen Bischofs Couppé, der die ganze Geschichte seines Vikariats gewissermaßen personifiziert, den ich daher schon längst persönlich kennen zu lernen wünschte. Das Bild hat sich seit meiner Abreise aus China völlig verändert. Ich befinde mich nicht mehr auf einem gewaltigen Kontinent, über den die Missionsstationen durch tagereisenweite Entfernungen getrennt sind, sondern in einem Eiland, auf dem sich Mission an Mission reiht. Die eingeborenen Bewohner sind nicht mehr Kulturvölker, sondern Naturmenschen, die nur durch äußere Tünche aus ihrer bisherigen Ursprünglichkeit herausgerissen worden sind. Es ist nicht mehr ein fremdes, einer einheimischen Regierung unterstehendes Land, als dessen Gäste wir uns zu betrachten haben, sondern eine deutsche Kolonie, über welche seit einer Generation unsere schwarz-weiß-rote Flagge weht und eine deutsche Behörde regiert. Die Missionare, die hier wirken, sind nicht mehr Franzosen oder Italiener, sondern deutsche Landsleute mit deutscher Sprache und deutscher Sitte, Priester der Genossenschaft vom heiligsten Herzen, die in Hiltrup bei Münster ihren Provinzialsitz hat, viel-

fach alte Bekannte, mit denen ich schon in der Heimat zusammengetroffen bin, alles liebe, heitere, freundliche Patres, die unsere heimatlichen Unternehmungen genau kennen und seit Jahren mit dem größten Interesse verfolgt haben. Gründe genug, mich in ihrer Mitte vollständig wie zu Hause zu fühlen.

Sehen wir uns zunächst die unmittelbare Umgebung an. Vor uns liegt eine einfache, aber schmucke Kathedrale mit zwei Türmen, von denen der eine mit einem Kreuz, der andere mit einem Hahn gekrönt ist. Schon zum zweiten Male hatte ich heute die Ehre, um 6½ Uhr den Sonntagsgottesdienst der Kommunität zu halten und dabei die hl. Kommunion zu spenden. Knaben und Mädchen, Mischlinge und Kanaken, vom kleinsten bis zum größten, nahen in erbaulicher Haltung und musterhafter Ordnung dem Tische des Herrn und empfangen in tiefster Andacht den Heiland, die meisten Tag für Tag. Während der Messe singen sie kräftig ihre auf deutsche Melodien gesetzten kanakischen Kirchenlieder: aber auch schwierige drei- und vierstimmige lateinische Gesänge und Messen führt der Mädchenchor unter Leitung einer Schwester aufs exakteste aus. Um 9½ Uhr folgt die ebenfalls von Gesängen begleitete Messe für die Umwohner aus dem Busch, mit einer kanakischen Predigt vom unermüdlichen Seelsorger der Gemeinde, P. Dicks, der zugleich Provikar des Vikariats und Superior der Missionare ist. Nach dem Gottesdienst führt er mich durch die Menge, welche dicht nebeneinander, aber in Gruppen nach Geschlechtern und Dörfern getrennt, vor der Kirche gelagert ist. In großen Körben haben die Frauen ihren Proviant und ihre Habseligkeiten mitgebracht, zum Teil selbst ihre Ferkelchen und Küchlein, die sie nicht zu Hause lassen konnten. Es ist ein buntes Leben und Treiben, durch das der Pater, bald Lob, bald Tadel spendend, hier Streitigkeiten schlichtend, dort Heiraten vermittelnd schreitet, ganz analog dem patriarchalischen Verhältnis im Mittelalter und in den Reduktionen. Die Kinder, die beichten und

kommunizieren wollen, kommen schon abends vorher und legen sich in echt kanakischer Bedürfnislosigkeit auf dem nackten Boden oder dem harten Steinfließ zum Schlafen nieder.

Um die Kathedrale reihen sich die Anlagen und Anstalten des „Papistenplatzes" (Übersetzung von Vunapope), wie die Missionszentrale von den Protestanten benannt worden. Vorn die Residenz des apostolischen Vikars und der Patres, wie alle Europäerhäuser auf Pfeilern errichtet zum Schutze gegen das Ungeziefer. Daneben das Knabeninternat mit Schule und Garten unter weißen Brüdern. Weiter die Katechetenschule unter P. Mertens, dem seine Aufgabe nicht leicht wird, da er von seinen Schülern nicht allzuviel verlangen darf, wenn er nicht riskieren will, daß sie die goldene Buschfreiheit dem angestrengten Studium vorziehen. Jenseits der Brücke, unter dem milden Zepter der Hiltruper Schwestern, das Mischlingspensionat, dessen sauber gehaltene Knaben und Mädchen mich mit deutschen Gedichten und Gesängen begrüßten. Nicht weit davon die von Töchtern U. L. Frau vom heiligsten Herzen geleitete Anstalt und Schule der Kanakenmädchen, die ebenfalls, aber in kanakischer Sprache, im Lesen, Schreiben, Rechnen usw. unterrichtet und zu den verschiedensten Hand- und Hausarbeiten angeleitet werden, damit sie später als Mütter oder Katechetinnen den Christengemeinden voranleuchten. In Aufsatz, Singen, Handarbeit leisten viele von den Schülerinnen Ausgezeichnetes. Aus ihnen sind bereits einige Novizinnen und Schwestern hervorgegangen, die den Kern zu einer einheimischen Kongregation zu geben versprechen. In den mit guten Maschinen und Werkzeugen ausgestatteten Schreiner- und Schmiedewerkstätten werden einheimische Lehrlinge und Gesellen von europäischen Brüdern zu brauchbaren Handwerkern herangebildet. Am Ufer endlich steht der Missionsstore oder das Magazin, bis oben angefüllt mit allen möglichen Waren aus Europa. Vor der Station im Hafen liegt die Missionsflotte, bestehend aus einem

Dampfer „Gabriel", zwei Motorpinassen „Otto" und „Ludwig" und mehreren Booten. Um das Ganze herum die Kokospflanzungen, die von einheimischen, im Dienst der Mission stehenden Arbeitern bebaut werden.

Ich hatte den Zeitpunkt gut getroffen, um einen vorzüglichen Einblick in den Missionsbetrieb zu erhalten, da ich gerade am letzten Tag der Missionskonferenz für das Schutzgebiet (8.—14. Dezember) ankam und freundlichst zur Teilnahme eingeladen wurde. Außer Bischof Couppé und Superior Dicks waren anwesend der apostolische Vikar der Karolinen Salvator Walleser aus dem Kapuzinerorden, der apostolische Präfekt von Kaiser-Wilhelmsland P. Limbrock mit P. Erdweg von der benachbarten Steyler Mission, der Präfekt der Nordsalomonen P. Forestier mit P. Flaus von der Maristenmission, der Vikariatsvertreter der Marshallinseln P. Schinke, ebenfalls aus der Genossenschaft vom heiligsten Herzen. Es war die erste Bischofskonferenz von Deutsch-Ozeanien, die ich so ganz unerwartet traf. Veranlassung dazu hatten die Schwierigkeiten geboten, welche seitens der Anwerber jugendlicher Arbeiter für den Besuch der Missionsschulen entstanden, und die daran geknüpften Vorschläge einer neuen Schulordnung durch das Gouvernement. In ihren Beschlüssen und Antwortschreiben stellte sich die Konferenz auf den Boden der gegebenen rechtlichen und faktischen Verhältnisse. Außer der Schulfrage wurde auch die Regelung der Fest- und Fasttage, der Ehegesetze (Rassenmischehe), des Stationsgrundbesitzes, der Zoll- und Reisevergünstigungen, der einheitlichen kirchlichen Terminologie behandelt und der Beschluß gefaßt, alle drei Jahre eine ähnliche Konferenz zu veranstalten.

Bald danach fand in Vunapope das sog. Kapitel statt, d. h. die alljährliche Beratung der älteren Missionare über die Ordensangelegenheiten. Ich benutzte die Gelegenheit, um die Herren das eine Mal zu einem gemütlichen Bierabend, das

andere Mal zu einem missionswissenschaftlichen Kränzchen einzuladen. Die Besprechung missionstheoretischer und missionsmethodischer Probleme, besonders über die Missionsziele und Missionsmittel, bot willkommenen Stoff zum gegenseitigen Ideenaustausch, aus dem ich mannigfache fruchtbare Belehrung schöpfte, speziell über die Missionspraxis in Neupommern. Die Ausflüge, die ich nach einigen wichtigeren Stationen (nach Birara zu P. Hüsgens, nach Tavui-Busch zu P. Künstler, nach Takabur zu P. Eberlein, nach Malagunan zu P. Bögershausen, nach Madupit zu P. Ischler, nach Tavui-Liu zu P. Windhues) unternahm, ermöglichten es mir, die gemachten Mitteilungen durch den Augenschein bestätigt und vervollständigt zu sehen, entsprechend den verschiedenen örtlichen Verhältnissen. Überall fand ich eine geräumige und primitive, den Tropen angepaßte, teils aus Holz, teils aus Bambusrohren erbaute Kirche, ein Wohngebäude für den Missionar, zuweilen auch einen Bruder und mehrere Schwestern, eine Knaben- und eine Mädchenschule, teilweise Mädcheninternate, ein Missionsgrundstück von etwa 30 Hektar, ringsherum Außenstationen mit Katechetenschulen, also getreue Abbilder von Vunapope im kleinen.

Was zunächst das Missionspersonal anbelangt, kann ich nicht umhin, meine rückhaltlose Anerkennung und Bewunderung auszusprechen für den Eifer und die Tüchtigkeit sowohl der Patres als auch der Brüder und Schwestern. Die meisten dieser Missionspriester würden durch ihre Bildung wie durch ihren Wandel eine wahre Zierde auch für unsere heimatlichen Diözesen bilden und gereichen jedenfalls der deutschen Kirche hier draußen zum größten Ruhme. Auch hier zeigt sich, wie gerade in der Mission die Persönlichkeit und individuelle Leistungsfähigkeit bei allem organisatorischen Zusammenhalt sich mächtig entfalten kann. Vor keiner Arbeit und keiner Gefahr schrecken diese apostolischen Männer zurück, wenn es gilt, das Reich Gottes auszubreiten und die unsterblichen Seelen zu

retten, mögen es auch nur rohe Kanakenseelen sein. Daß der missionarische Beruf tatsächlich immer noch selbst mit Lebensgefahr verbunden sein kann, beweisen die Mordanschläge, die schon auf die Missionare gemacht wurden, und die Abenteuer, die z. B. P. Eberlein bei Ermordung der Frau Wolf und P. Meier beim Vordringen in die Berge durchmachten. Mit ihrem opferwilligen Seeleneifer verbinden die deutschen Glaubensboten aber auch ein in ihrer Rasse begründetes praktisches Organisationstalent, das rationell in die Zukunft schaut und über die Gesetze des Missionsverfahrens auch nachdenkt. Periodische Konferenzen geben den Missionaren Gelegenheit, sich durch gegenseitige Meinungsaussprache und Beratung der laufenden praktisch-kasuistischen Fragen zu belehren und anzuregen. Daneben finden sie noch Zeit, wissenschaftlich und literarisch tätig zu sein. Ewig wird der kulturelle Fortschritt dankbar sein müssen für die gediegenen Untersuchungen und Hilfsmittel, welche der leider in der Blüte seiner Jahre von den Bergbewohnern ermordete P. Rascher und mit und nach ihm ein P. Bley, die beiden Patres Meier usw. auf dem Gebiet der Völker-, Sprachen- und Religionskunde über die Bewohner und Idiome der Gazellehalbinsel verfaßt haben.

Die Missionsmethode ist vielfach durch die ganze historische Entwicklung und lokale Eigenart bestimmt gewesen. Als besonders wirksames Missionsmittel bewährten sich von jeher Schulen (bzw. Internate) und Wirtschaftsanlagen, da die aus ihnen hervorgegangenen Kinder und Arbeiter nach ihrer Rückkehr in die Heimat als vorzügliche Apostel für das Evangelium und als Vorläufer der Missionare tätig sind. In meinem Jubiläumswerk über die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten habe ich bereits dargestellt, wie Bischof Couppé von Anfang her ein planmäßiges Programm verfolgte, wie ihn aber vor 18 Jahren die plötzliche spontane Massenbewegung zugunsten des Katholizismus nötigte, rascher

vorzugehen und gleich zuzugreifen. Es war eine unvermeidliche Erscheinung, daß auch manche zweifelhafte Elemente von der Gesamtströmung fortgerissen, aus weniger idealen Motiven sich taufen ließen und nachher teils in das Heidentum oder den Protestantismus zurückfielen, teils in ihrer sittlich-religiösen Praxis erkalteten, ein Übelstand, mit dem auch die heutige Mission vielerorts, besonders an der Nordküste, noch schwer zu kämpfen hat. Eine wohltätigere Folge ergab sich daraus, daß sofort das ganze Küstenland durch eine fortlaufende Kette eng sich aneinander reihender Stationen besetzt und zum größten Teil dem Christentum gewonnen werden konnte. Die wenigen Heiden, die sich noch unter den Christengemeinden versprengt finden, werden wohl in absehbarer Zeit sich sämtlich dem Christentum anschließen, da sie zum guten Teil jetzt schon Predigt und Unterricht anhören und sich als Katechumenen angemeldet haben, obschon man mittlerweile in der Zulassung viel strenger und vorsichtiger geworden ist. Das Katechumenat dauert indes nicht so lange wie in anderen Kolonien; zudem gehen die Patres auch direkt zu den Heiden, die meist durch geistige und religiöse, nicht bloß materielle Motive angezogen werden. Bei der Begrenztheit und Beschränktheit des erschlossenen Gebietes mußte die Missionsarbeit wie die Seelsorge naturgemäß statt der extensiven eine intensive werden, um so mehr, als im Unterschied zu anderen Kolonialmissionen nicht größere Zentren mit mehreren Missionen entstanden, sondern auf jede Station in der Regel nur ein einziger Priester kam (bei der geringen gegenseitigen Distanz leicht möglich), während das gebirgige Hinterland der „Baining" außer wenigen Anfängen (vor allem dem von P. Rascher gegründeten St. Paul) noch heute für die Mission wie für die Kultur unzugänglich ist.

Infolgedessen ist die Mission auf Neupommern nicht mehr so sehr Heidenmission als Christenpastoration, die freilich unter einem so tiefstehenden Volke mit ganz besonderer

Sorgfalt verbunden sein muß, da im gegenwärtigen Übergangsstadium noch viele heidnische Überreste an der ersten Generation in religiöser wie in moralischer Beziehung hängen geblieben sind. Unter den 20 000 katholischen Christen, welche die vorjährige Statistik aufführt, finden sich wie bei uns zu Hause nicht wenige laue und schlechte, aber auch viele treue und gute, die in der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten und dem öfteren Empfang der Sakramente manchem alten Christen als Vorbild dienen könnten. Man kann daher das Vikariat Neupommern trotz aller Kehrseiten immer noch als die blühendste und erfolgreichste Südseemission bezeichnen, auf die Deutschland mit Recht stolz sein darf.

Die Schatten, die bei genauer Prüfung in diesem sonst so erfreulichen Gemälde wie in allen irdischen Erscheinungen sich entdecken lassen, sind zunächst in den eigentümlichen Hindernissen und Schwierigkeiten des Missionsgegenstandes begründet. Zum kulturellen und moralischen Tiefstand kommt noch der betrübende Umstand, daß der Kanake im allgemeinen wenig Herz und Gemüt hat, daher für die bestgemeinten Wohltaten oft unempfindlich und undankbar sich erweist. Um so verhängnisvoller muß die fanatische und rücksichtslose Konkurrenz der australischen Wesleyaner wirken, die durch ihre rohen und gewalttätigen eingeborenen „Teachers" (Katecheten), gegen welche ihre fünf weißen Missionare fast verschwinden, einen bedeutenden Einfluß auf die Bevölkerung ausüben, wenn auch das von ihnen beigebrachte Christentum ein sehr seichtes und verwässertes ist, schon weil alle Katholiken, die wegen Polygamie oder anderer Vergehen mit ihrer Kirche brechen, willkommene Aufnahme finden. Leider scheinen auch einzelne Regierungsvertreter mit diesen von Australien her dirigierten Methodisten gegen die deutschen katholischen Missionare gemeinsame Sache zu machen und erschweren deren Arbeit durch allerhand Schikanen. Daß auch das sittenlose Leben und die

irreligiöse Haltung der meisten Pflanzer, denen die katholische Mission natürlich ebenfalls ein Dorn im Auge ist, viel zur Erschwerung der Missionsaufgabe beiträgt, liegt auf der Hand.

Ein unentbehrliches Hülfsmittel der Mission ist unter diesen Umständen die Schule. Sie sichert und erzieht in der Jugend die künftige Christengemeinde. Freilich stehen dem Schulbesuch neben dem trägen Schlendrian und geringen Bildungstrieb der Eingeborenen noch andere Hemmnisse entgegen, vor allem die Entziehung der Kinder durch die Anwerber und das Fehlen jeglicher Unterstützung durch die Kolonialbehörden. Auch die Pflege der deutschen Sprache ist infolge des mangelhaften Nachdrucks und der Unentschiedenheit maßgebender Kreise wenig ermutigt worden und im Laufe der Zeit zurückgegangen; um so eifriger wird die Eingeborenensprache gefördert, was namentlich gegenüber dem weitverbreiteten Sprachungeheuer des Pidgin-Englisch und im Interesse der Erhaltung der Volkseigenart immerhin sehr verdienstlich ist. Außer in Religion und Sprache werden die Kinder auch in den elementaren Anfangsgründen unterwiesen. An den Hauptstationen widmen sich die Missionare selbst mit großer Hingebung dem Unterricht, in den Nebenstationen besorgen es einheimische Katecheten. Leider hat die Zahl derselben in der letzten Zeit wegen gewisser Krisen ab- statt zugenommen, und noch gegenwärtig hält es sehr schwer, talentierte Knaben zur Ergreifung des Katechetenberufs und aller damit verknüpften Unannehmlichkeiten zu bewegen; doch ist vom gesteigerten Zusammenwirken der Missionare und von der Herbeirufung der Schulbrüder, mit denen der Bischof in Unterhandlung steht, eine Anbahnung besserer Verhältnisse zu erhoffen. Die Verbindung der Schulen mit Internaten erscheint vielen Missionaren notwendig, um die gefährdeten Kinder den Einflüssen einer nachteiligen Umgebung zu entziehen und den Grund zu guten katholischen Familien zu legen; übrigens kosten diese Kinder

der Mission wenig oder nichts, da sie ihren Unterhalt selbst aus dem Boden ziehen und durch ihrer eigenen Hände Arbeit verdienen. Sonst ist die caritative Missionstätigkeit, auch die Krankenpflege in Neupommern noch verhältnismäßig wenig entwickelt, da kein dringendes Bedürfnis dazu vorliegt. Auch die literarische Mission steht erst in den Anfängen, ein katholisches Blatt fehlt noch; indes wollen die Missionare diesem Arbeitszweig in der nächsten Zukunft stärkere Aufmerksamkeit schenken.

Ein unschätzbarer, nicht genug zu lobender Vorzug, auf den der kluge Bischof seit Beginn der Mission sein programmatisches Augenmerk gerichtet hat, ist ihre wirtschaftliche Fundamentierung und finanzielle Sicherung. Dank diesen zielbewußten, jahrzehntelangen Anstrengungen, dank auch dem weitherzigen Entgegenkommen des Gouverneurs Hahl in diesem Punkte, ist sowohl die Gesamtmission, als auch jede Einzelstation mit ausgedehnten Grundstücken versehen, deren Koprapflanzungen jetzt schon ansehnliche Einkünfte abwerfen und ihre Erträgnisse noch steigern werden. Dazu kommt das durchaus modern eingerichtete und auf der Höhe stehende Missionssägewerk in Toriu. Zwar kann die Mission mit diesen Einnahmen noch längst nicht alle ihre Ausgaben decken; aber es ist begründete Aussicht vorhanden, daß sie binnen einiger Jahre bei dem wünschenswerten, bislang erst wenigen Missionen vergönnten Stadium der Selbstunterhaltung ankommen wird. Dadurch hat sie das wichtige Problem, wie die Mission sich finanziell auf eigene Füße stellen und die Heimat allmählich entlasten kann, glänzend gelöst. Und wäre es angesichts dieser günstigen Entwicklung zu kühn, die Hoffnung noch weiter zu spannen und an den Augenblick zu denken, wo diese unsere deutsche Mission aus ihren Überschüssen andere bedürftigere Schwestermissionen, etwa in China oder Indien, zu unterstützen in der Lage sein dürfte? Wenn ich voll Freude und Stolz

diesen Gedanken öffentlich ausspreche, so geschieht es gewiß nicht, damit die deutschen Katholiken ihr Interesse und ihre Unterstützung nicht weniger als bisher Neupommern zuwenden — namentlich an Missionsberufen bedarf es immer noch neuen Zuzugs aus der Heimat, — sondern damit sie im Gegenteil sehen, wie diese Mission ihr Vertrauen vollauf verdient und mit den ihr gespendeten Gaben gut gewirtschaftet hat, was unsere Achtung und Liebe gegen sie nur steigern kann. Hand in Hand damit sind die Missionare nach Kräften bestrebt, auch ihre eingeborenen Christen zur Beisteuer für die gemeinsamen Kosten, speziell zum Unterhalt von Kirchen und Schulen, heranzuziehen. Dadurch und durch die vermehrte Mitarbeit einheimischer Kräfte bahnen sie zugleich immer mehr den Zustand vollendeter kirchlicher Organisation und Verselbständigung, das letzte Ziel aller Missionen, an. Gott gebe seinen Segen dazu!

VIII.

(Südsee und Philippinen).

Manila, 4. Januar 1914.

Neupommern ist nicht das einzige Arbeitsfeld, das die Missionare vom heiligsten Herzen zu bestellen haben. Zum gleichen Vikariat gehören auch die übrigen Inseln des Bismarckarchipels. Einen großen Teil derselben hat es bereits in Angriff genommen, und das Missionswerk schreitet daselbst immer noch rüstig voran. Besonders auf Neumecklenburg ist eine Reihe von Stationen längs der Küste gegründet worden, mehr nach dem extensiven als nach dem intensiven System, ein Unterschied, der wiederum in den vorliegenden Verhältnissen des Missionsobjekts begründet war, da der ganze Verkehr sich auf die Küstenstraße konzentriert und von hier aus auch das Bergland missioniert werden kann. Eine weitere Station ist in Neu-

lauenburg angelegt worden. Auch die Admiralitätsinseln besitzen ihre Missionsstationen in Manus, während die sog. französischen Inseln missionarisch noch unbesetzt sind.

Der deutschen Provinz der rührigen Genossenschaft vom heiligsten Herzen sind ferner die weit abgelegenen Marschallinseln als eigenes Vikariat anvertraut, das freilich noch keinen apostolischen Vikar, dafür aber als Verwalter einen tüchtigen ehemaligen Missionar von Vunapope, P. Schinke, an der Spitze hat. Im Gegensatz zu Neupommern bilden die Marschallinseln ein recht undankbares und unfruchtbares Erdreich, nicht nur hinsichtlich der wirtschaftlichen Erträge, was auch auf die Armut der Mission einen Rückschlag ausübt, sondern auch für die eigentliche Missionstätigkeit, da die Protestanten die Insel schon Jahrzehnte vorher besetzt haben. Eine Übertragung der Neupommerschen Schul- und Wirtschaftsmethode ist daher unangebracht. Abgesehen von Nauru, wo die 300 Katholiken in Zunahme begriffen sind und nach Maßgabe ihrer Kräfte auch zum Unterhalt beitragen, ist die Mission fast ausschließlich auf Internate (in Jaluit und Likieb) angewiesen, um überhaupt an die Bevölkerung heranzutreten. Doch meint P. Schinke, daß bei einer Vermehrung der Kräfte und Mittel die Zukunft nicht aussichtslos wäre. Inzwischen ist er bemüht, die Mission wenigstens durch Landerwerbungen in Neupommern finanziell einigermaßen auszustatten.

Die Mitteilungen von P. Flaus, dem tüchtigsten Missionar der deutschen (nördlichen) Salomoninseln (Buka und Bougainville), ermöglichten mir auch eine klarere Vorstellung von dieser Mission (Präfektur) der Meppener Maristen. Die großen Hoffnungen, zu denen die günstige Anfangsentwicklung dieser neuen Mission zu berechtigen schien, sind bis jetzt nur zum Teil in Erfüllung gegangen. Es fehlt der Leitung an großzügigem Wagemut. Von den fünf Stationen unterhalten sich zwei bald selbst, aber der wirtschaftliche Betrieb sollte

noch viel weiter ausgedehnt werden, auch im Interesse des Bekehrungswerkes, das dadurch nur gefördert werden könnte. Die Kinder, die aus den weit voneinander entfernten Internatszentren hervorgehen, um sich nachher auf die Umgebung zu verteilen, verlieren und zersplittern sich im fremden Milieu, weil sie noch nicht stark und zahlreich genug sind. Die Missionsschulen werden durch den Konflikt mit den Anwerbern in ihrer Wirksamkeit stark unterbunden. Die Methode, d. h. die Verteilung der Kräfte und Gebiete, ist eine für die erst werdenden Verhältnisse noch allzu extensive. In der Organisation des Katechistenwesens erstrebt die Gesellschaft Mariens ein gutes einheitliches System, das sie auf den Fidjiinseln bereits durchgeführt hat; sämtliche eingeborenen Gehilfen unterstehen einigen Provinzial- und Oberkatecheten, die Konferenzen abhalten und ihrerseits dem Vorsteher der Katechetenschule unterstellt sind; als Kandidaten werden Ehepaare bevorzugt, die Männer von einem Pater, die Frauen von einer Schwester vorbereitet.

Die Maristen versehen auf deutschem Boden außerdem noch Samoa (mit Upolu), über dessen Missionierung mir der Salomonenpräfekt P. Forestier wertvolle Aufschlüsse geben konnte, da er viele Jahre hindurch daselbst gewirkt hat. Die samoanische Mission ist weit älter als die salomonische, hat aber im Unterschied zu dieser stark unter dem protestantischen Wettbewerb und Übergewicht zu leiden. Bischof Broyer hat sich an die protestantische Missionsmethode insofern angelehnt, als er nach Art ihrer Abendversammlungen religiöse Konferenzen mit nachfolgender Diskussion zu halten und dazu öffentliche Einladungen zu erlassen pflegt. Die katholische Sache hat durch diese Veranstaltungen nicht wenig gewonnen, andererseits verliert die Mission viele Katholiken durch die häufige Ehescheidung. Große Lehrerfolge weisen die Schulbrüder Mariens in ihren Mittelschulen auf, obschon dabei die Erziehung

vor dem Unterricht vielfach in den Hintergrund tritt und der Missionszweck nicht an erster Stelle steht. Wirtschaftlich betätigt sich die katholische Samoamission wenig, doch ist die Mehrzahl ihrer Missionen am Punkte der Selbstunterhaltung angelangt.

Hoffnungsvoll entfaltet sich die junge Steyler Mission in Deutsch-Neuguinea oder Kaiser-Wilhelms-Land unter der besonnenen und zielbewußten Leitung des ebenso bescheidenen und anspruchslosen wie geliebten und geachteten apostolischen Präfekten P. Limbrock, eines früheren Chinamissionars. Auch er hat sein Werk mit Erfolg auf den innigsten Bund mit der wirtschaftlichen Fundierung angelegt, nicht nur um es durch die in steigendem Maße zu erwartenden Produkte der Kokos-, Kakao- und Reiskulturen materiell zu befestigen und durch diese Entlastung die Finanzkraft seiner Gesellschaft (vom göttlichen Worte) und der heimatlichen Katholiken für andere Missionszwecke freizumachen, sondern auch um den Prozeß der Heidenbekehrung zu erleichtern und zu beschleunigen, da auch hier die angeworbenen Arbeiter (über 1000) als vorzügliche Pioniere und Bundesgenossen der Mission unter ihren Stammesgenossen tätig sind. „Die Missionsfarmen," konnte der Präfekt in seinem diesjährigen Weihnachtsgruß an die Wohltäter der Mission schreiben, „sind nichts anderes als die den wilden Verhältnissen angepaßten Katechumenate." Die Missionsplantagen von Bogia und Alexishafen werden einstimmig als mustergültige, um die kulturelle Landeserschließung hochverdiente Vorbilder gepriesen. Die Zentralstation St. Michaël bei Alexishafen, die ich mit Hilfe des mir nach Friedrich-Wilhelmshafen entgegengeschickten großen Missionsdampfers „Gabriel" eingehend besichtigen konnte, hebt durch ihre mit den besten Einrichtungen ausgestatteten Werkstätten (Schreinerei, Schneiderei usw.) auch noch in anderer Hinsicht das wirtschaftlich-kulturelle Niveau der Eingeborenen, namentlich durch die darin von Brüdern herangebildeten Lehrjungen, obschon Lehr-

linge wie Arbeiter bei der großen Arbeitsscheu und Konkurrenz schwer zu bekommen sind. Die 450 gut gedeihenden Stück Rindvieh beweisen, daß die Mission mit Erfolg auch der Viehzucht sich annimmt. Das caritative Element ist durch das Hospital vertreten, das gegen hundert Kranke beherbergt und sogar einen eigenen Missionsarzt (Dr. Kloster) besitzt, ein sehr zu begrüßendes Unikum unter den katholischen Kolonialmissionen. Daß daneben auch Bildung und Erziehung emsig betrieben wird, veranschaulichen die beiden großen Schulen von St. Michaël, die Zentralschule und die Katechistenschule, die beide das Deutsche als Unterrichts- und Einheitssprache gewählt haben, was schon durch die ungeheure Sprachzerklüftung der eingeborenen Stämme nahegelegt war. Parallel dazu unterhalten die Steyler Schwestern für die Mädchen Schule, Internat und Arbeitshäuser. Auch die übrigen Stationen sind mit Volksschulen versehen, in denen das Deutsche als Unterrichtsfach gelehrt, die Religion jedoch mit Recht in der Eingeborenensprache vorgetragen wird. Große Schwierigkeiten bereitet auch dieser Mission die dringende Vermehrung des einheimischen Hilfspersonals, doch versprechen die 27 Zöglinge der Katechistenschule einen baldigen merklichen Nachwuchs. Die Missionsmethode ist eine mehr und mehr extensive geworden, nachdem die Missionare unter den schwierigsten Bedingungen von dem intensiv bearbeiteten Inselchen Tumleo aus glücklich aufs Festland übergesiedelt waren. Zuerst besetzten sie den langen Küstensaum, um von da aus nach und nach ins gebirgige Hinterland vorzudringen. Im vergangenen Jahre ist zu den 16 bisherigen Hauptposten die erste Inlandstation Marienberg hinzugekommen. Die Taufbewerber werden zwei bis drei Jahre hindurch von den Missionaren und Katecheten unterrichtet, während die Schulen sich der Jugend versichern. Die Beweggründe des Übertritts sind meist geistlicher und idealer Natur (um gut zu sterben, weil die Missionare gut sind und

dergleichen). Die protestantische Mission, vertreten durch die Rheinische und Neuendettelsauer Gesellschaft, bereitet wenig Unannehmlichkeiten, weil sie sich auf den Osten beschränkt, während die katholische Mission im Westen noch genug zu tun hat. Beide zusammen haben trotz ihres höheren Alters bei weitem nicht so viel Christen erzielt wie die Katholiken (3684). Namentlich die rheinischen Missionare haben bei allem guten Willen nur sehr geringe Früchte (82) aufzuweisen, weil sie an Bildung und Befähigung den Steyler Priestern weit nachstehen und das Volk nicht geschickt zu behandeln wissen. Das katholische Missionswerk dagegen ist schon so weit vorangeschritten, daß demnächst der westliche Teil (von Eitape ab) als besondere Mission an die deutschen Picpusianer abgetreten werden soll.

Von den Karolinen berührten wir die Insel Jap, eine Haltestelle der Reichspostdampfer; aber weder auf der Hin- noch auf der Rückfahrt durfte ich landen, um die dortige Mission zu besuchen, die ich zum Teil vom Schiffe aus sehen konnte, während drei andere Stationen im Innern liegen. Dafür hatte ich eine vortreffliche Informationsquelle in meinem bischöflichen Reisegefährten Salvator Walleser. Er hatte mit mir in Rabaul den „Prinz Sigismund" bestiegen, in der Absicht, unterwegs in Kaiser-Wilhelmsland das Grundstück zu besehen, das er bei Alexishafen zu erwerben und durch einen Pater und Bruder verwalten zu lassen gedenkt; aber da infolge der Verspätung unseres Dampfers der „Gabriel" nach zweitägigem vergeblichem Warten Friedrich-Wilhelmshafen wieder hatte verlassen müssen, blieb dem Bischof nichts anderes übrig, als mit mir Weihnachten an Bord zu feiern und die Fahrt bis Jap fortzusetzen. Daß der apostolische Vikar der Karolinen und Marianen sich auf fremder Erde nach einer Pflanzung umsehen muß, zeigt uns, wie wenig sich sein bereits anderweitig besetztes Inselreich zu wirtschaftlichen Missionsanlagen eignet. Es ist in der Tat keine leichte und angenehme Erbschaft, welche

die rheinisch-westfälische Kapuzinerprovinz zuerst in den Karolinen und Palau von den spanischen Kapuzinern, dann auf den Marianen von den philippinischen Augustinern übernommen hat. Auf der einen Seite trägt ihr der Boden nichts ein, auf der anderen verlangt die Missionierung und Pastoration der viele Meilen voneinander entfernten Eilande einen mühsamen und kostspieligen Aufwand an Mitteln und Kräften. Das Missionsobjekt ist sehr verschiedenartig: während die Chamorros auf den Marianen (Rota und Saipan) schon lange christianisiert und auch halb zivilisiert sind, dauert das Bekehrungswerk an den Karolinern noch fort, in Ponape für die katholischen Glaubensboten besonders erschwert durch den Einfluß der protestantischen Oberhäuptlinge und ihrer sog. Sprecher, die zugleich einheimische Pastoren sind. Trotzdem arbeiten die Kapuziner im Schweiße ihres Angesichts mit gutem Erfolge und haben kürzlich auch die stärker bevölkerten, keine geringen Aussichten bietenden Truckinseln in Angriff genommen. Auch auf dem Schulgebiet sind sie eifrig tätig (abgesehen von Saipan, deren Schule von der Regierung unterhalten wird), zugleich im Interesse der deutschen Sprache; doch haben auch sie noch sehr unter dem Mangel brauchbarer Katecheten zu leiden, da sie keine Katechetenschule besitzen und ihre Gehilfen infolgedessen einzeln heranziehen. Ihre Taufbewerber müssen sie auf Jap und Palau wegen der Verdorbenheit der Erwachsenen fast ausschließlich aus der Schuljugend beziehen. Zur Wacherhaltung und Förderung des katholischen Sinnes geben sie in ihrer Hauptresidenz Ponape eine Monatsschrift in der Eingeborenensprache heraus. Hier haben sie auch ein Sägewerk eingerichtet, um sich eine kleine Einnahmequelle zu verschaffen. Möge die Jubiläumsspende und die Freigebigkeit edler Wohltäter den braven Mönchen ihre harte Aufgabe erleichtern!

Hoffnungsfreudiges Leben und Schaffen, mächtiges und kräftiges, durch keine Schwierigkeit niederzuhaltendes Auf-

blühen: das ist der tröstliche Gesamteindruck von diesen deutschen Südseemissionen! Ehre und Dank den wackeren Söhnen unseres Volkes und unserer Kirche, die seit wenigen Dezennien in unermüdlicher, selbstloser Hingabe bis an ihr Lebensende die Fahne des katholischen Christentums und der deutschen Kultur auf diesen abgelegenen Eilanden und unter ihren jetzt erst allmählich aus tiefer Barbarei sich erhebenden Völkern aufpflanzen und hochhalten! Ehre und Dank aber auch unseren deutschen Katholiken, die nicht minder opferfreudig durch ihre hochherzigen Gaben diese Taten und Erfolge ermöglicht haben, die unverdrossen an der mühevollen Mission mitarbeiten, daher auch an der reichen Ernte Anteil zu nehmen und sich zu freuen berechtigt sind! Mögen sie ihren Kolonialmissionen und den besonderen Pflichten, die sie ihnen gegenüber zu erfüllen haben, vor allem der Unterstützung durch Mittel und Kräfte, stets unentwegt treu bleiben!

Ein ganz anderes, viel weniger erfreuliches Bild bietet sich meinem Blick auf dem ehemals spanischen, jetzt amerikanischen Inselreich der Philippinen. Schon seit Jahrhunderten ist hier mit der Herrschaft des „katholischen Königs" das Kreuzesbanner aufgerichtet worden; die Eingeborenen und Mischlinge haben größtenteils mit der spanischen Kultur auch das spanische Christentum angenommen; reiche Kirchen und Klöster sind in Hülle und Fülle aus dem Boden gewachsen, namentlich hier in der Hauptstadt Manila. Und was ist von diesem äußerlich blühenden kirchlichen Leben übrig geblieben? Noch stehen die prachtvollen Gotteshäuser und Klostergebäude, noch vegetieren die kirchlichen Stiftungen, Bruderschaften, Zeremonien, Veranstaltungen weiter; aber der lebendige Geist ist vielfach aus ihnen gewichen und hat Ruinen oder Petrefakten zurückgelassen. Wie eine verheerende Windsbraut ist die Revolution über das Land hereingebrochen, nachdem schon vorher innere Zersetzung und Zerstörung den Gärungsprozeß be-

schleunigt hatte. Sittlicher Niedergang und religiöse Lauigkeit, Schisma und Indifferentismus, Priesternot und Missionsunfruchtbarkeit sind die trostlosen Folgen dieser durch die Vertreter der Kirche mitverschuldeten Entwicklung. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch hier die Mission zugleich kulturell segensreich gewirkt und viel für die Hebung von Land und Volk in intellektueller, sozialer und wirtschaftlicher Beziehung getan hat; aber furchtbar hat sich die Reaktion gerächt an dem von so manchen hiesigen Orden geübten System, das zur geistlichen Bestellung anvertraute Arbeitsfeld als bequeme Melkkuh und irdische Einnahmequelle für die Heimat auszunützen und zu wenig an den organisatorischen Ausbau der Missionskirche selbst zu denken.

Bis zur amerikanischen Annexion waren die philippinischen Bistümer und Missionen unter verschiedene spanische Orden verteilt, Dominikaner, Augustiner, Jesuiten, Franziskaner und Rekollekten. Die meisten dieser Religiosen wurden von der Revolution aus ihren Posten vertrieben und kehrten auch nach derselben nicht zurück, da der neue Kurs es nicht wünschte. Von der amerikanischen Regierung erhielten sie zum Teil angemessene Entschädigungen für ihre Güter, so die Dominikaner nominell sieben, tatsächlich fünf Millionen Scudi (10 Mill. Mark). Die durch den Abgang so vieler Kräfte geschaffenen Lücken konnten bis zur Stunde nur sehr unvollkommen ausgefüllt werden. An die Spitze trat eine neue Hierarchie mit einem amerikanischen Erzbischof, der aber inmitten so disparater Elemente eine äußerst schwierige Stellung hat; einen Begriff davon gab mir seine in der Kathedrale angeschlagene Verordnung gegen die bloß vor dem Zivilamt oder protestantischen Geistlichen eingegangenen Ehen von Katholiken. Den Kirchendienst im Dom und anderswo besorgen einheimische Priester, denen es nicht selten an apostolischem Eifer gebricht, während ein anderer Teil des ein-

geborenen Klerus unter dem Schismatiker Aplipay sich vom kirchlichen Gehorsam losgesagt hat und nun auf der Bahn des Abfalls bis zum Unchristentum weitersteuert. Predigten werden keine gehalten, die Sakramente selten empfangen, die Heiden sich selbst überlassen; nur die Jesuiten sollen ihre Mission in Mindanao wieder aufgenommen haben, und Dominikaner der Philippinenprovinz sind immer noch in Hinterindien, China und Japan als Missionare tätig. Mit großer Hingebung traten neuere Missionsgenossenschaften, namentlich die belgische von Scheutveld, die holländische vom heiligsten Herzen und unsere Steyler Gesellschaft vom göttlichen Worte an besonders kritischen Punkten in das verlassene Erbe der Christenseelsorge wie der Heidenbekehrung (besonders unter den Igorroten und Chinesen) ein; aber ihre Früchte gedeihen nur langsam beim mangelhaften Vertrauen, das Eingeborene wie Amerikaner ihnen noch entgegenbringen. Um so fieberhafter sind Protestantismus und Unglaube an der Arbeit, um im Trüben zu fischen und durch ihre Organisationen die Katholiken der Kirche abspenstig zu machen. Im Ganzen zählen die 10 Sprengel nach dem katholischen „Direktorium" unter 729 Ordens- und 540 Weltpriestern 7 132 000 Katholiken.

Zum Glück haben ansehnliche katholische Anstalten, vor allem Schulen und Hospitäler, sich über die Katastrophe hinaus gerettet. An der Spitze steht die St. Thomas-Universität der Dominikaner, die bedeutendste katholische Lehranstalt des äußersten Ostens. Vom zweiten Erzbischof der Stadt Benavides vor drei Jahrhunderten ursprünglich für Heranziehung eines einheimischen Missionsklerus mit bloß 4000 Scudi gestiftet, zu denen bald noch 10 000 hinzukamen, brachte die Anstalt durch gute Anlage ihrer Gelder in „Aziendas" dieses Vermögen schließlich auf Millionen und erhielt dazu vom Staat die Verwaltung der bei Unterdrückung des Jesuitenordens eingezogenen Güter des Kollegs von St. Joseph. Aus dem dadurch zu-

sammengebrachten Kapital von fünf Millionen Mark bestreiten die Dominikaner den Unterhalt der ganzen Hochschule, die sich im vorigen Jahrhundert um die juristische und medizinische Fakultät erweiterte. Die meisten Fächer werden in spanischer Sprache von Dominikanerpatres doziert, die Fachstudien gemacht haben, nur die damit nicht gut zu vereinbarenden Materien wie Zivilrecht und Anatomie von Laien. Die Studenten, ursprünglich unentgeltlich aufgenommen, teilweise auch verpflegt, zahlen jetzt etwa 100 Mark im Jahre für die Vorlesungen. Ihre Zahl ist infolge der neuesten Krisen von 1000 auf 700 herabgesunken. Eine starke Konkurrenz bewirkt die neu errichtete, englisch dozierende Staatsuniversität, da die Absolventen derselben vom Examen befreit sind, welches von denen der Dominikaner-Universität seitens einer staatlichen Prüfungskommission gefordert wird. Das katholische Mittelschulwesen in Manila ist gut vertreten durch die drei Kollegien der Dominikaner, der Benediktiner und der Jesuiten; besonders das „Ateneo" der Jesuiten (mit 1200 Schülern), zugleich Handels- und technische Schule, wirkt durch seine Sodalität auch zur Erhaltung des katholischen Sinnes mit und hat lieber auf die frühere Gemeindesubvention als auf Erteilung des Religionsunterrichts verzichtet, dessen Preisgabe Amerika als Bedingung stellte. Um so trauriger ist es mit dem Volksschulwesen bestellt, das fast ganz in unkirchlichen Händen liegt und daher jeder religiösen Unterweisung entbehrt, ein böser Same für die Zukunft. Der weiblichen Jugend aus besseren Ständen nehmen sich mit rühmlichem Erfolge die Benediktinerinnen von St. Ottilien und die Steyler Missionsschwestern in ihren höheren Mädchenschulen an. Große Hoffnung für den einheimischen Priesternachwuchs darf man auf die von Lazaristen geleiteten Seminarien setzen, besonders auf das von Manila, das gegen 300 Zöglinge beherbergt, wenn auch vorläufig erst ca. 5 Priester im Jahr daraus hervorgehen.

IX.

(Die südchinesischen Missionen.)

Hongkong, 14. Januar 1914.

Von meinem Abstecher nach Ozeanien hierher zurückgekehrt, kann ich die chinesische Mission einem erneuten Studium unterziehen und nachholen, was ich beim ersten Aufenthalt aus Mangel an Zeit versäumen mußte. Während ich in einem früheren Berichte vor allem das Zentrum des Mittelreiches in Betracht zog, soll der gegenwärtige dem Süden gewidmet sein.

Nachdem die italienische Mission in Hongkong, dem britischen Schlüssel von China, schon bei anderer Gelegenheit zur Darstellung gelangt ist, möchte ich heute mit dem Gegenstück auf der anderen Seite der Kantonmündung, dem portugiesischen Bistum Macao beginnen, obschon mein Besuch daselbst zeitlich etwas zurückliegt. Wie die Stadt und Kolonie, so ist auch die Diözese ein Stück vergangener und verfallener Herrlichkeit von immerhin historischer Bedeutung. Macao verdient schon als äußerster vorgeschobener Posten der alten goanesischen Hierarchie wie als Stütz- und Ausgangspunkt der chinesischen Mission durch Jahrhunderte hindurch das regste Interesse. Bis zur Schaffung der apostolischen Vikariate in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehörte ganz China kirchlich zum Bistum Macao. Auch heute noch ist Macao der Sitz eines Bischofs, dessen Jurisdiktion ähnlich wie die der übrigen portugiesischen Diözesen sich über verschiedene indische Enklaven (besonders Singapore und Timor) erstreckt, der aber zugleich den Anspruch erhebt, im chinesischen Episkopat den Vorsitz zu führen und apostolischer Vikar von Kwantung und Kwangsi zu sein (mit Rücksicht darauf nennen sich die beiden Bischöfe dieser Südprovinzen bloß apostolische Präfekten). Noch immer ist der Bischof gleich den europäischen von einem Domkapitel und von

alten Stiftungen umgeben. Noch immer genießt er reiche Einkünfte, aus Singapore allein 80 000 Dollars im Jahr. Noch immer zahlt der portugiesische Staat, obschon er sich inzwischen zu einer kirchenverfolgenden Republik umgewandelt hat, die katholischen Pfarrer und Geistlichen der Kolonie (freilich wird die kürzlich erfolgte Aufhebung des „Padroado" einen Rückschlag ausüben). Man kann nicht leugnen, daß manche dieser Einnahmen in nutzbringenden kirchlichen Werken angelegt sind, in erzieherischen und caritativen Anstalten; von der Diözese und der Regierung unterstützt, leiten die Salesianer Don Boscos eine gut sich entwickelnde Gewerbeschule mit 80 Zöglingen; das Seminar St. Joseph, Eigentümer des gegenüberliegenden Inselchens, beherbergt kostenlos hundert Seminaristen und unterrichtet außerdem in einem angeschlossenen Kolleg mit Handelsschule hundert andere junge Leute, darunter auch Heiden, die sich infolge des erteilten Religionsunterrichts zum Teil bekehren. Die Seminarkirche dient gleichzeitig als Chinesenpfarrei; auch ein Katechumenat für die zur Bekehrung neigenden Heiden soll in der Stadt bestehen. Sonst aber ist die Missionstätigkeit dieses portugiesischen oder eurasischen Weltklerus fast gleich Null, steht jedenfalls mit den verfügbaren Mitteln und Kräften in keinerlei Verhältnis. Früher war den Macaisten auf ihren Wunsch die Missionierung der Insel Hainan anvertraut; aber von den 1800 Katholiken, die sie daselbst übernommen hatten, waren bei der Rückgabe an die französischen Missionare kaum noch 500 vorhanden und die meisten Werke in Verfall. Für die abgetretene Insel verlangten sie von der Pariser Mission einen vorgeblich angrenzenden, tatsächlich aber mitten aus dem Kantoner Vikariat herausgeschnittenen Bezirk und setzten ihre Forderung in Rom auch durch, so daß die Franzosen sich wohl oder übel zurückziehen mußten. Gegenwärtig besitzt das Bistum Macao in China zwei Missionsdistrikte, doch wird der eine von den Salesianern, der andere

von den aus Macao vertriebenen Jesuiten versehen, denen verschwindend wenig Weltpriesterelemente beigemischt sind.

Ein ganz anderes Bild zeigen uns die Missionen und Missionare des Pariser Seminars (Séminaire oder Société des Missions Etrangères), die wir schon in Vorder- und Hinterindien kennen gelernt haben, und die uns auch in China eingehender beschäftigen, weil sie den ganzen Süden und Westen des Reiches, abgesehen von den beiden kleinen Kolonialzipfeln in Macao und Hongkong und der Dominikanermission von Fukien, also einen Riesenkomplex von neun Vikariaten versehen. Wir müssen wirklich staunen über diese Leistungsfähigkeit des französischen Diözesanklerus — daraus rekrutieren sich zumeist die Pariser Missionspriester —, eine Leistungsfähigkeit, die auch jetzt noch anhält, obschon die unselige Kulturkampfgesetzgebung eine so große Priesternot im eigenen Lande heraufbeschworen hat; denn trotz ihrer großen Zahl gehören die Pariser Vikariate immer noch zu denen, die am meisten europäische Priester aufweisen (nur von den Jesuiten in Kiangnan und den Steylern in Südschantung übertroffen). Nicht minder verdient der apostolische Eifer und der stets zu den größten Opfern bereite Idealismus, mit dem diese Missionare, obschon sie durch kein Gelübde gebunden sind, gewöhnlich bis an ihr Lebensende ihrem schweren Beruf obliegen, unsere rückhaltlose Bewunderung. Alles geben sie freudig hin und nehmen sie bereitwillig auf sich, um die Seelen der Heiden zu retten; ohne Unterbrechung den härtesten Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt, bis zur Erschöpfung im Dienste ihrer Mission sich aufreibend, opfern sie ihre ganze Kraft und zumeist auch ihr oft beträchtliches Privatvermögen, um das Missionswerk emporzubringen und aufrechtzuerhalten. Das muß man dem französischen Priester lassen, und der extensive Umfang wie der intensive Grad seiner Missionsarbeit bestätigt es, daß er in der

heroischen Gesinnung sich von niemandem übertreffen läßt, ja vielleicht nicht seinesgleichen findet. Mag die Eigentümlichkeit der Pariser Gesellschaft auch manche Nachteile mit sich bringen, vor allem eine zu lockere Organisation und einen geringeren Zusammenhalt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß mit dem Weltpriestercharakter auch schätzenswerte Vorzüge im Missionsdienst verbunden sind, daß namentlich die Individualität und Persönlichkeit sich viel freier entfalten kann. Überall aber habe ich die Pariser Missionare bei aller Ausprägung der individuellen Unterschiede in ihren Grundeigenschaften sich gleich gefunden, überall dieselbe frische und ungeschminkte Fröhlichkeit, dieselbe Opferwilligkeit, dieselbe Anspruchslosigkeit, dieselbe Freundlichkeit, dieselbe Höflichkeit, so daß der Fremde sofort bei ihnen heimisch ist. Doch an einem kranken die Pariser Missionen und drohen sie angesichts der steigenden Krisis in der Heimat immer mehr zu kranken: am Mangel der nötigen Mittel und Kräfte, an einer bitteren Armut, die mir nach meiner Rückkehr von der Südseemission doppelt peinlich und drückend auffiel, und an einer zunehmenden Lichtung ihrer ohnehin dünn genug gesäten, so dringend des Zuwachses bedürftigen Reihen. Sind doch nach dem offiziellen „Compte Rendu" im vorigen Jahre (1912) insgesamt 37 Missionare gestorben (davon 15 in China), und nur 20 neue aus Europa abgereist (davon bloß 5 für China!), um die Dahingerafften zu ersetzen.

Auch die neuesten Revolutionswirren, die gerade hier im heißen Süden das lebhafteste Echo fanden, waren nicht imstande, die Missionare aus ihrem Posten zu vertreiben oder ihre Energie zu erschüttern; während alles floh, harrten sie todesmutig in den Stationen aus und verrichteten Wunder unerschrockener Tapferkeit, so daß ihre dramatischen Erzählungen über diese Ereignisse wie ritterliche Abenteurerromane klingen. In vielen Dutzenden von Fällen hing ihr Leben an einem

Faden und sahen sie sich wehrlos von blutgierigen Aufständischen umringt; aber mit Ausnahme eines einzigen, des Paters Castanet in der äußersten Westecke, entrannen sie jedesmal glücklich wieder der Gefahr, dank vor allem ihrer Geistesgegenwart und zum Teil auch dem heilsamen Respekt vor den europäischen Repressalien. Der Fremdenhaß ist hier in Südchina immer noch sehr heftig, und leicht hätte die momentane Anarchie zu einem allgemeinen blutigen Ausbruch desselben führen können; aber die Führer der Umwälzung waren aufrichtig und mit Erfolg bestrebt, ihrer Bewegung ein möglichst friedliches, legitimes Gepräge zu verleihen und unangenehme Exzesse von ihr abzuwenden. Beide Parteien, die siegende wie die unterliegende, die alte konservativ kaiserliche wie die neue revolutionäre, buhlten um die Gunst der Westmächte und versicherten daher die Missionare ihres tatkräftigen Schutzes, wenn sie auch nicht immer ihren Proklamationen Nachdruck verleihen und der Elemente Herr werden konnten. Wo der Missionar war, obgleich sich selbst überlassen und ohne jede Bedeckung, fühlten sich die um ihn gescharten Gläubigen sicher; ja selbst viele Heiden und Beamten begaben sich in den Bereich der Missionen oder vertrauten ihnen ihre Angehörigen an, weil sie dachten, daß sie dort gut aufgehoben und vor jedem Angriff geschützt seien. Im ganzen verhielten sich die Missionare neutral, nur beteiligten sie sich zuweilen an der Abwehr gegen die Umstürzler. Abgesehen von den Räuberüberfällen, die manche Missionare ihrer geringen Habe beraubten, war die einzige unangenehme Folge für das Missionswerk, daß die meisten Priester während der Unruhen in ihren Hauptstationen verbleiben mußten und ihr sonstiges Revier nicht besuchen konnten, daß überhaupt der Fortgang der Bekehrungen bei den ungünstigen physischen und geistigen Voraussetzungen einen relativen Stillstand erlitt. Nach Wiederherstellung der Ruhe wurde die Evangelisationsarbeit in der gewohnten Weise wieder aufgenommen,

ja man hofft von den Wirkungen der Umwälzung vielfach einen neuen Bekehrungsanstoß.

Die einzige Mission, die ich persönlich besuchen konnte, die einzige, die überhaupt in kurzer Zeit erreichbar und am Weltverkehrsstrom gelegen, dadurch auch dem geistigen Strömungswechsel am meisten ausgesetzt ist, ist die von Kwantung im Südosten. In der Residenz der von zwei Millionen bevölkerten, mit Tempeln und Pagoden angefüllten, echt chinesischen Typus tragenden Provinzhauptstadt Kanton, dem Schauplatz blutiger Grausamkeiten beim diesjährigen Aufstand, überraschte mich eine prachtvolle gothische Kathedrale, das schönste Wahrzeichen der Riesenstadt, der Hauptsache nach ein Geschenk des Franzosenkaisers Napoleon III. und seiner Gemahlin Eugénie. Im übrigen aber ist die Mission blutarm; wie die Missionare, die meistens mit der jährlichen Allokation des Vereins der Glaubensverbreitung (je 500 Mark) auskommen müssen, so lebt auch der Bischof Merel äußerst einfach, nachdem er sein ganzes Privateigentum für seine Kirche hergegeben. Der Propräfekt Sorin z. B., den ich in seiner Chinesenpfarrei (mehr einem chinesischen Haus als einer Kirche ähnlich) besuchte, wohnt, schläft, ißt ganz wie ein Chinese aus der ärmsten Klasse, d. h. für zwei Cents (4 Pfennig) pro Mahlzeit, nur um allen alles zu werden und für seine Missionszwecke möglichst viel zu erübrigen.

Bei dieser Sachlage muß man sich noch wundern, daß die Diözesanwerke in Kanton verhältnismäßig so hoch stehen: so das Priesterseminar, dessen 50 Zöglinge sehr fleißig sind und den besten Eindruck machen; das Kolleg des hl. Herzens, in welchem fünf tüchtige Schulbrüder (Kleine Brüder Mariens) unter Leitung eines nicht minder tüchtigen Missionars 430 meist heidnische Schüler in den Sprachen und Realien unterweisen und durch ihren obligatorischen Religionsunterricht auch Konversionen erzielen; die Mädchenschule vom hl. Geist unter

den Schwestern der unbefleckten Empfängnis (von Kanada), die zwar nicht die gleiche Schülerziffer, aber noch zahlreichere Bekehrungen aufweist; die beiden Waisenhäuser (für Knaben und Mädchen), die ihre Insassen auch zu Handwerkern (Weberei, Schnitzerei, Schmiede) bzw. Handarbeiten anleiten und zum Absatz der Produkte ein Verkaufsmagazin damit verbinden; das Lepraheim, in dem ein inzwischen selbst vom Aussatz befallener Priester nach Art des P. Damian vergraben ist, um sich ausschließlich der Pflege der Unglücklichen zu widmen. Auf der Insel Hainan haben die Nonnen von Chartres Schule, Krippe und Arbeitshaus aufgerichtet, auf der Insel Sancian, der Todesstätte des heil. Franz Xaver, die einheimischen Jungfrauen ein weibliches Katechumenat. Hier hat fast die ganze Einwohnerschaft mit dem Unterpräfekt an der Spitze, zum Dank für den von der Mission erwiesenen Schutz, dem Götzendienst entsagt. Heidenmission wie Christenseelsorge (vielfach Hauspastoration) wird bedeutend erschwert durch die große Ausdehnung und Mehrsprachigkeit des Missionsgebiets. Ganze Tagereisen müssen die Missionare oft zurücklegen, um die Kranken zu versehen und ihnen die letzte Ölung zu spenden. Eifrig besuchen die Katechisten Asyle, Spitäler, Dörfer usw., um dem Evangelium neue Anhänger zu gewinnen. Ein beliebtes Mittel, an die Heiden heranzukommen und sie zum Christentum herüberzuziehen, ist die Verpachtung von Häusern (in den Städten) oder Feldern (auf dem Land). In Kanton selbst macht das Heidenapostolat nur wenige und mühsame Fortschritte, abgesehen von einigen Mandschufamilien, welche durch die Revolution der Mission in die Arme getrieben wurden. Um so günstiger ist der Stand und die Aussicht im östlichen Teil, der die meisten Katholiken zählt; nur schade, daß der wichtige Hafenplatz Swatau, wo die tüchtigen Elsässer P. Vogel und P. Werner tätig sind, noch keine katholische Mittelschule besitzt. Auch in dieser Provinz

sind die Protestanten im Schulwesen weit überlegen; im Swatauer Bezirk allein gibt es nicht weniger als fünf protestantische Medizinschulen; namentlich das „Canton-Christian-College" (mit Normal- und Medizinschule), das geradezu im Gelde schwimmt und demnächst noch kolossal erweitert werden soll, bietet seinen 400 Schülern die schönsten Bildungsgelegenheiten. Auch im Bekehrungserfolg hat hier die protestantische Mission, in der zugleich das deutsche Element gut vertreten ist (durch die Berliner, die Basler und die Rheinische Gesellschaft), ausnahmsweise die katholische nahezu eingeholt (58 884 Protestanten gegenüber 61 595 Katholiken). Immerhin dürfen sich die neuesten Ziffern (1913) der Kwangtunger Mission noch sehen lassen (61 595 Christen, 12 636 Jahrestaufen, davon 2090 von Erwachsenen, 163 533 Beichten, 233 416 Kommunionen, 337 Gotteshäuser, 130 Knabenschulen mit 2980 und 56 Mädchenschulen mit 1328 Kindern, 98 Katechisten und 63 Katechistinnen, 15 Häuser der hl. Kindheit mit 152 Knaben und 336 Mädchen); nur ist die Zahl der Jahressakramente (6822 Osterbeichten und 5822 Osterkommunionen) geeignet, ein bedenkliches Licht auf die religiöse Praxis der Christen zu werfen.

Ähnlich wie in Kwangtung ist auch der Missionszustand in den acht übrigen Pariser Vikariaten von Südchina. Ein jedes hat sein Seminar zur Heranziehung des einheimischen Klerus, das eine oder andere außerdem eine Normal- oder Katechistenanstalt für die künftigen Missionsgehilfen. Höhere Schulen sind sonst nirgends vorhanden, abgesehen von einigen Sprachschulen (in Seifu, Jünnansen), auch die Volksschulen schwach verbreitet. Waisenhäuser, Hospitäler, Apotheken finden sich in jeder Mission, unter der sachverständigen und hingebungsvollen Leitung von Franziskanerinnen Mariens oder von Schwestern aus Chartres. Hauptmissionssitz in Westchina dürfte die wichtige Handelsstadt Tschungking am Jangtsekiang (Ostsetschuan) sein, da sie eine Missionsdruckerei, eine Anstalt

der Schulbrüder und ein Hospiz der Franziskanerinnen Mariens umschließt. Die Heidenbekehrungen schreiten in Setschuan und Kweitschau in gleichem oder noch rascherem Tempo wie in Kwangtung voran, viel langsamer dagegen in Kwangsi, Jünnan, Kientschang und namentlich im unempfänglichen, durch den „Lama" beherrschten Tibet, das schon so viele und so edle Kräfte anscheinend nutzlos verschlungen hat. Im Vergleich dazu zeigt die protestantische Mission allenthalben das übliche Bild: in den kulturellen Unternehmungen großes Übergewicht, im Missionsergebnis nicht minder große Inferiorität.

Folgende Tabelle veranschaulicht den neuesten Stand (meist von 1913):

	Katholische Mission					Protest. Mission		
	Europ. Priester	Einheim. Priester	Getaufte	Katechumenen	Jahreszuwachs	Missionare	Prediger	Gemeindeglieder
Kwangtung . . .	73	26	61595	?	12636	386	1042	58884
Kwangsi	27	4	4716	?	?	30	52	2378
Kweitschau	55	15	30710	35600	638	18	23	3672
Jünnan	32	18	14342	17247	1115	29	38	7417
Südsetschuan . . .	37	15	29377	5422	2094			
Ostsetschuan . . .	51	49	40587	17711	?			
Westsetschuan . . .	34	48	45000	9909	?	303	358	15178
Kientschang . . .	11	3	4050	?	?			
Tibet	26	2	3035	?	?			
Zusammen .	346	180	233412			766	1513	87529

Die östliche Küstenprovinz Fukien endlich ist von spanischen Dominikanern besetzt und in zwei Vikariate geteilt, ein kleineres im Süden mit dem Sitze in Amoy und ein größeres im Norden mit dem Sitz in Futschau. Es gereicht den tapferen Söhnen des hl. Dominikus aus der philippinischen Ordensprovinz vom hl. Rosenkranze zum hohen Ruhme, daß sie trotz aller Stürme unter den größten Opfern Jahrhunderte hindurch diesen schwierigen Posten festgehalten und ihn auch nach ihrer Vertreibung aus den Philippinen nicht preisgegeben haben. Frei-

lich ist es ihnen nicht leicht geworden, die nötige Anzahl ausländischer wie einheimischer Missionskräfte zu stellen. Immerhin sind außer den beiden Bischöfen 48 europäische Patres (17 in Amoy, 21 in Futschau) in diesem Arbeitsfelde tätig. Für das Katechistenpersonal und seinen Nachwuchs ist viel weniger gesorgt, erst jetzt plant man eine Normalschule. Infolgedessen liegt das Elementarschulwesen sehr darnieder. Auf dem Gebiet des höhern Schulwesens sind 2 Kollegien in Amoy und Futschau im Anzug, für deren Ausbau man die angehenden Lehrkräfte zur Fachausbildung nach Manila und Amerika geschickt hat. Eine katholische Presse und Literatur fehlt ganz. Die einzigen Liebesanstalten sind die von der hl. Kindheit unterhaltenen Waisenhäuser, je 5 in jedem Vikariat. Die Katholikenzahl beträgt nach der neuesten Statistik in Amoy 4764, in Futschau 49 160, im ganzen also 53 924. Dank der sorgfältigen Pastoration ist der sittlich-religiöse Stand der Christengemeinden befriedigend, ihre Organisation zum Teil gut entwickelt; Amoy besitzt z. B. in der Präfekturstadt Tsüantschu einen katholischen Klub und eine moderne Missionsschule, in der mehr als zwei Jahrhunderte alten kleinen Gemeinde Aupoa, die schon viele Welt- und Ordenspriester und die meisten Katechistinnen des Vikariats hervorgebracht hat, eine ganze Reihe von Vereinen zur Aufbringung der Kultuskosten und Unterstützung der Armen. Noch viel stärker und rühriger aber ist die protestantische Propaganda der Engländer und Amerikaner, die in Fukien auf 38 Haupt- und 753 Nebenstationen unter 308 Missionaren und 1400 einheimischen Predigern 86 969 Gemeindemitglieder besitzen, also auch in den Christenziffern — der einzige Fall in China — die katholische Mission stark überflügelt haben. Dies verdanken sie vor allem dem Netz von Schulen, Hospitälern und Organisationen, mit dem sie die ganze Landschaft überspannt haben. In Amoy wie in Futschau unterhalten sie zudem eine Theologen- und eine Mittelschule, die von Futschau soll dem-

nächst zu einer Universität ausgestaltet werden. Um die Konkurrenz mit diesen weitverzweigten und reich ausgestatteten Unternehmungen erfolgreich aufzunehmen, fehlen den spanischen Dominikanern weitaus die nötigen Kräfte und Mittel. Es war darum ein aus der Not erwachsener, aber anzuerkennender Entschluß, daß sie ihre deutschen Ordensbrüder zu Hilfe riefen oder vielmehr die von diesen angebotene Mitarbeit bereitwilligst annahmen und ihnen die Präfektur Tientscheou abtraten, die am 7. Februar von den neuen Ankömmlingen besetzt und später zu einer eigenen apostolischen Präfektur erhoben werden soll. Es ist also hier eine deutsche Mission im Entstehen begriffen, die unser lebhaftes Interesse verdient, schon als erste im südlichen Reich der Mitte, dann auch, weil damit die Söhne des hl. Dominikus in die Reihe der deutschen Missionsgenossenschaften eintreten, an sich schon ein erfreuliches Symptom des in unserm Vaterlande neu erwachten Missionseifers.

Bewunderungswürdig, besonders in Anbetracht der geringen Mittel und Kräfte, sind also die religiösen Arbeiten und Früchte der katholischen Chinamission auch im Süden. Rückständig erscheint sie dagegen auch hier in ihrer kulturellen Betätigung, besonders in bezug auf *Schule und Presse*. Schuld daran ist wiederum nicht so sehr mangelndes Verständnis, als der Mangel einerseits an Personal, andererseits an den zur Errichtung und Unterhaltung solcher Anstalten nötigen Finanzen, teilweise auch an gemeinsamem Vorgehen und gegenseitiger Verständigung.

Daß die verantwortlichen Faktoren sich ihrer schweren Aufgabe auch in dieser Beziehung bewußt und von der Notwendigkeit kultureller Missionsmittel im gegenwärtigen Übergangsmoment überzeugt sind, lehrten mich die Beratungen der *südchinesischen Missionskonferenz* in Hongkong vom 12.—14. Januar, und vorher schon die Antworten der apostolischen Vikare auf mein Einladungszirkular. Namens

der in Wien gegründeten Missionsschulkommission hatte ich dieselben gebeten, ihre Vertreter zur Erörterung der Schul- und Preßfragen auf Grund eines beigefügten Fragebogens zu entsenden. Mit einstimmigem Beifall nahmen sie das ihnen schon längst auf der Seele liegende Projekt auf und entsprachen meinem Vorschlag. Die Versammlung erzielte trotz ihrer disparaten Zusammensetzung aus Franzosen, Italienern, Spaniern und Portugiesen in den Grundzügen die erfreulichste Einmütigkeit. Unter dem Vorsitz des umsichtigen Generalprokurators der Missions Etrangères und dem Ehrenvorsitz des seeleneifrigen Bischofs Pozzoni von Hongkong, wurde über alle in Frage stehenden Probleme, Zahl und Grad der Schulen, Lehrer und Schüler, Lehrplan und Lehrgegenstand, Ausgaben und Einnahmen, Literatur und Presse verhandelt. Die Beschlüsse, die sich aus diesen Diskussionen ergaben, besonders die Aufforderung zur Gründung einer internationalen Unterstützungsliga in Europa und Amerika, geben uns die schönste Hoffnung für die Zukunft und einen vorzüglichen Wegweiser für die europäische Missionsbetätigung. Mit tiefem Danke gegen die Vorsehung und mit einem inständigen Appell an die Katholiken der Heimat schließe ich daher heute, am letzten Konferenztage, meine Darlegung der südchinesischen Missionsverhältnisse, um morgen schon nach dem Norden aufzubrechen.

X.

(Die Jesuitenmission von Kiangnan).

Schanghai, 18. Januar 1914.

Unter allen chinesischen Missionen verdient die im Osten gelegene der Gesellschaft Jesu von Kiangnan unsere besondere Aufmerksamkeit, nicht nur weil sie zu den blühendsten, erfolgreichsten und bestorganisierten gehört, sondern auch weil sie in ihrer ganzen Art ein spezifisches Gepräge aufweist.

Sie zeichnet sich schon durch ihre Größe und Ausdehnung vor allen anderen aus; während sonst die meisten chinesischen Provinzen auf mehrere apostolische Vikariate verteilt sind, umfaßt das Vikariat Kiangnan allein für sich zwei große und volkreiche Provinzen (Kiangsu und Nganwei), mit gut 60 Millionen Einwohnern und nicht weniger als 212 600 Christen, also ein Sechstel der ganzen chinesischen Kirche; erst jetzt geht man daran, dieses Riesenterritorium zu teilen und den Westen an die spanischen und italienischen Jesuiten abzutreten.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß die Jesuitenmission in einer ausnahmsweise günstigen Lage und viel leichter durch einen einzigen Mann zu regieren ist. Zunächst erlauben die vielen Verbindungen und Verkehrsmittel, Dampfschiffe und Eisenbahnen eine viel raschere Visitation und Zirkulation. Weiter ist der europäische Schutz und Rückhalt hier, an den Toren Chinas und am internationalen Welthafen Schanghai, viel stärker und wirksamer als im Innern. Die straffe und vorzügliche Ordensorganisation der Gesellschaft Jesu mußte ihrerseits eine einheitliche Verwaltung bedeutend vereinfachen und erleichtern. Sehr zu gute kam der Mission auch die bessere materielle und finanzielle Ausstattung, nicht nur seitens der vielfach aus wohlhabenden Kreisen sich rekrutierenden Pariser Heimatprovinz, sondern auch durch Einkünfte an Ort und Stelle selbst; dank vor allem den wertvollen Besitzungen, die sie frühzeitig gesichert und fruchtbringend angelegt hat, verfügt die Mission gegenwärtig über ein Vermögen von mehreren Millionen. Besonders vorteilhaft war für sie, daß sie bei ihrer Gründung bezw. Erneuerung (1847) einen festen Ausgangspunkt und Grundstock in den alten, schon von den Jesuiten des 17. und 18. Jahrhunderts gewonnenen, teilweise zu Vermögen und Ansehen gelangten Christengemeinden vorfand; aber daß sie dieses Christenkapital seitdem von 60 000 auf 212 600, also fast um das Vierfache vermehrt hat, beweist

doch seinerseits zur Genüge, wie tüchtig und gewissenhaft sie in den beiden letzten Generationen das übernommene Erbe verwaltete und den ihr anvertrauten Boden bewirtschaftete. In erster Linie verdankt sie diese reichen Früchte ihrer guten Missionsmethode und Missionsorganisation, die wir darum genauer beobachtet haben und hier eingehender darstellen wollen.

Den Glanzpunkt der Mission, wenigstens nach außen hin, stellen die in und um Schanghai selbst geschaffenen Werke dar. Hier residiert der Bischof, der im Unterschied zu den übrigen apostolischen Vikaren mehrere, sonst den Ordinarien reservierte Vorrechte genießt, Msgr. Paris, ein kluger und energischer Prälat, auf dessen freundliche Angaben meine Schilderung zum Teil zurückgeht, auch in seinem Äußern gleich so manchen anderen Missionsbischöfen von stattlicher Erscheinung und imposantem Auftreten. Mit seiner Residenz in der Nähe des Hafens (in Jangkingpang, auf der französischen Konzession) ist die Generalprokura der Mission und die Pfarrkirche St. Joseph verbunden, deren glänzender Gottesdienst gewöhnlich stark besucht ist, speziell von der europäischen wie chinesischen Aristokratie und Damenwelt, die hier mit Vorliebe ihre Toiletten entfaltet. Freilich läßt die religiöse Praxis der meisten katholischen Europäer hier wie anderswo viel zu wünschen übrig. Besser sieht es in diesem Punkte mit der zweiten Konzessionspfarre vom Herzen Jesu (in Hongkeu, auf der internationalen Konzession) aus, wo Macaisten und Filipinos sich mit den Chinesen in den Besuch der Kirche teilen und ein katholischer „Cercle" eingerichtet ist. Die eigentliche chinesische „Kathedrale", nach dem Muster von St. Ignazio in Rom angefangen, aber nicht vollendet, an den Festtagen mit den farbenreichsten Blumen, Bändern, Girlanden, Inschriften nach chinesischem Geschmack behangen, steht in der Chinesenvorstadt Tongkadu, inmitten einer eingeborenen Christenkolonie von 4000 Köpfen. Infolge des Zurücktretens des

Wangpuflusses, der früher die Kirche bespülte, ist nach den Landesgesetzen der ganze, 200 Meter breite Alluvialboden samt den darauf gebauten Häusern Eigentum der Mission geworden, also wirklich ein reiches Geschenk des lieben Gottes, wie mir der ehrwürdige Pater versicherte, der mit zwei europäischen und zwei chinesischen Mitbrüdern die Pfarrei versieht. Rein chinesischen Stil, drei durch Säulen getrennte Räume in einem weiten Breitbau, weist die schon im 17. Jahrhundert durch die in der Missionsgeschichte berühmte Kandida Hiu errichtete, 1861 den Jesuiten zurückerstattete Kirche von Laotiëtsüdang auf. Dazu kommt die erst vier Jahre alte, in schönster Gotik prangende, innerlich wie äußerlich aufs vornehmste ausgestattete Kathedrale des nahen Sikawei für die dortige Zentralresidenz und Christengemeinde. Außerdem residieren in Schanghai die Prokuren der Lazaristen, der Pariser Missionen und der Scheutvelder. Im ganzen zählt der Hauptdistrikt „Schanghai und Umgebung" 13 500 Katholiken mit nahezu 250 000 Jahresbeichten und 700 000 Jahreskommunionen.

Neben dem kirchlich-religiösen Leben ist auch das Missionsschulwesen gut ausgebildet, besser als in irgend einer andern Stadt Chinas, ein Beweis, daß die Gesellschaft Jesu auch hier sich zugleich als Schulorden charakterisiert. Auf der ersten Stufe stehen in Verbindung mit den Kirchen der Stadt die verschiedenen Pfarrschulen für die Christenkinder, teils Katechismus- teils Elementarschulen (mit etwas chinesischer Literatur), z. B. in Tongkadu für 150 Knaben und 150 Mädchen mit Hilfe christlicher Lehrer. Sekundären Unterricht erteilt das große Ignatiuskolleg in Sikawei, das fünf Patres und eine Reihe von meist christlichen Lehrern in seinem Dienst beschäftigt. Von den 368 Zöglingen, die im verflossenen Jahre durch das Kolleg gegangen sind, waren 104 Heiden (von 320 im zweiten Semester 88). Sie sind in der Wohnung von den Christen getrennt, in den Klassen dagegen mit ihnen

vereinigt. Sie werden nicht zu obligatorischem Religionsunterricht herangezogen und zur Teilnahme am Gottesdienst bloß gegen schriftliche Einwilligung der Eltern zugelassen; mancher wird dadurch dem Christentum geneigt gemacht, keiner aber vor dem Verlassen der Schule getauft. Mit der Residenz in Sikawei ist auch das Scholastikat der Gesellschaft und das große und kleine Priesterseminar verbunden. Den höchsten Studiengrad erstrebt die sog. Universität „Aurora" in ihren beiden Fakultäten, der literarischen und der naturwissenschaftlichen; ein schöner Anfang, wenn es möglich sein wird, die Lehrkräfte (5 Jesuiten mit 2 christlichen und 2 heidnischen Lehrern) zu vermehren; hier überwiegen im Unterschied zu Sikawei weitaus die heidnischen Schüler (166 unter 181), die in einem eigenen Konvikte wohnen, aber keinerlei Bekehrungsversuchen oder religiösen Belehrungen unterworfen werden. Große Lehranstalten haben ferner die „kleinen Brüder Mariens" in Schanghai errichtet bezw. von den Jesuiten übernommen, besonders das von 30 Brüdern geleitete, 500 europäische und 380 chinesische (darunter 325 heidnische) Schüler zählende Franz Xaver-Kolleg, dann die französische Munizipalschule für 300 fast ausschließlich heidnische Chinesen und die unter eingeborenen Maristen stehende chinesische St. Berchmannsschule.

Den weiblichen höheren Unterricht haben die „Helferinnen des Fegfeuers" in der Hand. In ihrem Internat zu Sikawei unterweisen sie getrennt 256 christliche und 132 heidnische Chinesinnen, letztere ebenfalls ohne sie religiös anders zu beeinflussen, als durch einen moralistisch-theodizäischen Kursus und die christliche Atmosphäre der ganzen Umgebung, besonders die kirchlichen Feste, vorausgesetzt daß die Schülerinnen ausdrücklich und wiederholt um die Erlaubnis zur Teilnahme gebeten haben. In Schanghai selbst halten sie drei Mädchenschulen, das Institut St. Joseph für Kinder besserer Familien, ohne Unterschied der Rasse und Religion (337), das Externat

der hl. Familie für den Mittelstand (281 europäische und 133 chinesische Schülerinnen) und die Vorsehungsschule für europäisch-eurasische Waisen (120). Auch in diesen Schulen werden die akatholischen Kinder durch mannigfache Veranstaltungen und Vereinigungen in den Bannkreis der christlichen Ideen hineingezogen.

Nicht minder rege und stark entwickelt ist die sozial-caritative Missionstätigkeit in Schanghai. Obenan steht wieder Sikawei mit seinem Waisenknabenhaus (307 Kinder) und seinen berühmten Werkstätten in Tusewe, zu denen außer den Waisen nur Kinder heidnischer Familien zugelassen werden, falls die Eltern schriftlich bezeugen, daß der Junge bis zum Abschluß seiner Lernzeit in der Anstalt bleiben kann und volle religiöse Freiheit hat, was in der Regel zu seiner Taufe und Bekehrung führt. Diesen männlichen Anstalten entspricht für die Mädchen und Frauen das Waisenhaus (754 Kinder) und das Handarbeitshaus der Helferinnen in Sikawei (Sängmujö). Da diese beiden Unternehmungen in erster Linie als Missionsmittel für Heidenkinder dienen sollen und nur unter dieser Bedingung vom Verein der hl. Kindheit unterstützt werden, sind parallel dazu für die Söhne der alten Christen mit Hilfe der katholischen Notabeln bei der alten Chinesenkirche von Schanghai besondere Ateliers geschaffen worden, damit sie den Gefahren des Großstadtlebens unter heidnischen Meistern entzogen werden. Die Krankenpflege üben namentlich die Schwestern vom hl. Vinzenz mit der gewohnten Opferwilligkeit in vier Hospitälern aus, im Missionshospital St. Maria (105 europäische und 293 chinesische Kranke), im benachbarten chinesischen Armenspital (818 Kranke), im europäischen Spital (1667 Kranke) und seit kurzem auch in dem von der chinesischen Munizipalität errichteten St. Josephshospital (über 900 Kranke); in allen diesen Häusern sind nicht wenige Sterbende getauft worden, im letzteren auch schon eine Reihe von Über-

lebenden. Franziskanerinnen-Missionarinnen Mariens finden wir im internationalen Hospital. Den „kleinen Schwestern der Armen" untersteht ein Hospiz für 300 teils christliche, teils heidnische Greise und Greisinnen in Tongkadu, ebenda ein Armenhospiz, das außer 49 Christen 460 Heiden aufgenommen und im vergangenen Jahre 129 davon getauft hat. Auch die Helferinnen in Schanghai und Sikawei suchen möglichst viele Kinder in Todesgefahr zu taufen. In den sieben Dispensarien oder Arzneistationen der Mission (zwei in Sikawei, zwei der Helferinnen und drei der Vinzenzschwestern in Schanghai) wurden im Laufe des letzten Jahres nicht weniger als 190 000 Gratiskonsultationen erteilt; lauter Veranstaltungen, die dem Christentum die allgemeinen Sympathien zu erobern und indirekt auch Bekehrungen zu erzielen wohl geeignet sind.

In den Anfängen steckt noch die Organisation und Selbstmitwirkung der Katholiken, doch verspricht namentlich die kürzlich auch in Schanghai unter dem angesehenen und zielbewußten Direktor Lopaong, dem Gründer und Leiter des St. Joseph-Hospitals, ins Leben gerufene „katholische Aktion" eine schöne Zukunft. Auf ihrem großzügigen Programm steht neben der Ausbreitung des Christentums vor allem Schule und Presse. Auch auf dem letztern Gebiet der literarischen Mission geschieht schon allerhand, im Anschluß an die gut eingerichtete Missionsdruckerei in Sikawei-Tusewe. An Stelle der eingegangenen Zeitung „Hoeipao" wird jetzt daselbst eine chinesische Monatsschrift „Chengkiadtsatche" (mit 3000 Abonnenten) von der katholischen Organisation herausgegeben, außerdem ein chinesischer Sendbote vom heiligsten Herzen (mit 5100 Abonnenten). In Tusewe erscheinen ferner die christlichen Lehr- und Erbauungsbücher, die gelehrte Sammlung der „Variétés Sinologiques", die „Bulletins", „Mémoires" und „Annuaires" des naturwissenschaftlichen Museums und des weltberühmten Observatoriums, die beide in unmittelbarer Nähe

von der Mission angelegt sind und mit Unterstützung reicher Wohltäter unterhalten werden. All diese Schöpfungen sollen in ihrer Weise dazu beitragen, dem Geist des Christentums in dem nach den Wohltaten der Kultur sich sehnenden Reich der Mitte die Wege zu bereiten und den Eingang zu verschaffen.

Freilich findet die eigentliche Missionsarbeit, d. h. das Werk der Heidenbekehrung im engeren Sinne in der von Erwerbshunger und Materialismus durchtränkten Weltstadtluft keine günstige Resonanz. Trotz der vielen Bildungsanstalten und Wohltätigkeitseinrichtungen, trotz der beiden Katechumenatshäuser, des männlichen im Chinesenviertel von Schanghai (im letzten Jahre 30 zugelassen) und des weiblichen bei den Helferinnen in Sikawei (81), verzeichnet die letztjährige Statistik für Schanghai und Umgebung bloß 179 Katechumenen und 221 Taufen von Erwachsenen. Ja in den meist von heidnischen Chinesen oder ungläubigen Europäern geleiteten Geschäften und Werkstätten Schanghais gehen jährlich Hunderte von alten Christen, die durch den Erwerbsdrang nach Schanghai gezogen worden sind, ihrem Glauben und ihrer Praxis verloren, in der Regel ohne daß es gelingt, sie der Kirche zurückzugewinnen.

Merkwürdig langsam schreitet das Bekehrungswerk auch im alten Christenland an der Mündung des Jangtsekiang um Schanghai herum und südlich davon in den Landschaften Sutscheu und Sonkang voran. West-Sonkang z. B. weist in der neuesten Statistik (1913) bei 28 000 Christen bloß 677 Katechumenen und 147 Taufen von Erwachsenen, Ost-Songkang (Putong) bei 26 000 Christen gar bloß 139 Katechumenen und 28 Taufen auf. Diese bereits von den ersten Glaubensboten Chinas bekehrten Gemeinden haben ihr Bekenntnis durch alle Verfolgungsstürme hindurch treu bewahrt und bekunden keinen geringen Eifer in der Erfüllung ihrer religiösen Christenpflichten; aber ähnlich wie die indischen

Altchristen haben sie kein oder wenig Verständnis für die Gewinnung ihrer heidnischen Landsleute, auf die sie mit selbstgenügsamer Verachtung hinabzusehen geneigt sind; schon darum ist es außerordentlich zu begrüßen, daß die neu erwachende Organisation der chinesischen Katholiken auf die Pflege des Missionssinnes und die Mitarbeit am Christianisierungswerk so großes Gewicht legt. Wie in Schanghai, so ist auch hier die Waisenfürsorge fast die einzige ebenso kostspielige wie mühsame Vermehrungsquelle des Christentums. Eine rühmliche Ausnahme machten wenigstens zeitweise die beiden armen und übervölkerten Sektionen Tsongwing und Haimen nördlich vom „blauen Fluß"; aber auch dort sind die Ziffern in jüngster Zeit wieder zurückgegangen, die der Katechumenen auf 610 bezw. 1065, die der Jahrestaufen auf 67 bezw. 156.

Um so fester und tröstlicher ist die kirchliche Organisation und das kirchliche Leben dieser älteren Christenheit. Die Kirchen, teils als Privatbesitz alter Christenfamilien überkommen, teils mit Hilfe der Gemeindemitglieder neu gebaut, sind nach chinesischen Begriffen würdig und schön. Die Kultuskosten werden durch die Christen selbst vermittelst freiwilliger Beiträge gedeckt. Auch die Unterhaltung des Missionspriesters übernehmen sie bei der jährlichen „Mission", die gewöhnlich eine Woche dauert und zugleich zum Empfang der Jahressakramente und zur Erneuerung des ganzen christlichen Lebens benützt wird; in streng geregelter Reihenfolge muß dann der Pater jeden Tag in einem andern Hause speisen und wird von den Vornehmsten des Dorfes bedient; bei dieser Gelegenheit zeichnen die Gläubigen auch ihre Stipendien für die Messen des Priesters, und die Überschüsse dienen zum Unterhalt der gemeinsamen „Werke". Dazu gehören vor allem die Schulen, deren Auslagen ebenfalls durch Kotisationen der Familien für die einzelnen Kinder bestritten werden. Zur Hebung des Unterrichtswesens plant der Bischof neben den

primitiven, vorwiegend auf Religion abzielenden Pfarr- und Katechumenatsschulen der einzelnen Station gehobene Zentralschulen mit sekundärem Einschlag (Arithmetik, Geschichte, Geographie) und chinesischer Literatur für jeden Distrikt im Hauptposten desselben. Wie bereits angedeutet, blüht auch die Waisenpflege, nicht nur in den stark besetzten Orphelinaten, sondern auch durch Übergabe sei es an mäßig bezahlte Ammen, sei es an christliche Familien, die gern solche „Kinder der heiligen Kirche" als „Jamilons" adoptieren und ganz wie ihre eigenen „Kamilons" behandeln. Auf Bitten der protestantischen Verwaltung hat die Mission auch um das materielle und religiöse Wohl der christlichen Arbeiter in den amerikanischen Textilfabriken von Putong sich in besonderer Weise angenommen und eigene Einrichtungen dafür geschaffen. Viele Bruderschaften und Kongregationen, besonders vom Rosenkranz und vom Gebetsapostolat, sind über das Land ausgebreitet. In Usi und Jangkagiao am großen Kanal haben sich die christlichen Fischer in mehreren Bruderschaften organisiert, die scharf über die christliche Lebensführung ihrer Mitglieder wachen und auch ihre zeitlichen Angelegenheiten und Zwistigkeiten regeln. Über den häufigen Sakramentenempfang geben die hohen Zahlen der Statistik Aufschluß (in Songkang z. B. bei 54 000 Katholiken 34 000 Jahres- und 190 000 Andachtsbeichten, 31 000 Jahres- und 242 000 Andachtskommunionen). Patronsfeste, Fronleichnamsprozessionen, Marienandachten usw. werden mit großer Feier und Andacht begangen. Tausende von Pilgern strömen aus weiter Ferne zur schönen Muttergotteswallfahrt auf dem Zosihügel bei Songkang, um dort inbrünstig zu beten und zu kommunizieren.

Hier unter den Christen ist auch der beste Nährboden für die einheimischen Missionskräfte der verschiedenen Kategorien. Täuferinnen, Lehrerinnen, „apostolische Jungfrauen", die sich mit großer Hingebung der Kirchenpflege, der

Gebetsleitung, dem Katechumenenunterricht, der Erziehung, dem Krankenbesuch widmen, obenan die in Sikawei herangebildeten eingeborenen Schwestern von der Darstellung, unbezahlbare, stets opferfreudige Stützen des Missionars, gehen aus diesem tief christlichen Milieu hervor. In Zieka (Putong) befindet sich das Haus der regulären Katecheten, und noch größer ist die Zahl der weltlichen Gehilfen, die dem Priester teils als Begleiter bei seinen Reisen, teils als wandernde Katechisten im Unterricht der Katechumenen, teils als Verwalter der Nebenstationen zur Seite stehen. Die Katechisten, die aus den Jesuitenschulen hervorgehen, sind anerkanntermaßen so tüchtig, daß auch andere angrenzende Missionen sie gerne davon beziehen. Aus diesen älteren Christenfamilien, in denen von Kindheit an die geheiligte Tradition der Väter eingewurzelt und heimisch ist, rekrutieren sich endlich die weitaus meisten Priesterberufe, die im Sikaweier Seminar ihrer Bestimmung zugeführt werden. Der apostolische Vikar von Kiangnan ist mit seinem eingeborenen Klerus im allgemeinen sehr zufrieden, nur muß derselbe, meint er, gut behandelt und darf sich nicht allein überlassen werden. Daher wird er alljährlich in der Residenz von Tongkadu (Schanghai), ähnlich wie der Regularklerus in der zu Sikawei, einen Monat hindurch zur Abhaltung von Exerzitien und zur geistig-körperlichen Erholung versammelt.

Ein viel dankbareres Feld findet die Bekehrungsarbeit im *missionarischen Neuland* im Norden und Westen. Wir haben sie bereits in Wuhu, der Missionszentrale für die Provinz Nganwei, näher kennen gelernt. Als Missionsmittel dient neben der Predigt und Unterweisung, die allerdings in kluger Zurückhaltung keine öffentliche (wie bei den Protestanten), sondern mehr eine stille, gelegentliche ist, die Erweisung von Wohltaten aller Art, besonders der durch die internationalen Verträge garantierte Schutz gegenüber den Beamten und Gerichten; freilich wird derselbe von Christen wie

Heiden oft mißbraucht, und sind daher die Missionare in seiner Gewährung sehr vorsichtig geworden, um sich nicht durch ungerechte Prozesse zu kompromittieren und die chinesischen Behörden nicht unnötigerweise zu reizen. Die Gewinnung und Vorbereitung geschieht meist gruppenweise. Nachdem die Taufkandidaten hinsichtlich ihrer Qualifikation geprüft, unter die Katechumenen aufgenommen und über ein Jahr lang von einem Katechisten, den sie möglichst selbst unterhalten müssen, allabendlich in den wichtigsten Gebeten und Wahrheiten unterrichtet worden sind, werden sie mehrere Wochen hindurch in ein Katechumenat gebracht, das mit der Zentralresidenz des Distrikts verbunden oder, falls die Entfernung zu groß und die Übersiedlung zu schwierig ist, als fliegendes in den Kern der Bewegung verlegt wird. Wenn es irgendwie angeht, wird von den Katechumenen eine Beisteuer zu der Verpflegung in Geld oder Naturalien verlangt, andernfalls fallen sie der Mission zur Last. In diesen Häusern empfangen sie drei- bis viermal im Tage Katechismusunterricht, werden abgehört, sagen die Gebete auf usw. Bestehen sie die Schlußprüfung, so dürfen sie zur Taufe treten; wenn nicht, so müssen sie ein zweites Mal wiederkommen. So erwarten nach der neuesten Statistik in der Präfektur Siutschau (Kiangsu) allein 28 640, in Jangtschau 14 635, in Ningkuo 13 502, in Taiping 7796, in Nyanking 6228, in Lungan 6026, in Fongjang-Sehien 5946 Katechumenen das Wasser der Wiedergeburt; wenn die Zahl der Jahrestaufen von Erwachsenen (Siutschau 829, Jangtschau 680, Ningkuo 440, Taiping 511, Nyanking 466, Lungan 169, Fongjang-Sehien 331) dazu in keinem Verhältnis steht, so ist es vor allem deshalb, weil die genügende Menge von Missionaren fehlt, um die Aspiranten zu unterrichten und festzuhalten.

Immerhin ist das numerische wie qualitative Missionsergebnis ein sehr befriedigendes. Die kürzlich ge-

druckte Generaltabelle der Mission über das verflossene apostolische Jahr (1. Juli 1912 bis 30. Juni 1913) registriert in 20 Sektionen (unter je einem Pater Minister), 123 Distrikten (unter je einem Missionspriester) und 1132 Gemeinden 212 600 Christen (164 761 in Kiangsu und 67 839 in Nganwei) und 99 293 Katechumenen (37 283 in Kiangsu und 62 011 in Nganwei); 54 127 Taufen (davon 5105 Erwachsene, 1595 Erwachsene in articulo mortis, 6155 Christenkinder, 989 Kinder von Katechumenen, 31 479 Heidenkinder zu Hause, 8804 aufgenommene Waisen), 10 530 Firmungen, 128 681 Jahres- und 840 460 Andachtsbeichten, 123 169 Jahres- und 1 533 694 Andachtskommunionen, 3445 letzte Ölungen, 2104 Ehen; 13 706 Predigten und 34 921 Katechesen von Missionaren; 316 Knabenschulen mit 10 982 christlichen und 4909 heidnischen Schülern, 554 Mädchenschulen mit 9246 christlichen und 216 heidnischen Schülerinnen. Interne Schulen werden 154 mit 8778 Knaben und 123 mit 6448 Mädchen aufgezählt; Waisenhäuser 18 mit 733 im Jahre aufgenommenen, 1148 während des Jahres in Ammenpflege gegebenen und 13 825 Familien anvertrauten Kindern; Katechumenate 228, in denen 9541 Männer und 6558 Frauen Unterricht genossen haben. Als Personal figurieren unter dem apostolischen Vikar 141 Priester aus der Gesellschaft Jesu (davon 18 Eingeborene), 14 Scholastiker (3 eingeborene), 26 Jesuitenbrüder (7 eingeborene), 7 eingeborene Novizen, 50 Weltpriester, 21 große und 4 kleine Seminaristen, 87 Latinisten im Sikaweier Kolleg, 42 kleine Brüder Mariens, 18 Katechisten aus der chinesischen Kongregation der Gottesmutter, 7 Karmelitinnen, 115 Helferinnen des Fegfeuers, 51 Schwestern des hl. Vinzenz von Paul, 19 kleine Schwestern der Armen, 195 einheimische Präsentandinnen (auf 80 Posten), 247 Laienkatechisten, 567 Schullehrer, 730 Lehrerinnen und 880 Missionsjungfrauen. So ansehnlich auch diese Ziffern an sich sind und so unabstreitbar namentlich die

Fülle heroischer Hingabe ist, die sie darstellen, so entsprechen sie doch noch längst nicht den vorhandenen Bedürfnissen und stehen in keinem Verhältnis zur Größe des Sprengels und der gestellten Aufgaben. Hier wie anderswo in Ostasien tut es dringend not, vor allem die Zahl der Missionsarbeiter möglichst bald durch frischen Zuzug zu verstärken, was für Kiangnan demnächst durch Abtrennung des westlichen Teils an spanische (und italienische) Jesuiten geschehen soll.

Dies um so mehr, als die protestantische Mission auch in Kiangsu-Nganwei mit einem viel größern Apparat von Mitteln und Kräften arbeitet als die katholische. In ihren Diensten stehen 505 Missionare und 543 Prediger, auf 44 Haupt- und 301 Nebenstationen verteilt, und vollends ihre materiellen Hilfsquellen sind unerschöpflich. Trotzdem ist ihr direktes Bekehrungsresultat auch hier verhältnismäßig minimal, unvergleichlich geringer als katholischerseits: in Kiangsu stehen den 164 761 Katholiken bloß 17 065, in Nganwei den 47 839 Katholiken bloß 4238, im ganzen den 212 600 Katholiken bloß 21 303 protestantische Gemeindeglieder gegenüber. Die Ursachen dieser Inferiorität im Kern und Wesen des Missionserfolges sind dieselben wie im übrigen China: es fehlt dem Protestantismus die einheitliche und geschlossene kirchliche Organisation, der dogmatische und hierarchische Unterbau, der befruchtende Segen der göttlichen Gnaden und Gnadenmittel, die grenzenlose Hingebung und genügende Bildung der menschlichen Organe, nicht selten auch das Talent, zum chinesischen Volke herabzusteigen und sich den chinesischen Verhältnissen anzupassen; so sieht er sich genötigt, viele kostbare Kraft umsonst zu vergeuden und zu zersplittern.

Dagegen verdienen seine humanitären Unternehmungen auf dem Gebiete der Erziehung und Caritas alle Anerkennung; hierin überflügelt er bei weitem auch die Jesuitenmission von Kiangnan und macht sein zahlenmäßiges

Defizit wieder wett. Beide Provinzen, namentlich die größeren Städte, sind meist mit einem dichten Netz protestantischer Schulen und Hospitäler übersät, denen die Katholiken nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen haben. In Nanking z. B., wo ich die katholische Mission so ärmlich vertreten fand, unterhalten mehrere protestantische Gesellschaften zusammen neben Medizinalkolleg, Lehrerseminar, Bibelschule eine „Universität" mit 15 amerikanischen und 30 chinesischen Professoren und 450 internen Studenten, von denen im vorigen Jahre eine nicht geringe Zahl infolge des genossenen religiösen Unterrichts sich zur Taufe bereit erklärte. Namentlich aber Schanghai selbst kann als geistige Hochburg und Zentralsitz der protestantischen Beeinflussung in China gelten. Hier befindet sich die „St. Johns-Universität", deren Gebäude, Hörsäle, Sammlungen, Studienpläne und Schüler (400) auf mich den besten Eindruck gemacht haben; der Sitz der „christlichen Literaturgesellschaft", die ganz China mit ihren literarischen Erzeugnissen, zum Teil auch profan-wissenschaftlichen Werken und periodischen Zeitschriften überschüttet, unter dem greisen Timothy Richard, der mir mit jugendlichem Feuer seinen weitgehenden Christianisierungsplan entwickelte; das Hauptquartier der „christlichen Jung-Männer-Vereingung", die allenthalben die chinesische Studentenwelt auf ihre Seite zieht; endlich nicht weniger als 30 Vertretungen der verschiedensten protestantischen Kirchen und Denominationen. Dazu kommen die staatlichen Bildungs- und Wohlfahrtsanstalten, sowohl die einheimisch-chinesischen, wie das dem Konfuzianismus huldigende polytechnische Nanjangkolleg (mit 600 Schülern), als auch die von europäischen Regierungen unterstützten, wie die religiös neutrale deutsche Medizin- und Ingenieurschule, die beide ebenfalls aufs beste eingerichtet sind, wie ich mich durch den Augenschein überzeugen konnte. Soll die katholische Chinamission durch all diese großzügig angelegten Unternehmungen nicht

in Schatten gestellt und ins Hintertreffen gedrängt werden, so müssen die Katholiken dieselbe in noch ganz anderem Maße als bisher unterstützen!

XI.

(Die kath. Mission in Peking und Nordchina).

Peking, 26. Januar 1914.

Nach langen Umwegen bin ich nun endlich auch in Nordchina und am „Welttore" (so nennen die Chinesen ihre Hauptstadt) angekommen, wohin ich eigentlich zu allererst gelangt wäre, wenn ich bei meiner Ausreise auf der sibirischen Bahn noch Platz gefunden hätte. Ich beginne meine Aufzeichnungen am chinesischen Neujahrstag, während auf den Straßen die höflichen Zopfleute sich unter vielen Verbeugungen gratulieren und in den Häusern ohrenbetäubende Musik das neue Jahr ankündigt, an welt- und missionshistorischer Stätte, im sogenannten Petang. Hier war es, wo schon die Jesuiten des 17. Jahrhunderts ihre Kirche und Christenkolonie schufen, wo die Lazaristen nach der Revolution im 19. Jahrhundert ihre prachtvolle Kathedrale und Residenz erbauten, wo endlich im denkwürdigen Boxerjahr 1900 die Christen von Peking mit einer Handvoll europäischer Matrosen viele Wochen hindurch eingeschlossen waren und wie durch ein Wunder dank der Fürbitte der Gottesmutter gerettet wurden, wie die Inschrift über dem Eingang verkündet.

Was drängt sich überhaupt an Missionserinnerungen in Peking nicht alles zusammen! Bis hierher drangen schon im 13. Jahrhundert die Franziskanermissionare, die von den christlichen Päpsten und Königen über die endlosen Steppen Asiens zu den Mongolenkaisern gesandt wurden und so anschauliche Schilderungen ihrer kühnen Reisen hinter-

lassen haben; hier, am Hofe Kublaikhans, des Enkels von Tschingiskhan, weilte der berühmte Venezianer Marco Polo und richtete Johannes a Monte Corvino O. S. Fr. ein eigenes Erzbistum auf, das Generationen hindurch sich an der Spitze blühender Christengemeinden aufrechterhielt, von dem aber jetzt jede Spur verschwunden zu sein scheint. Nach dieser Kaiserstadt strebten mit dem ihnen eigenen apostolischen Ungestüm die Jesuiten seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, um vermittelst ihrer wissenschaftlich-künstlerischen Unternehmungen das Evangelium dem allgewaltigen „Sohn des Himmels" nahezubringen und dann mit seiner Hilfe China als Ganzes zu christianisieren. Friedlich ruhten bis 1900 die Gebeine dieser großen Männer, die als Pioniere des Christentums wie der Kultur sich hier im fernen Osten eine so imposante Stellung erobert hatten, eines Ricci, eines Schall, eines Verbiest u. a. m., in den beiden Christenfriedhöfen, die ich nicht ohne tiefe Ergriffenheit besuchte; zwar wurden sie von den fanatischen Boxern teils verbrannt teils in alle Windteile zerstreut, aber mit ungeschwächter Ehrfurcht setzten die Nachkommen der alten Christen die zerstörten Grabsteine wieder zusammen, deren Inschriften zu den wertvollsten Quellen und Archivalien der Missionsgeschichte gehören.

Obschon inzwischen die Stürme jahrzehntelanger Verfolgung über die von Jesuiten gestreute Saat hinweggegangen sind, ist sie nicht erstickt worden, vielmehr in den beiden letzten Generationen zu neuem Leben aufgeblüht. Zwar verschwanden die ursprünglichen äußeren Gebäude, aber der Rahmen blieb bestehen und ist auch jetzt noch deutlich zu erkennen, nachdem das Restitutionsedikt von 1860 die Rückgabe des alten Eigentums und die Wiederaufrichtung der alten Kirchen angeordnet hatte. An den vier Punkten, die schon ehedem von den Christen besetzt waren, erhoben sich nun in der wieder angebrochenen Freiheitsära neue Gotteshäuser, schöner und stolzer noch

als die früheren: im Süden der Nantang (d. h. Südtempel), wo die älteste Christenniederlassung unter den portugiesischen Jesuiten gewesen war; im Norden der Petang (Nordtempel), wo im 17. Jahrhundert die französischen Jesuiten eine zweite Kirche erbaut hatten; im Westen der Sitang (westlicher Tempel), wo im 18. Jahrhundert die Propagandapriester sich festgesetzt; im Osten der Dungtang (östlicher Tempel), wo bald darauf eine zweite Propagandakirche erstanden war.

So steht auch jetzt noch die katholische Mission in Chinas Hauptstadt würdevoll und geachtet da. Im ganzen zählt sie darin 8500 Christen, wovon 7000 allein auf den Petang fallen. Hier finden sich auch unter der umsichtigen Leitung des apostolischen Vikars Msgr. Jarlin die Hauptanstalten der Mission auf ein geräumiges, nach außen abgeschlossenes Stadtviertel verteilt beisammen, vor allem die beiden Seminarien (großes und kleines), in welchen die Priesteramtskandidaten unter eifrigen Professoren angestrengtem Studium obliegen (131 Latinisten 7 Jahre Gymnasium, 37 Theologen 2 Jahre Philosophie und 4 Theologie). Sonst bewegt sich freilich das Missionsschulwesen Pekings auf einer auch relativ ziemlich niedrigen Stufe. Neben den gewöhnlichen Pfarrschulen, die hauptsächlich im Katechismus und in den Gebeten unterrichten, gibt es zwei Brüderkollegien, die höher zielen, ohne jedoch den Grad von Sekundärschulen zu erreichen: die Pfarrschule von Petang, eine von der Regierung anerkannte höhere Primärschule für chinesische Literatur (in der obersten Klasse auch französisch) mit 240 ausschließlich christlichen Schülern, geleitet von einem europäischen Direktor und einheimischen Lehrern; dann die französische Sprachschule in Nantang, in der 260 Chinesen (davon 60 intern, bloß 20 Christen) drei bis vier Jahre hindurch ebenfalls unter Kleinen Brüdern Mariens Französisch mit einem Ansatz von Realien lernen und durch ihr Schulgeld zum Unterhalt der Anstalt beitragen, um dann sofort, gewöhn-

lich an der Bahn, Anstellung zu suchen (bis jetzt ist es nicht gelungen, auch nur einen einzigen länger festzuhalten). Verheißungsvoll entwickelt sich die im Bau begriffene kleine Normalschule, welche der chinesische Pfarrer von Sitang angelegt und dem staatlichen Schulplan angepaßt hat (60 Schüler). Dem literarischen Alltagsgebrauch dient die Missionsdruckerei in Petang (mit Letterngießerei), in der u. a. religiöse Traktate und die Monatshefte des jüngst gegründeten „Bulletin Catholique de Pékin" hergestellt werden. Großen Segen verbreiten auch in Peking die verschiedenen Werke christlicher Caritas unter dem tüchtigen und hingebungsvollen Kommando der Vinzenzschwestern, besonders das Werk der hl. Kindheit im Petang unter einer Österreicherin, das chinesische Hospital ebendaselbst und das Gemeindeasyl in Dungtang.

Besondere Erwähnung verdienen die Veranstaltungen zur Heranziehung eines einheimischen Nachwuchses. Wie die Normalschule von Sitang gute Katechisten für das Vikariat zu liefern bestimmt ist, so gehen aus den Priesterseminaren von Petang brauchbare Weltpriester hervor, denen ohne Bedenken auch die selbständige Leitung eigener Pfarreien überlassen werden kann, wenn sie auch zumeist nicht so viel Seeleneifer und Uneigennützigkeit an den Tag legen wie die europäischen Missionare. Für ihre künftigen Ordenspriester besitzen die Lazaristen der chinesischen Nordprovinz (die fünf Vikariate von Tschili) in ihrem Provinzialat bei Schala (dem portugiesischen Jesuitenfriedhof) ein besonderes Seminar, dessen 60 Zöglinge den besten Eindruck machen und in intellektuell-aszetischer Hinsicht sich europäischen Seminaristen ebenbürtig zeigen, wie mir ihre französische Lektüre bei Tisch und das gerade abgehaltene strenge Examen zeigten. In unmittelbarer Nähe ist mit dem Provinzialat der Kleinen Brüder Mariens eine Normalschule für die Aspiranten der Gesellschaft verbunden, die im Chinesischen wie im Französischen unterrichtet werden, unter Zugrundelegung

des heimatlichen Programms. Endlich umschließt der Petang noch ein gut geordnetes Noviziat für einheimische Schwestern oder Jungfrauen, sogenannte Josephinen, die sich bis jetzt gleichfalls gut bewährt haben.

Das ganze Vikariat Peking zählt nach der letztjährigen Statistik nicht weniger als 133 515 Katholiken, proportionell am meisten in China (1 Christ auf 32 Heiden). Auch in der Zahl der Jahresbekehrungen (36 740) übertraf es weitaus alle anderen chinesischen Vikariate. Diese vom übrigen Reiche so auffällig abstechende Massenbewegung findet ihren Schlüssel nicht so sehr in der größeren Empfänglichkeit des Objekts als im eigenartigen Missionsverfahren. Während früher der Schwerpunkt desselben auf der caritativen Tätigkeit ruhte, verlegte der jetzige Bischof Msgr. Jarlin sein Hauptgewicht auf das eigentliche Bekehrungswerk. Wenn wir in diesem Programmwechsel zweifellos einen bedeutenden Fortschritt erblicken müssen, so wollen wir damit noch längst nicht das Wie der Bekehrungsweise als Ideal hinstellen, im Gegenteil. Nirgends dürfte die für China charakteristische Materialisierung der Missionsmethode so ausgesprochen und fortgeschritten sein als in der Pekinger Mission, weil dabei direkt das Geld eine Hauptrolle spielt. Auch jetzt noch freilich ist daselbst die bereits im übrigen China uns begegnete Sitte vertreten, die Taufbewerber einen Winter hindurch in Katechumenatshäusern zu unterweisen und gratis zu verpflegen; zur Vereinfachung und größeren Ersparnis ist man aber vielfach dazu übergegangen, die Katechumenen zu Hause zu lassen und ihnen teils während der einzelnen Unterrichtsstufen, teils am Schluß der ganzen Vorbereitung je 4—6 Dollars auszuhändigen. Die Mission besitzt geschickte Dialektiker, um diese Missionsweise theologisch zu begründen; aber ich muß gestehen, daß es meinem europäischen Verstande schwer wird, dieser kühnen chinesischen Argumentation zu folgen. Nicht mit Unrecht wird darauf hingewiesen, daß die Aspiranten

für die beim Lernen versäumte Zeit entschädigt werden müssen; daß sie für ihre Fortschritte Ermutigungen verdienen; daß auch unser Heiland die Menschen durch materielle Wohltaten angelockt hat und auch die heimatliche Seelsorge sich derselben bedient; daß es das einzige Mittel sei, um überhaupt an die Heiden heranzukommen und mit ihnen in Verbindung zu treten; daß das Katechumenat und die spätere kirchliche Erziehung die Motive läutere und zugleich ins christliche Leben einführe; daß man bezüglich des Niveaus und der Standhaftigkeit der so gewonnenen Neophyten günstige Erfahrungen gemacht habe; daß zwar die erste Generation der Neuchristen noch recht unvollkommen, in ihren Kindern aber die zweite gesichert sei. Trotz alledem bleibt eine solche Missionsweise bedenklich, um so mehr als die Zahl der Missionskräfte (29 europäische und 41 chinesische, zusammen also bloß 70 Priester) zur soliden Unterweisung der Katechumenen und zur gründlichen Pastoration der Getauften schwerlich genügen kann. Immerhin muß gesagt werden, daß die Anwendung dieses Systems den Missionaren freigestellt wird und manche von ihnen es verschmähen, daß überhaupt in den meisten Gemeinden beides, das interne Katechumenat für die weiter Entfernten (in Peking für die zerstreut Wohnenden) und die externe Schule für die Ortsbewohner kombiniert zu werden pflegt, ja daß ich in Peking selbst (beim einheimischen Pfarrer von Sitang) auch die viel geistlichere Methode der Predigtsäle (mit Hilfe von Katechisten) verwirklicht sah.

Tatsächlich hat man in den übrigen Vikariaten der Lazaristen von Tschili die Geschenkmethode wegen der gefährlichen Konsequenzen ihres äußerlichen Augenblickserfolges zumeist aufgegeben. In der Regel werden auch hier Internat und Externat je nach den Bedürfnissen miteinander verbunden; ersteres zeitigt im allgemeinen raschere und zahlreichere Früchte, die aber nicht selten hinsichtlich ihrer Qualität und Dauerhaftigkeit als minderwertig angesehen werden.

In Tientsin, das erst 1912 von Peking abgetrennt wurde, hat Pater Lebbe mit Erfolg ein moderneres Verfahren eingeführt, indem er in eigenen „Predigtsälen" teils selbst, teils durch chinesische Katechisten öffentliche Religionsvorträge mit Diskussion veranstaltet. Namentlich die besseren und gebildeten Stände werden dadurch sehr angezogen. Bischof Dumond von Tientsin erzählte mir, wie kürzlich auf diese Weise ein reicher protestantischer Chinese aus dem Innern unter ganz außerordentlichen Umständen dem Katholizismus zugeführt wurde: gleich dem Philosophen Justinus im christlichen Altertum habe er, unbefriedigt vom Protestantismus wegen des Mangels einer sicheren Basis, überall nach der wahren Religion gesucht, bis ihm schließlich in den Tientsiner Konferenzen seine Einwände gelöst und seine Fragen beantwortet wurden; nach seiner Bekehrung suche er nun auch seine Angehörigen in der Heimat und einen angesehenen Freund in Tientsin zum katholischen Bekenntnis herüberzuziehen. P. Lebbe ist weiterhin eifrig bestrebt, auch durch andere geistige Mittel, durch Schule, Presse, Organisation und soziale Fürsorge das Christentum zu verbreiten und zu befestigen. Neben dem Jünglingsverein von Tientsin rief er, unterstützt von dem Exjesuiten Mah und vom Herausgeber des verbreitetsten Chinesenblattes, die sog. katholische Aktion, von der die antikonfuzianische Bewegung in China ausgegangen ist, und eine vielgelesene katholische Wochenzeitung über die religiös-politischen Fragen ins Leben; dabei ist er auch schriftstellerisch unermüdlich tätig (seine apologetischen Abhandlungen gedenkt er demnächst zu einem Bande zu vereinigen). Auf Vortragsreisen in Belgien und Frankreich hat er eben erst eine hübsche Summe zur Gründung eines Kollegs gesammelt, das den belgischen Benediktinern anvertraut werden soll.

Im übrigen liegt das Schulwesen in den nördlichen Lazaristenmissionen aus Mangel an Mitteln und Kräften ziem-

lich tief darnieder: in Tientsin entdeckte ich nur eine kleine französische Sprachschule der Kleinen Brüder Mariens; in Paotingfu eine gut erhaltene Primärschule bei der schönen Residenz und außerhalb der Stadt eine Sekundärschule nach chinesischem Lehrplan unter chinesischen Lehrern, während das frühere französische Kolleg wieder eingegangen ist; in Tschentingfu ebenfalls innerhalb der Residenz eine chinesische Primärschule (höhere und niedere) nach staatlichem Lehrplan (100 meist christliche Schüler) und eine ähnliche im Vikariat. Viel reicher ausgebildet ist das Schul- und Preßsystem im Jesuitenvikariat Südost-Tschili: es umfaßt gegen 500 Schulen mit 8000 Schülern, in den vier größten Missionsstationen je ein Zentralkolleg mit Mittelschultendenz, im Norden und Süden je eine größere Arbeitsschule, in Hokienfu eine bedeutende Druckerei mit vielen gelehrten und volkstümlichen Publikationen profanen wie religiösen Charakters. Überall finden wir auch in den Vikariatssitzen von Tschili schmucke Kathedralen (in Tientsin im Bau begriffen), geräumige Seminarien und eine Reihe caritativer Anstalten (Waisenhäuser, Hospitäler oder Dispensarien usw.). Wie im Zentrum, so tragen auch hier die Christen anläßlich der Missionen zur Bestreitung der Kultuskosten bei und sind im Katechistensystem organisiert (an der Spitze jeder Gemeinde steht im Ehrenamt ein verantwortlicher Administrator). Der Umfang des eigentlichen Missionspersonals steht allerdings, abgesehen von der Jesuitenmission, in großem Mißverhältnis zur Christenzahl. Die Protestanten sind auch hier in der Zahl der Missionskräfte und in der indirekten Missionsarbeit (Schule und Presse) den Katholiken weit überlegen, stehen aber im direkten Missionsergebnis ebenso weit hinter ihnen zurück, indem sie mehr gute Menschen als positive Christen schaffen zu wollen erklären.

Folgende Tabelle gibt den Stand der Tschilimissionen von 1913 wieder:

Vikariat	Residenz	Bevölk. Mll.	Katholiken	Jahreszuwachs	Krch u. Kap.	Priester Europ.	Priester Eingeb.
Nord-Tschili	Peking	4	133515	36740	381	29	44
Küsten-Tschili	Tientsin	2	34855	325	162	10	11
Zentral-Tschili	Paotingfu	3	84196	9918	317	18	26
Ost-Tschili	Yongpinfu	4	11358	120	37	11	1
Südwest-Tschili	Tschentingfu	8	62014	1414	429	22	24
Südost-Tschili	Hienhien	11	85618	2530	414	55	25
	Zusammen	32	411556	51047	1740	145	131

Protest. Mission 25 982 Mitglieder, 25 Haupt- und 353 Nebenstationen, 237 Missionen und 537 Prediger.

Bei weitem nicht so hoch belaufen sich die Ziffern in den übrigen nordchinesischen Vikariaten. Die Bekehrungen schreiten im entlegenen Schensi nur äußerst langsam vorwärts, schneller in Schansi und Honan. Überall bleibt die Zahl der Missionsarbeiter weit hinter den wirklichen Bedürfnissen zurück, sowohl in den Franziskanerdistrikten (Nord- und Südschansi, Nord- und Centralschensi), als auch in den Missionen des italienischen Säkularklerus (Südschensi aus Rom, Südhonan aus Parma, Nord- und Westhonan aus Mailand), weshalb eine Verstärkung dringend not täte. Darum kann auch die Schul- und Preßtätigkeit nicht energisch in Angriff genommen werden. Das Verhältnis zur protestantischen Mission ist das gleiche wie anderswo.

Provinzen	Bevölk. Mill.	Katholiken	Jahreszuwachs	Kirch. u. Kapell.	Priester Europ.	Priester Eingeb.	Protestant. Mission Mitgl.	Stat.	Pers.
Schansi	12	47403	3233	409	52	22	6360	193	344
Schensi	13	42583	928	317	34	35	2420	188	185
Honan	30	35205	3913	350	47	12	6271	211	382

Im Westen von Peking hat auch die klösterliche Frömmigkeit und Aszese eine starke Burg mitten im Heidenland aufgeschlagen: die Trappistenabtei U. L. Frau zum Troste. Gegen 100 Mönche, der Mehrzahl nach eingeborene, erheben hier Tag für Tag um die Rettung Chinas betend ihre Hände

zum Himmel und erbauen die Umgebung durch ihr Beispiel. Gewiß hat dieses beschauliche Opferleben einen unermeßlichen übernatürlichen Missionswert; doch wäre es zu wünschen, daß das Kloster nicht bloß durch sein für die Umwohner aufgerichtetes Katechumenat, sondern auch durch Ackerbau- oder Gewerbeschule aktiv in das Räderwerk der Heidenmission eingriffe und sein Menschenkapital für sie fruchtbar machte.

Gehen wir noch weiter bis zur chinesischen Mauer, so treffen wir am ganzen Grenzsaum in der Mongolei ebenfalls chinesische Siedelungen und unter ihnen eine tüchtige belgische Missionsgesellschaft, die U. L. Frau von Scheut (Scheutvelder). Wie strategisch über das Land zerstreute christliche Festungen nehmen sich ihre Niederlassungen aus. Während die kulturell und moralisch tiefstehenden Mongolen sich unter dem Druck des bei ihnen noch sehr lebendigen Buddhismus und der einflußreichen Lamas dem Christentum hartnäckig verschlossen erweisen, mit Ausnahme eines schon früher bekehrten Christendorfs von 600 Einwohnern, nimmt unter den Chinesen die Zahl der Anhänger Jesu immer mehr zu, sei es daß sie durch die von der Mission angekauften und ihnen verliehenen Ländereien mit dem Evangelium näher bekannt, sei es daß sie in den Katechumenaten (gewöhnlich zwei Winter hindurch) darin eingeweiht und zugleich kostenlos ernährt werden. Jedes der drei Vikariate (Ost-, Zentral- und Westmongolei) unterhält eine gute Normalschule und denkt bereits an höhere Lehranstalten. Auch die Christen steuern vielfach zum Unterhalt der Mission bei. Am eingeborenen Klerus wird vielfach der Hang zur Bereicherungssucht und zum Antieuropäismus beklagt. In allen drei mongolischen Vikariaten zusammen entfallen auf 14 Millionen Menschen 80 289 Katholiken, 5026 Jahrestaufen, 364 christliche Gotteshäuser, 132 europäische und 43 chinesische Priester, während die Mission der gleichen Genossenschaft im weiter zurückgelegenen Kansu trotz der 34 Missionare unter 11

Millionen bloß 5324 Christen und 288 Bekehrungen, in Ili unter 12 Millionen gar nur 300 Christen umfaßt.

Was der Missionsforscher und Missionsfreund in diesem Konglomerat von Vikariaten und Gesellschaften neben den höheren Kulturbestrebungen am schmerzlichsten vermißt, ist, offen gesagt, das einigende Band, das, was die Protestanten „Kooperation" nennen. Während die protestantischen Missionen trotz ihrer tiefgehenden dogmatischen Gegensätze dank ihren Konferenzen und Verbänden wenigstens in vielen äußeren Fragen eine gewisse Übereinstimmung und Zusammenarbeit erzielen, ist katholischerseits trotz des gleichen Glaubens und der gleichen Verfassung jede Mission auf sich allein angewiesen, weil sie bloß für ihren Bezirk verantwortlich ist und daher um den Nachbar sich nicht kümmern zu dürfen glaubt, so wichtig auch die Probleme sind, die einen Zusammenschluß und eine gemeinsame Aktion erheischen. Die Oberleitung der weit entfernten Propaganda genügt nicht, um diese Lücke auszufüllen. Man hat daher schon öfters den Plan erwogen, eine abgeschlossene kirchliche Hierarchie unter Erzbischöfen und einem Primas aufzurichten; aber es ist fraglich, ob der Zeitpunkt dafür schon gekommen ist, obschon das Missionswerk in China unzweifelhaft schon weiter vorgeschritten ist, als z. B. in dem allzu früh hierarchisch gegliederten Japan. Auch die Errichtung einer Nunziatur in Peking oder einer apostolischen Delegatur für China, ähnlich wie in Indien, ist bereits versucht und von einheimischen Hofkreisen betrieben worden, um den lästigen Einmischungen fremder Mächte wegen katholischer Missionsangelegenheiten einen Riegel vorzuschieben; ja der ehemalige indische Delegat Agliardi (jetzt Kardinal) war auf Geheiß Leos XIII. bereits unterwegs nach China, um die dortige Delegation zu übernehmen; doch der Widerstand der französischen Regierung und Presse, die eine Schwächung des französischen Protektorats befürchtete, rangen dem großen Friedenspapst

die harten Worte ab: „Ich gebe nach wie ein guter Vater dem bösen Kinde, aber die Maßnahme ist damit nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben.“ Mittlerweile mußten die sog. Regionalsynoden der in fünf Regionen eingeteilten Vikariate als notdürftiger Ersatz für die fehlende Einheit in den wichtigsten Missionsangelegenheiten dienen (die Synodalerlasse sind gedruckt erschienen). Nach langen Hin- und Herverhandlungen hat nun die Propaganda endlich auch eine Generalsynode für ganz China angeordnet, und die zehn Männer, die sie vorbereiten sollen, zwei aus jeder Region, sind bereits bestimmt. Auch die drei Konferenzen, welche die chinesischen Vikariatsvertreter gegenwärtig über Schule und Presse abhalten, in Hongkong für den Süden, in Hankau für die Mitte und in Tsinanfu für den Norden, versprechen eine unmittelbar bevorstehende Einigung wenigstens auf diesem vitalen Gebiete. Leider sucht die gleiche Opposition, die schon bisher dem Einigungswerke entgegengetreten ist, auch diese neuesten Verständigungsversuche mit allen Mitteln zu verhindern. Gebe Gott, daß die Missionsfreiheit Chinas über solche Knechtungen und Intrigen recht bald triumphiere!

XII.

(Missionswesen in Schantung).

Tsinanfu, 13. Februar 1914.

Es bietet für den Chinareisenden einen eigenartigen Reiz, das Streben und Ringen der einzelnen Völker und Parteien zu beobachten, wie sie in heißem Wettkampf bemüht sind, diese große Kulturwelt Ostasiens wirtschaftlich und geistig zu erobern. Das gilt auch für Schantung. Schon am Beginn

des 17. Jahrhunderts, als noch keine von den übrigen kulturbringenden Parteien auf dem Plane erschienen, hat die katholische Mission begonnen, das Kreuz hier im Heimatlande des Konfuzius auf dem klassischen Boden Chinas aufzurichten. Wenn auch der Verfolgungssturm manches von jenen ersten Pflanzungen verwüstet hat, so besteht doch jetzt noch manche Gemeinde, deren Traditionen einige Jahrhunderte zurückreichen. Die letzten Jahrzehnte haben den ererbten Besitzstand bedeutend gemehrt, so daß Schantung mit seinen etwa 120 000 Katholiken gegenwärtig zu den am meisten ausgebauten Missionsgebieten der katholischen Kirche in China gehört. Ein Gang durch dieses Missionsfeld ist für uns von ganz besonderem Interesse, da es sich ja um eine Provinz handelt, an deren wirtschaftlicher, kultureller und speziell auch religiöser Erschließung Deutschland in ganz hervorragender Weise beteiligt ist.

Von den drei Apostolischen Vikariaten ist Nord-Schantung, mit der Hauptresidenz in der Provinzialhauptstadt Tsinanfu, das älteste, sozusagen die Stamm-Mission. Schon P. Longobardi S. J., der Genosse und als Provinzial der Nachfolger des P. Ricci, hat in Tsinanfu eine Gemeinde gegründet. Später, zur Zeit der Verfolgung, wurde das Eigentum der Mission innerhalb der Stadt beschlagnahmt, und die Missionare konnten sich nur mehr bei Nacht und Nebel in dieselbe wagen. Es ist das unbestreitbar große Verdienst der romanischen Katholiken und der großen alten Missionsorden, daß sie auch in jenen schweren Zeiten immer doch noch durch einige Missionare den Lebensfunken der armen verfolgten Gemeinden vor dem Erlöschen bewahrten. So haben denn auch in Schantung bis Ende der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich italienische Franziskaner gewirkt. Unter ihrer Leitung gelang es, das Missionseigentum, einen recht bedeutenden Häuserblock in Tsinanfu, zurück zu erwerben. Seitdem residierte der Apostolische Vikar daselbst und leitete

von da aus die katholische Mission ganz Schantungs, bis 1885 zunächst Süd-Schantung und 1894 Ost-Schantung abgetrennt wurden.

Was die geographische Lage angeht, ist Nord-Schantung eigentlich am glücklichsten bestellt. Die Zentrale Tsinanfu liegt so ziemlich in der Mitte, so daß auch die weitentlegensten Gemeinden, in etwa 150 Kilometer Entfernung, nicht allzu schwer zu erreichen sind. Es hat den fernern Vorzug, daß es eine ziemliche Anzahl schöner alter Gemeinden besitzt, welche zwar einerseits seelsorgliche Tätigkeit verlangen, anderseits aber auch der eigentlichen Propagandaarbeit einen guten Stützpunkt bieten. An der Spitze des Vikariats steht der Holländer Msgr. Giesen, ein edler, einfacher und klar denkender Prälat, ehemals Missionar in Schansi, wo er während der Boxerunruhen seine Christen heldenhaft verteidigte und dabei schwer verwundet wurde. Kurze Zeit nach seiner Ernennung, gegen 1902, übernahm die sächsische Provinz der Franziskaner die Sorge für diese Mission; somit besteht jetzt der größte Teil der Missionare aus Deutschen, zumeist Rheinländern und Westfalen. Die Mission hat während des letzten Jahrzehnts einen tüchtigen Aufschwung genommen. Nicht bloß wurde eine ganze Reihe würdiger Kirchen erbaut, die Anstalten der Mission erweitert, vergrößert und gehoben, auch die Zahl der Christen hat sich um ein Bedeutendes vermehrt. Sie zählt gegenwärtig 33 034 Getaufte, 28 europäische und 23 chinesische Priester.

Um einen Einblick in den innern Organismus der Mission zu gewinnen, wollen wir bei der einen oder andern Station vorsprechen. Unser erster Besuch gilt dem Bischof in Tsinanfu. Er wohnt in der ursprünglichen, noch von den italienischen Missionaren erbauten Missionsresidenz. Mitten im Gewirr der Straße grüßt das von kleinen Löwenfiguren bewachte Kreuz vom Tor herab, als Wahrzeichen, daß wir hier eine katholische Missionsstation betreten. Gleich der Pforte gegenüber liegt die

aus Quadersteinen gebaute Kirche, ein einfacher älterer Bau, dessen Innenwände ein chinesischer Künstler mit merkwürdigen Bildern geschmückt hat. Rings um die Kirche herum liegen die Räume für die durchreisenden Missionare und für die Prokur. Nördlich davon, in einem zuerst als Seminar aufgeführten Gebäudekomplex, ist die Wohnung des Bischofs, Speisesaal, Rekreationsraum, Bibliothek und eine recht schöne, würdige Hauskapelle. Noch weiter nach Norden finden wir die geräumige Druckerei, in welcher die für den Missionsdienst nötigen Bücher: Katechismen, Gebet- und Andachtsbücher, kleinere Kontroversschriften usw. gedruckt werden. Unter anderm bemerken wir da auch die von Msgr. Cosi seinerzeit in einer eigens erfundenen Transskription herausgegebene biblische Geschichte. Bischof Cosi hatte damals schon versucht, in seiner lateinischen Transskription ein Hilfsmittel zu schaffen für diejenigen, welche die schwierigeren chinesischen Charaktere (gewissermaßen Bilderschrift) nicht lesen können. In der Nähe der Druckerei befindet sich auch noch eine kleine Katechistenschule unter Leitung eines chinesischen Priesters. Jenseits der Straße haben die Franziskanerinnen-Missionarinnen Mariens eine kleine Niederlassung für Schul- und Arbeitszwecke.

Eine Ergänzung der Hauptstation bilden die etwa eine Wegestunde entfernten Anstalten in Hung-djia-lon, östlich außerhalb Tsinanfus. Schon aus weiter Ferne sieht man die prächtige Kirche mit den beiden hochragenden Türmen. Sie ist das Werk eines Tiroler Laienbruders; man muß sich über den Mut und das Geschick wundern, mit dem er diesen großen Bau geplant und ausgeführt. Zur Seite der Kirche liegt das große und das kleine Seminar, zweistöckige, gut eingerichtete Gebäude mit den für Internat und Unterricht nötigen Räumlichkeiten. Der Unterricht wird von fünf Priestern und einer Anzahl chinesischer Lehrer erteilt. Der Platz ist für eine solche Anstalt wie geschaffen: viel Gartenland und freie Höfe, in der

frischen Landluft mit dem Ausblick auf das im Süden sich erhebende Gebirge. Auf der andern Seite der Kirche liegen die weitläufigen Wirtschaftsräume und weiterhin die neuerdings umgebauten Waisenhäuser für Knaben und Mädchen.

Die Mission betreibt, wie wir hier sehen, auch Ackerbau, nicht zunächst in dem Sinne, in welchem uns ähnliche Anlagen bei den Missionen unter Naturvölkern begegnen. Die Chinesen sind ja selbst ein ausgesprochenes Bauernvolk, ihre Methoden durch tausendjährige Erfahrung ausgeprobt. Unstreitig sind auch sie noch verbesserungsfähig, aber dazu gehört schon ein sehr intensives, fachmännisches Studium und längeres Ausprobieren. Hier in Schantung soll die Landwirtschaft eine materielle Stütze der Mission sein und zugleich den Waisenknaben Gelegenheit geben, sich nützlich zu betätigen und für das Leben vorzubilden. Aus diesem Grunde hat die hiesige Mission wie diejenige von Süd-Schantung sich seit Jahren mit Ackerbau befaßt. Die von Europa kommenden Laienbrüder haben, sie mögen noch so gute Ökonomen sein, hier zunächst den Verhältnissen entsprechend manches umzulernen. Ist dieser Anpassungsprozeß aber vollzogen, so erzielen sie durch Zuhilfenahme der aus der Heimat mitgebrachten Erfahrungen und Methoden reichere Erträge als der gewöhnliche chinesische Bauer. Man rechnet, wie wir hören, in der chinesischen Landwirtschaft mit einem durchschnittlichen Reinertrag von 10 Prozent.

Mit dem Mädchenwaisenhause, in welchem chinesische Jungfrauen wirken, ist eine Schule für angehende Katechistinnen verbunden. Nicht weit von Hung-djia-lon entfernt, mitten in der östlichen Vorstadt, haben auch die Franziskanerinnen-Missionarinnen Mariens eine Niederlassung: eine Stätte barmherziger Liebe und fleißiger Arbeit. Kranke und Alte werden hier von den guten Schwestern liebevoll verpflegt, während zugleich in den Arbeitsräumen sich zahlreiche Frauen und Mädchen aus der Umgegend versammeln, die mit Stickerei, Spitzen-

klöppeln, Haarnetzflechten usw. beschäftigt werden und so neben ihrem kleinen Verdienst zugleich Gelegenheit finden, die katholische Religion und ihr Leben kennen zu lernen.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt hat die Mission neuerdings ein praktisches Werk geschaffen. Es ist dort seit wenigen Jahren, seitdem dieser Ort dem fremden Handel eröffnet wurde, eine ganze neue Stadt emporgeschossen; schon jetzt dehnen sich die Geschäftsstraßen weit hinaus und nimmt der Verkehr immer mehr zu. Es war ein guter Gedanke, dort eine Missionsanstalt zu gründen, schon allein der katholischen Angestellten wegen, die ohne fürsorgende Pflege in dem Trubel verkommen würden. So ist denn ein Haus gebaut worden hart am Bahnhof für die durchreisenden Missionare, zugleich aber auch mit Kapelle und Klubraum für die chinesischen Katholiken. Eine höhere Schule soll sich angliedern. Der hier stationierte Missionar P. Klaus besorgt zugleich die kleine Christengemeinde, deren freundliches Kirchlein man in nicht allzu weiter Entfernung erblickt.

Selbstverständlich sieht man in einer Zentralstation einer großen Mission doch nur ein kleines Stück ihres Wirkens. Das gilt ganz besonders in China, wo die katholische Mission bisher den Hauptton auf die direkt seelsorgliche und *missionierende* Tätigkeit verlegt hat. Es war dies in den Verhältnissen begründet. Zunächst fand die neuzeitliche Mission hier in China schon eine größere Anzahl von Gemeinden vor, welche die Missionsarbeit in Anspruch nahm, und von denen aus leichter neue Gemeinden hinzugewonnen wurden. Fernerhin ist die ganze chinesische Gesellschaftsordnung aufgebaut auf dem Familienverband. Die Autorität der Eltern, der Familie ist hier alles. Darum konnte die Mission hier nicht wie in Afrika oder in der Südsee von unten nach oben arbeiten, indem sie die Kinder heranzog und dann etwa durch die Kinder die Erwachsenen. Eine solche Methode hätte in China verhältnis-

mäßig wenig Aussicht gehabt. Hier gilt es vor allem, die Erwachsenen, die Eltern zu gewinnen; hat man diese, so folgen die Kinder von selbst nach. Dazu kommt dann noch, daß das ausländische Erziehungswesen, die fremde Schule bis vor nahezu einem Jahrzehnt in China sozusagen gar keine Rolle spielte. Die Chinesen studierten ihren Konfuzius, schrieben ihre künstlichen Abhandlungen, und für anderes hatten sie keinen Sinn. Selbst das Krankenheilwesen hatte bis dahin mit großen Schwierigkeiten, namentlich mit dem Argwohn und der Zweifelsucht des rückständigen Volkes und Literatentums zu kämpfen. In all diesen Beziehungen haben erst die letzten zehn bis fünfzehn Jahre Wandel geschaffen; sie haben den europäischen Arzt und das Hospital populär gemacht und dem modernen Schulwesen einen Einfluß verliehen, den es sich vorher nicht hatte träumen lassen. So sind jetzt Möglichkeiten eröffnet und Aufgaben geschaffen, die es vorher in diesem Maße nicht gab. Es ist jetzt für die Mission ein großes und recht schwieriges Problem, das eine zu tun und das andere nicht zu unterlassen, durch Schule und literarische Arbeit hineinzutreten in den so heiß entbrannten Geisteskampf, und zugleich in treuer, mühevoller Arbeit auf Apostelpfaden den einzelnen Gemeinden und Seelen nachzugehen. Das nächstliegende, dringendste Bedürfnis wäre daher für die Mission Nord-Schantung die Schaffung einer höhern Schule in der wichtigen Provinzialhauptstadt und als Vorstufe dazu eine Kette von guten Primärschulen: möge das katholische Deutschland seine wackeren Franziskaner in der Ermöglichung dieser Aufgabe nicht im Stich lassen!

Ein Bild der seelsorglichen Tätigkeit eröffnet sich uns bei dem Hinblick auf irgend eine der Gemeinden. Mitten in den Bergen, deren Fuß von den gelben Wogen des Huangho umspült wird, liegt die alte Gemeinde Hudjiadschuang, mit 800 bis 900 Jahresbeichten, also schon eine schöne Christengemeinde. Das ganze Dorf ist christlich. Die Leute sind recht wohlhabend;

viele der jungen Männer sind in Peking im Dienste der Ausländer gewesen und haben sich dort ein hübsches Stück Geld verdient. Um die geräumige Kirche mit Priesterwohnung und Schule scharen sich die Gehöfte der Christen. Hier atmet man reine christliche Luft. Man möchte glauben, in einer kernig christlichen Gemeinde der Heimat zu sein. Jeden Abend und Morgen strömen von allen Seiten die Gläubigen zum gemeinsamen Gebet und zur Anhörung der hl. Messe. Ein Chor von Jungfrauen im schwarzen Schleier, es ist ihrer eine sehr große Anzahl, hält außer diesen gemeinsamen Andachtsübungen noch ihre besonderen Gebetsstunden. Ein Wallfahrtskirchlein zu Ehren der hl. Gottesmutter auf einem nahegelegenen Berge, zu welchem ein Pfad mit Kreuzwegstationen hinaufführt, wird sehr fleißig besucht. Die Christen tragen nach altem Brauch zum Unterhalte des Priesters und des Gotteshauses bei. Es ist schwer, den Beitrag der chinesischen Christen zu den Missionskosten in Geld zu bestimmen, da sie vielfach in Naturalien und durch Arbeitsleistung beisteuern. Als Regel gilt, daß sie den Priester bei Abhaltung der Mission zu verpflegen und für den Bau und den Unterhalt der Kirchen nach Kräften mitzuhelfen haben. Die älteren Christen tuen das auch mit großer Bereitwilligkeit; unter den Neuchristen derartige Sitten einzuführen, ist natürlich anfangs nicht so leicht; bei nötiger Sorgfalt kommt es aber auch dort dazu.

Wiederum eine andere Sorte der Missionspraxis zeigt uns die hart an der Schantungbahn liegende Station in Schang-dien. Unter einigen europäischen Wohnhäusern, die dort von seiten der Schantung-Bergbau-Gesellschaft und von der Eisenbahn erbaut wurden, erblickt man die schmucke Niederlassung der Mission. Der Missionar P. Wandt O. F. M. bemüht sich um die Seelsorge der europäischen Katholiken und hat zugleich eine größere Anzahl chinesischer Neuchristen gewonnen. Die Katechumenatsräume sollen für die Vorbereitung dieser

Neuchristen zur hl. Taufe dienen. In seinem schönen Garten macht er während der Freistunden Versuche mit dem Anpflanzen ausländischer Gewächse.

Indem wir uns nun nach dem Süden wenden, gelangen wir zur Hauptresidenz der Mission Süd-Schantung, die im Jahre 1882 von der Steyler Gesellschaft des göttlichen Wortes in Angriff genommen und ihr im Jahre 1885 als Apostolisches Vikariat definitiv übertragen wurde. Durch ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart ist diese Mission, der Schauplatz der Ermordung von 1897, die zur deutschen Besetzung Anlaß gab, das erste größere Arbeitsfeld der ersten spezifisch deutschen Missionsgesellschaft, dem deutschen Katholiken ganz besonders ans Herz gewachsen. Mit Stolz muß es ihn erfüllen, wenn er überall, selbst von Franzosen und Italienern rühmen hört, was hier auch auf dem Gebiet des Heidenapostolats deutscher Fleiß und deutsches Geschick in kurzer Zeit erreicht hat. Den 300 Christen, welche die Steyler Genossenschaft bei ihrem Einzug im ganzen Gebiet vorfand, stehen jetzt 74 325 mit 4569 Jahrestaufen gegenüber, und daneben blüht ein Schulsystem, wie es wohl in keiner anderen chinesischen Mission so vollständig ausgebildet ist. Jeder, der die Missionare am Werke sieht, muß den Eindruck gewinnen, daß hier wirklich ernst und solide gearbeitet wird und daher auch die Leistungen an Realität hinter keiner anderen chinesischen Mission zurückstehen, ja vielleicht alle anderen übertreffen. Die Mission hat aber auch das Glück gehabt, mit ausgezeichneten Vorstehern gesegnet zu sein; dem rührigen Bischof von Anzer († 1904) folgte der jetzige apostolische Vikar Msgr. Henninghaus, der durch seine anerkannte Tüchtigkeit unter dem ganzen chinesischen Episkopat hervorragt. Äußerlich ein kleiner und einfacher Mann mit klugen und energischen Zügen, haßt er allen äußeren Personenkult; er läßt die Christen nicht vor sich niederknien, ziert seinen Palast nicht mit vergoldeten Wappen, thront nicht im

Refektorium allein an einem Tisch, die europäischen Priester zu seiner Rechten, die chinesischen zu seiner Linken, sondern ist ganz wie ein Vater zu seinen Kindern; aber ich kenne keinen Bischof, der von seinem Klerus und Volk, von den europäischen und einheimischen Behörden geehrter und geliebter wäre.

Seine Zentralresidenz in Yenchowfu ist seit dessen Besetzung, die unter den schwierigsten Umständen vor sich ging (1896), zu einem mächtigen Gebäudekomplex mit rings umliegenden Gehöften angewachsen, durch eine breite Straße in zwei Hälften geteilt. Nördlich dieser Straße fällt unser Blick zunächst auf die auch hier als Mittelpunkt des Ganzen deutlich hervortretende, im gotischen Stile gehaltene prächtige Kirche mit ihren großen bunten Glasfenstern, ihrem glänzenden Dach aus gelben Ziegeln, ein sehr würdiges Gotteshaus. Nur den wenig entwickelten Türmchen sieht man es an, daß sie in einer Zeit entstanden, in welcher der Druck der heidnischen Vorurteile noch über derartigen Bauten lastete. Ihr Baumeister war der als Architekt sehr tüchtige Missionar P. Erlemann, derselbe, der auch die ersten Bauten des Steyler Mutterhauses und der dortigen Michaelskirche errichtet hat. Wie die chinesische Inschrift an der Front besagt, wurde die Kirche „auf kaiserlichen Befehl" erbaut, d. h. es ist eine der drei Sühnekirchen, für welche die chinesische Regierung gelegentlich der Ermordung der beiden Missionare Nies und Henle die Geldmittel gab. Darum konnte das Gotteshaus auch entsprechend schön ausgeführt werden. Offenbar ging das Bestreben des Bischofs bei Erbauung dieser Kirche und des anstoßenden Hauses dahin, die Mission auch äußerlich gerade hier an diesem Orte, der ihr so lange die Tore verschlossen, dem in Küfu so machtvoll und glänzend hervortretenden Konfuzianismus gegenüber einigermaßen würdig zu repräsentieren. Die innere Einrichtung der Kirche: Altar, Kanzel, Bänke, Orgelbühne sind zumeist ein Erzeugnis der Missionsschreinerei. Die Glocken sind

vorläufig unter dem Portal aufgehängt, bis es möglich sein wird, einen eigenen Glockenturm zu errichten.

Rings um die Kirche herum reiht sich ein Hof an den andern: Wohnräume für Missionare und Prokur, Arbeitsräume, Druckerei, eine kleine Dampfmühle, Schneiderei, Weberei usw. und vor allem das kleine und große Seminar, jedes in einem eigenen Gehöft mit einem kleinen Oratorium. Da die Seminaristen fast ausschließlich neuchristlichen Familien entstammen, sieht die Mission eine um so größere und sorgenvollere Aufgabe darin, diese jungen Leute recht gediegen zu erziehen und religiös und wissenschaftlich für ihren hohen Beruf vorzubilden. Der ganze Studiengang umfaßt 8 Jahre Humaniora, 2½ Jahre Philosophie, 1 Jahr Missionspraxis und 4 Jahre Theologie, also im ganzen 15½ Jahre. Da die Kennzeichen des Berufs bei den kleinen eintretenden Studentlein selbstverständlich sehr wenig deutlich hervortreten, so muß die Auslese mit um so größerer Schärfe vollzogen werden, und es ist nicht zu verwundern, wenn nur ein Bruchteil der Anfänger zum Ziele gelangt. Augenblicklich sind 6 Kandidaten in Vorbereitung, welche diesen Herbst voraussichtlich an den Altar treten werden. In der Druckerei werden zumeist Arbeiten für die Mission hergestellt, darunter Neudrucke älterer Werke, aber auch eine ganze Reihe von Arbeiten in chinesischer und deutscher Sprache, teils für den Schulgebrauch, teils religiös-apologetischen oder beschreibenden Inhalts, welche von den hiesigen Missionaren selbst verfaßt wurden. Die literarische Tätigkeit konnte allerdings bisher nur in beschränktem Maße ausgeübt werden, da die Patres meist mit anderen Arbeiten überlastet sind. Ein recht praktisches Unternehmen scheint die kleine Halbmonatsschrift zu sein, welche in der Volkssprache für das einfache christliche Landvolk herausgegeben wird. Für literarische Arbeiten größeren Stiles muß die Mission noch erst die nötigen Kräfte heranziehen. Voraussichtlich wird man auch dieser Aufgabe bald mehr

Aufmerksamkeit zuwenden können. Die Dampfmühle, eine Schöpfung des P. Erlemann, produziert den Stoff, der für das „Leben und Philosophieren" die erste Vorbedingung bildet.

Südlich von der Straße betreten wir das Reich der Schwestern, es sind die blauen Steyler Missionsschwestern, die hier eine opfervolle und überaus dankenswerte Tätigkeit entfalten. Unter ihrer Obhut befinden sich beiläufig 300 Personen: Waisenkinder, Schülerinnen, Novizinnen usw. Die Entwicklung der Räume konnte mit dem inneren Wachstum der Anstalt nicht gleichen Schritt halten, und darum sind alle Zimmer und Gehöfte überfüllt und jedes Fleckchen ausgenutzt. Die Einrichtung ist gegenüber derjenigen, die man in den Hafenstädten findet, sehr einfach, wohl zum Teil auch deswegen, weil die Lebensführung in diesen Gegenden überhaupt sehr schlicht und dürftig ist. Wir finden hier neben den Waisenkindern, welche mit weiblichen Arbeiten aller Art: Spinnen, Weben, Nähen, Waschen, Sticken usw. beschäftigt sind, während die Allerkleinsten im Hofe herum spielen, einen Schulkursus für Katechistinnen, einen achtjährigen Unterrichtskursus zur Heranbildung von Lehrerinnen und endlich das Noviziat einer einheimischen Jungfrauen-Kongregation, der „Oblatinnen der hl. Familie". Das Lehrerinnen-Institut wurde vor einer Reihe von Jahren eröffnet, als die Mädchenschulfrage sich in China vernehmlicher zu melden begann. Die ersten Schülerinnen sind jetzt so weit, daß sie als Lehrerinnen in Elementarschulen verwendet werden können. Die Mission wird somit in nicht allzuferner Zeit imstande sein, eigentliche Mädchenschulen draußen zu errichten. Die kleine Kongregation der Oblatinnen hat soeben den ersten Schritt ins Dasein getan, indem die ersten sechs Kandidatinnen Gelübde auf ein Jahr ablegten; zwölf Novizinnen und eine große Anzahl Postulantinnen sind in Vorbereitung. Die kleine religiöse Familie soll den Jungfrauen, welche draußen als Katechistinnen arbeiten oder aber in der Familie

leben, eine moralische Stütze bieten und der Mission zuverlässige Mitarbeiterinnen für jene Stationen liefern, an welchen man keine eigentlichen Schwesternniederlassungen gründen kann.

Hart neben dem Schwesternhofe liegt die sog. Ökonomie, die Wirtschaftsgebäude für den Ackerbau, welchen auch hier die Mission unter Leitung eines Laienbruders betreibt. Der letztere hat neuerdings auch Rindvieh- und Ziegenzucht eingeführt und ist nicht wenig froh darüber, daß er nunmehr die Anstalt mit Milch und Butter versorgen kann, Dinge, die man sonst in China nur als Konserven für teures Geld kauft. Zum Nachbar hat der Bruder Ökonom den Bruder Arzt, welchem die Sorge für das sehr einfach eingerichtete, aber stark in Anspruch genommene Hospital und die Poliklinik obliegt.

Dem Hospital gegenüber werden augenblicklich die Räume für das Katechumenat hergerichtet. Das Katechumenat als Anstalt für Neuchristen haben wir schon in Süd-China gefunden, es scheint aber in den verschiedenen Missionen nicht die gleiche Bedeutung zu haben. Es gibt Katechumenate, in welche die Neuchristen unmittelbar eintreten, um darin zu bleiben, bis sie getauft werden, die also als direktes Missionsmittel gedacht sind. Anderswo, so hier in Süd-Schantung, dient das Katechumenat nur für solche, welche schon längere Zeit unter Christen sind und nun die letzte Vorbereitung auf die hl. Taufe erhalten sollen. Es soll also kein direktes Missionsmittel sein, sondern bloß eine Erleichterung der Seelsorge, soll den Missionar in den Stand setzen, seine Kräfte zu konzentrieren und die weit über sein Gebiet zerstreuten Neubekehrten genügend und würdig auf die hl. Sakramente vorzubereiten. Darum ist auch das Katechumenat hier nur der Abschluß einer anderthalbjährigen gewissenhaften Vorbereitung auf den Empfang der hl. Taufe, insofern auch keine beständige Einrichtung, als es nur das eine oder andere Mal im Jahre in jedem Bezirk, je nach Bedürfnis und nach Möglichkeit abgehalten wird. Da die Katechumenen,

um regelmäßig und ungestört teilnehmen zu können, während dieses einmonatlichen Kursus beköstigt werden, so ist allerdings eine Gefahr des Mißbrauchs nicht ganz ausgeschlossen. Es muß darum Sorge des Missionars sein, derselben vorzubeugen und dieses Institut möglichst segensreich zu gestalten.

Als Ergänzung der Hauptstation in Yenchowfu sind die beiden recht stattlichen Anstalten in Tsiningchow und Dädja gedacht. Tsining, die große Handelsstadt am Kaiserkanal, ist von Yenchowfu aus mit der Bahn in knapp einer Stunde zu erreichen. Hier befand sich einige Jahre die Wohnung des Bischofs, so lange Yenchowfu seine Tore noch verschlossen hielt. Demgemäß finden wir auch hier eine recht schöne gotische Kirche, umgeben von einer Reihe zweistöckiger Häuser, die ursprünglich für die Missionare als Wohnung bestimmt waren. In diesen Räumen hat das St. Franziskus Xaverius-Kolleg einen Unterschlupf gefunden. Das Kolleg zählte im letzten Semester 140 Schüler (zum großen Teil Interne, von diesen ungefähr zwei Drittel christlich) welche von 5 Patres und 5 chinesischen Lehrern nach dem chinesisch-staatlichen Plane für Mittelschulen unter besonderer Betonung der deutschen Sprache unterrichtet werden. Die Anstalt ist staatlich anerkannt und die Frequenz wächst mit jedem Jahre. Zum neuen Schulbeginn dürften sich über 200 Schüler einfinden. Eine große Anzahl der hier ausgebildeten Schüler hat draußen an der Post, Eisenbahn, beim Zoll usw. mehr oder minder einträgliche Stellung gefunden. Nur wenige haben den ganzen Kurs absolviert, nicht zum mindesten aus dem Grunde, weil in China bis jetzt keine katholische Hochschule vorhanden ist, die einem deutsch ausgebildeten Studenten eine sichere Laufbahn ermöglicht.

Auch in Tsining hat man versuchen und tasten müssen, bis man auf den neuen Wegen im Schulwesen sich allmählich zurecht fand. Der selige Bischof von Anzer hatte in den Jahren 1901 bis 1903 mit der Provinzialregierung in Tsinanfu Ver-

träge abgeschlossen, gemäß welchen die Mission in Gemeinschaft mit der chinesischen Regierung zwei Schulen in Yenchowfu und Tsining eröffnete. Die Leitung dieser Schulen sollte eine gemeinsame sein, die chinesische Regierung zahlte eine pekuniäre Unterstützung. Außerdem war die Mission verpflichtet, die fremdsprachlichen Lehrer für die eigentliche Staatsschule in Yenchowfu zu stellen. Sein Nachfolger hatte diese Verträge zunächst erneuert. Gar bald stellten sich aber Übelstände heraus. Die Disziplin war unter der doppelten Leitung nur schwer aufrecht zu halten; in einem Anfall von Chauvinismus weigerte sich die Regierung, die Schlußexamina an diesen Anstalten als derjenigen der Staatsschulen gleich berechtigt anzuerkennen. Da offiziell kein Religionsunterricht gegeben werden konnte, so war der religiöse Erfolg äußerst gering. Infolgedessen entschloß sich die Mission, die Verträge nach deren Ablauf nicht zu erneuern und fing nunmehr an, auf eigene Faust Schulen zu gründen. Die Anstalten in Dädja und später das obengenannte Kolleg in Tsining sind aus dieser Zeit herausgewachsen. Offenbar ist man jetzt auf dem rechten Wege, die Mission muß unabhängig arbeiten und der ganze Unterricht soll vom religiösen Geiste durchweht sein.

Die für das Kolleg zu Gebote stehenden Räumlichkeiten sind nicht ausreichend. Wie die großen Haufen Baumaterial zeigen, will man soeben daran gehen, ein neues Schulhaus zu bauen. Allerdings ist der Bauplatz und überhaupt der freie Schulhof nicht sehr geräumig und kann man es der Missionsleitung nachfühlen, wie sehr es ihr Wunsch wäre, für mehr Licht und Luft und freien Raum sorgen zu können. Die Schule besitzt eine recht hübsche Sammlung von Lehrmitteln, darunter auch Gegenstände aus der Neu-Guinea-Mission. Besonderes Lob verdient das zielbewußte Organisationstalent des Anstaltsdirektors P. Stenz, der seine Schule größtenteils durch die damit verbundenen wirtschaftlichen Betriebe unterhält, kürzlich

eine eigene deutsche Zeitschrift für seine Jugend gegründet hat und sie demnächst zu einer eigenen Vereinigung zusammenschließen will.

Jenseits der Straße, durch diese von der Missionsresidenz getrennt, haben die Steyler Missionsschwestern eine Mädchenschule für Kinder aus besseren Ständen eröffnet. Über 40 Mädchen, fast ausschließlich Heidinnen, erhalten von 3 Schwestern und 2 chinesischen Lehrerinnen („Oblatinnen") Unterricht im Deutschen, Chinesischen, Realien und Handarbeit. Die Kinder sind sehr anhänglich und gehen auch häufig mit zur Kirche. Ihrer definitiven Konversion werden wohl schwere Hindernisse im Wege stehen, solange sie noch nicht die nötige Unabhängigkeit haben.

Eine Viertelstunde entfernt, in der südwestlichen Vorstadt, hat der greise P. Hesser seine Katechistenschule aufgeschlagen. Die Schüler, junge Burschen von 18 bis 22 Jahren, meist Kinder aus gewöhnlichen bäuerlichen Christenfamilien und zum großen Teile ohne weitere Vorbildung, werden hier in einem vierjährigen Kursus als Katechisten ausgebildet. Hauptgegenstände des Unterrichts sind: Religion, Chinesisch und ein wenig Realien. Nach Beendigung des Kursus gehen die jungen Leute in die Mission hinaus als Katechisten. Leider ist dieses Amt nicht so begehrt und nicht so geehrt, wie es eigentlich sein sollte, da die Mission nicht imstande ist, entsprechende Löhne zu zahlen. Durchschnittlich erhält ein Katechist jetzt im Monat 7 bis 8 Mark, davon muß er und eventuell seine Familie leben: auch hier im billigen China ein wahres Kunststück. Man kann also denken, daß die höher Strebenden nicht sehr viel Neigung haben, sich diesem Amte zuzuwenden. Und doch ist der Katechet die rechte Hand des Missionars, sein Mitarbeiter in der Gewinnung und Erziehung der Neuchristen, darum sind auch gute Katechisten eine Lebensfrage für jede neuere Mission.

Von Tsining aus gelangen wir in etwa einer Stunde zum

schönen Dädja. Die Mission hat das Glück gehabt, an diesem Orte ein geradezu ideales Erholungsheim für die Missionare zu gewinnen. Dädja war ursprünglich das Eigentum eines reichen chinesischen Beamten, der sich hier nebst einer großen Ackerwirtschaft einen günstigen Sommeraufenthalt mit großem, parkartigem Garten, nach Art der kaiserlichen Gärten geschaffen hatte. Die Familie war verarmt, das ganze Anwesen tief heruntergekommen, als es von der Mission für billigen Preis käuflich übernommen wurde. Jetzt residiert hier der Regionaloberе der Gesellschaft des göttlichen Wortes, und die Missionare versammeln sich hier für je einen Monat während der arbeitsstillen, heißen Sommerzeit zur Abhaltung der geistlichen Übungen und zu gemeinschaftlichen Konferenzen.

Die interessanten alten chinesischen Gebäude bestehen noch zum Teile, daneben aber ist eine ganze Reihe neuer Bauten entstanden, und wie wir an den zahlreichen Steinhaufen sehen, die Bautätigkeit noch im vollen Gange. Eine Kirche für etwa 800 bis 1000 Beter steht jetzt in der Mitte des Anwesens, welches von einer festen Mauer umfriedigt ist. Südlich von derselben erhebt sich der soeben vollendete Bau für die bisher in armseligen Hütten untergebrachte höhere Volksschule mit Lehrerseminar. Auch diese Anstalt hat die staatliche Anerkennung, sie zählte im letzten Semester über 170 Schüler. Das Lehrerkollegium besteht aus drei Patres und acht chinesischen Lehrern. Der eigentliche Zweck der Anstalt ist, Schüler für die Mittelschule auszubilden, und dann vor allem chinesische Lehrer heranzuziehen, die imstande sind, nach den modernen Unterrichtsplänen eine Schule zu leiten. Das können nämlich die alten „konfuzianischen" Gelehrten im allgemeinen nicht. So wird denn die Mission binnen kurzem in der Lage sein, eine größere Anzahl gut eingerichteter Elementarschulen zu gründen und dadurch das Schulwesen in geeigneter Weise zu fundamentieren.

Dicht neben der Schule finden wir die Wirtschaftsräume

und die große Tenne, fernerhin die Werkstätten und das bisher ebenfalls nur provisorisch eingerichtete Knabenwaisenhaus. Auch hier haben wir also Gelegenheit, das seltene Geschick der Steyler Gesellschaft, die wirtschaftliche Kulturarbeit aufs engste mit der religiös-missionarischen zu verbinden, auf einem verhältnismäßig schwierigen Felde und in kluger Anpassung an die örtlichen Bedingungen zu bewundern. Dädja besitzt, wie schon oben gesagt, einen bedeutenden Grundbesitz, welcher von einem Laienbruder, einem alten tüchtigen Ökonomen aus Osnabrück, verwaltet wird. Süd-Schantung hat mehrere solcher Betriebe, außer den schon genannten in Dädja und Yenchowfu auch noch in Puoli und Wangdschuang, überall dort, wo Knaben-Waisenhäuser sind. Es ist das eine sichere Stütze für den Unterhalt dieser Anstalten und eine gesunde Lehrschule für die Waisenjungen. Diejenigen unter den letzteren, welche sich lieber einem Handwerk zuwenden wollen, finden dazu Gelegenheit in den Missionswerkstätten. Dädja hat eine gut geleitete Schreinerei. Wie wir hören, trägt man sich mit dem Plan, eine eigentliche Handwerksschule anzugliedern, ein Unternehmen, welches gerade jetzt in China recht viel Aussicht hat. Eine größere Anzahl von Laienbrüdern wird demnächst von Steyl herüberkommen, um sich diesem Werke zu widmen.

Wir dürfen von Dädja nicht Abschied nehmen, ohne die Missionare begrüßt zu haben, die im Hintergrunde des Gartens, im Schatten stiller Zypressen ausruhen von ihren Mühen. Es ist schon eine schöne Anzahl, unter ihnen an hervorragender Stelle der hochverdiente P. Freinademetz und die beiden PP. Nies und Henle.

Wenn wir diese drei Niederlassungen Yenchowfu, Tsining, Dädja zu einer Gruppe vereinigt vor uns sehen, so erscheinen sie uns wie eine Zusammenfassung mancher Missionsfragen und Missionsaufgaben, welche die gegenwärtige Zeit beherrschen. Was bereits geleistet und angefangen ist, zeigt

deutlich das Ziel und läßt uns den innigen Wunsch aussprechen, daß die Mission in den Stand gesetzt werde, alles das sachgemäß auszubauen und zu entwickeln.

Einen anderen Komplex von Missionsanstalten finden wir in Tsingtau und Kiautschou. Das dortige Gebiet wurde im Jahre 1898 zu Süd-Schantung geschlagen. Seit dieser Zeit versieht die Mission die europäische und chinesische Seelsorge in der Kolonie und die Missionsarbeit in der dazu gehörigen Interessensphäre.

Unter Bischof von Anzer wurde in Tsingtau zunächst die gegenwärtige Missionskapelle mit Prokur und Druckerei und das der Prokur gegenüberliegende stattliche Mädchenpensionat gebaut. Unter dem jetzigen Apostolischen Vikar wurden eine Knabenschule und ein Hospital hinzugefügt. Außerdem hat die Mission mit den ihr von Wohltätern gespendeten Stiftungsgeldern mehrere Mietshäuser in den Kolonien errichtet, deren Einkünfte den Stiftungen entsprechend für den Unterhalt der betreffenden Anstalten verwendet werden. Was hier zunächst not täte, wäre der Bau einer würdigen, der Bedeutung der Kolonie entsprechenden, dem neuen protestantischen Gotteshaus ebenbürtigen Kirche. Der Platz dafür ist bereit; wie wir hören, ist die Mission schon seit einiger Zeit bemüht, den Baufonds zu sammeln. Hoffentlich gelingt es ihr, das Nötige zusammenzubringen. In der Prokur ist neben der Druckerei, in welcher auch Arbeiten für Auswärtige angefertigt werden, ein schönes, geräumiges Kasino für die Katholiken der Kolonie, die sich hier häufig vereinigen zur Pflege des religiösen und gesellschaftlichen Lebens. Noch vor nicht langer Zeit wurde eine prächtige Konstantinfeier in diesen Räumen veranstaltet.

Das Mädchenpensionat wird von den Franziskanerinnen-Missionarinnen Mariens geleitet; die Vielsprachigkeit der Schülerinnen erschwert diese Aufgabe ungemein und nimmt viele Kräfte in Anspruch. Seit knapp einem Jahr ist im Pen-

sionat auch eine chinesische Mädchenschule eröffnet, an welcher neben den Schwestern mehrere chinesische Lehrerinnen unterrichten. Die Schule wird von 40 Kindern, meist aus den in Tsingtau residierenden vornehmen Beamtenfamilien besucht. Die Knabenschule, an welcher zwei Patres und zwei chinesische Lehrer wirken, hat sich zum Ziele gesetzt, die jungen Leute für das Lehrerseminar in Dädja oder die Mittelschule in Tsining vorzubereiten, solange es nicht möglich ist, das Schulsystem hier am Orte selbst auszubauen. Sehr wichtig und dringlich wäre die Errichtung eines katholischen Studentenheimes für die Schüler der deutsch-chinesischen Hochschule, ein würdiges Ziel unserer akademischen Missionsbewegung.

Die Eröffnung des Hospitals wurde der Mission dadurch erleichtert und ermöglicht, daß die Marineärzte in Tsingtau sich bereit erklärten, den ärztlichen Dienst gratis zu übernehmen. So wirken hier jetzt diese Ärzte mit dem alten Pater Bartels und den weißen Schwestern seit Jahren einträchtig zusammen, und außerordentlich viel Gutes ist in diesen bescheidenen Räumen zum Besten der chinesischen Bevölkerung gewirkt worden.

Auch in der Stadt Kiautschou, welche mit der Bahn von Tsingtau aus leicht zu erreichen ist, finden wir die weißen Schwestern bei der Arbeit. Die Mission hat denselben hier ein Haus errichtet, welches jetzt, kurz nach der Eröffnung, schon dicht bevölkert ist von einer großen Schar Waisenmädchen und Schülerinnen. Die letzteren sollen, ähnlich wie in Yenchowfu, als Lehrerinnen und Katechistinnen ausgebildet werden. Eine Schule für männliche Katechisten wird bald hinzutreten. Wie schon bei Tsinanfu bemerkt wurde, liegt bis jetzt der Hauptnachdruck der katholischen Missionstätigkeit in China und so auch hier zunächst nicht in den Anstalten, sondern auf dem offenen Missionsfelde, und da bietet Süd-Schantung mit seinen 74 000 Neubekehrten Arbeit in Hülle und Fülle. Zu ihrer Besorgung und Mehrung ist ein Netz von Missionsstationen über das

ganze Gebiet gespannt. Die Hauptstation eines jeden Rektorats liegt meist in der zugehörigen Stadt, von welcher aus der Missionar eine große Anzahl kleiner Gemeinden zu versehen hat. Wer weiß, was die Erziehung und Ausbildung von Neuchristen erfordert, der kann sich eine Vorstellung davon machen, wie groß die Aufgabe ist, welche die Mission zu lösen hat, und man kann es verstehen, wenn sie über Mangel an Arbeitern klagt. Möge Gott der Herr ihr Werk auch weiterhin segnen und kräftigen!

Das jüngste unter den Apostolischen Vikariaten der Entstehung nach ist Ost-Schantung, welches 1894 an die französischen Franziskaner abgegeben wurde und gegenwärtig unter Leitung des Elsässers Wittner steht. Die Mission daselbst ist allerdings viel älteren Datums. Manche Gemeinden sind einige hundert Jahre alt, so daß auch hier die Missionsarbeit auf ein älteres Erbe sich stützen kann. Die Hauptniederlassung der Mission befindet sich in der Hafenstadt Tschifu. Sie ist der erste Platz in Schantung, welcher dem ausländischen Handel eröffnet wurde. In den letzten Jahrzehnten ist er an Bedeutung weit hinter den ihn überflügelnden Rivalen zurückgeblieben. Es fehlt ihm ein gut geschützter Hafen und für den Binnenlandverkehr eine Eisenbahn. Schon lange geht die Rede, daß auch Tschifu seine Bahnlinie und seinen Wellenbrecher erhalten soll, aber es ist bis jetzt beim Plane geblieben. Der Ort liegt sehr schön am Meeresstrand, um den die Hügellandschaft sich aufbaut. Mit dem deutschen Tsingtau kann die Stadt jedoch keinen Vergleich aushalten, es ist alles einfacher und mehr spezifisch chinesisch. Das Seminar liegt etwas abseits außerhalb des Stadtgebietes. Nur die größeren Seminaristen, gegenwärtig 18 Studenten, sind hier untergebracht; das kleine Seminar werden wir später in dem weit entfernten Tsingchowfu finden. Die Wohnung des Bischofs und die Prokurräume sind sehr einfach, ein Teil derselben ist vermietet, um

Mittel für die Mission zu gewinnen. In den Werkstätten und der Druckerei sind die Waisenknaben beschäftigt mit Herstellung von Druckarbeiten für die Mission, mit Teppichwirken, Kartenmalen usw. Die Knabenschule unter Leitung von Schulbrüdern hat ein recht stattliches Heim. Früher wurden hier europäische und chinesische Kinder gemeinsam erzogen. Da sich dabei mancherlei Mißstände herausstellen, wurden die europäischen Schüler in anderen Anstalten untergebracht. Die hiesige Schule ist jetzt rein chinesisch und verspricht eine segensvolle Entwicklung.

Sehr ausgedehnt sind die Anstalten der „weißen Schwestern". Dieselben haben in Tschifu ihre chinesische Missionstätigkeit begonnen, und dementsprechend finden wir denn auch hier eine recht große Anzahl von Schwestern und ein Noviziat der nordchinesischen Provinz, in diesem auch mehrere chinesische Kandidatinnen; außerdem ein großes Waisenhaus mit Arbeitsräumen, in denen neben den Waisenmädchen zahlreiche Frauen und Mädchen aus der Umgegend arbeiten, ein Krankenhaus, Mädchenschulen und Pensionat. Die Waisenhäuser sind sozusagen ein Charakteristikum der katholischen Mission in China, welche auf dieses Werk hingelenkt wurde durch die Not des Volkes und namentlich der armen verlassenen Kinder, deren es leider eine Unmenge gibt. Ohne Zweifel fließt aus diesem Werke, welches mit so viel Opfern und Mühen verbunden ist, ein reicher Gottessegen auf die anderen Arbeiten der Mission über. Die Erziehung in diesem wie in den übrigen Mädchen-Waisenhäusern Chinas geht zunächst darauf aus, gute Christinnen und gute Hausfrauen heranzubilden. So sind denn auch die Mädchen dieser Anstalten im großen Ganzen recht gesund. Nicht selten kommen Christen, welche sich für ihren Sohn oder ihren Anverwandten eine Braut suchen möchten. Die verheirateten Mädchen sehen im Waisenhaus ihr Mutterhaus und freuen sich sehr, wenn sie einmal wieder einen Tag bei den guten Schwestern verleben dürfen. Im Krankenhaus herrscht ein

überaus reger Betrieb, auch hier bewundert man die Kunst der Schwestern und der Mission, mit geringen Mitteln möglichst viel Gutes zu tun.

Außer Tschifu hat die Mission auch in der englischen Kolonie und Hafenstadt Weihaiwei Wurzel gefaßt. Ihre zweite Hauptniederlassung haben wir jedoch nicht dort, sondern in der schon oben erwähnten, weit im Süden gelegenen Stadt Tsingchowfu zu suchen. Tsingchowfu ist eine sehr alte Stadt, ihre frühere Bedeutung beweist die Mandschu-Ansiedlung, welche wir in einem eigenen Viertel außerhalb der Stadt finden, ehemals Schutzmacht für die Mandschuherrschaft, jetzt zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Durch die vorbeigeführte Schantungbahn hat der Ort wieder an Leben gewonnen. Die katholische Mission befindet sich innerhalb der Stadt und unterhält hier ihr kleines Seminar und ein Mädchen-Waisenhaus, in welchem chinesische Jungfrauen die Leitung haben.

In nicht gar weiter Entfernung, ebenfalls an der Schantungbahn gelegen, in der deutschen Bergwerks-Kolonie Fangtse, haben die Franziskanerinnen ein anderes Waisenhaus mit einer Schule und Arbeitsräumen eröffnet. Weiter hinaus, namentlich in dem Gebirge, welches den Horizont umspannt, besitzt die Mission eine Anzahl schöner, namentlich älterer Gemeinden, an welchen die sich mehrenden Neuchristen Vorbild und Anregung finden. Die Mission zählt nach der letzten Statistik 11 237 Getaufte und ist offensichtlich im Vorrücken begriffen, doch leidet sie schwer unter dem Mangel an Mitteln und wohl bald auch an Kräften, falls ihr das katholische Deutschland nicht zu Hilfe kommt.

Wie sich aus dem Obigen ergibt, hat die katholische Mission in Schantung ein nicht unbedeutendes Stück Arbeit geleistet. Auf dem Gebiete der direkten Missionstätigkeit hat sie unstreitig den Vorsprung, dagegen wird sie in bezug auf Erziehungswesen und äußere Anstalten von den protestanti-

schen Missionen, namentlich von den Anglo-Amerikanern, weit überflügelt. Bei einer Wanderung durch Schantung stößt man immer wieder, namentlich in den größeren Städten, auf protestantische Missionsniederlassungen mit groß angelegten Anstalten. Die anglo-amerikanische Mission hat auf diesem Gebiete vorgearbeitet, als die katholische Mission, mit ihren Seelsorgspflichten belastet, noch wenig sich damit beschäftigen konnte. So hatten die Protestanten beim Umschwung der Verhältnisse in China schon eine tüchtige Grundlage, von der aus die Entwicklung leicht war. Einen großen Zug brachten sie in ihr Schulwesen dadurch hinein, daß die einzelnen größeren Missionsgesellschaften sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenschlossen und den ganzen Missionsunterrichtsbetrieb innerhalb der Provinz nach einem einheitlichen System ordneten. So ist jetzt die Provinz überzogen mit einem Netz von Anstalten für Elementarunterricht, Mittelschule und Hochschule, welche sich gegenseitig in die Hände arbeiten und deren Lücken mehr und mehr ausgefüllt werden.

Im Süden Schantungs hörten wir, wie die anglo-amerikanische Mission ihre Anstalten mächtig erweitert und an mehreren Orten, wo sie bis jetzt nicht war, große Anlagen eingerichtet. Die bedeutende Anstalt außerhalb der Stadt Weihsien fällt jedem, der auf der Bahn vorüberfährt, in die Augen. Es befindet sich dort nur ein Bruchstück des höhern Schulwesens, die übrigen Teile desselben liegen in Tsinanfu und Yenchowfu. Diese einzelnen Institute sollen in ihrer Zusammenfassung zu einer Hochschule ausgebaut werden, also das College-System in eigenartiger Aufmachung. Aber nicht bloß das eigentliche Schulwesen hat die protestantische Mission ins Auge gefaßt, auch auf anderen Gebieten hat sie sich mit Erfolg betätigt und die verschiedensten Aufgaben in ihr Programm aufgenommen: Arbeitsschulen, Taubstummenanstalt, vor allem Hospitäler und Krankenheilwesen. Sie verfügt über einen bedeutenden Stab

von Missionsärzten, die über die ganze Provinz verteilt sind. Auch um die Ausbreitung und Verbesserung der Obstzucht im Osten Schantungs hat die amerikanische Mission sich Verdienste erworben. In der Provinzialhauptstadt Tsinanfu wurde kürzlich ein Soldatenheim für das chinesische Militär eröffnet. Ein Museum, in welchem des öfteren Vorträge abgehalten werden, zieht alljährlich über 200 000 Besucher an. Man sieht es auf allen Gebieten, daß die amerikanische Mission über bedeutende Mittel verfügt, die ihr eine großzügige Arbeit in den Anstalten um so eher ermöglichen, als ihre Kräfte nicht sehr durch Seelsorge und direkte Missionstätigkeit in Anspruch genommen sind.

Weniger stark in die Augen springend als das Wirken der Amerikaner ist die Tätigkeit der deutschen protestantischen Missionen. Dieselben sind bis jetzt nur in den deutschen Kolonien und in deren Interessensphären, und zwar in zwei Gesellschaften vertreten. Die Weimarer Mission, eine Gründung des Allegemeinen protestantischen Missionsvereins, welcher dem liberalen Flügel des Protestantismus nahesteht, befaßt sich nicht mit direkter Missionierung und Gemeindegründung. Sie arbeitet in der Schule, auf literarischem Gebiete und in der Krankenpflege. Dank dieser Beschränkung und der geschickten Leitung ist es ihr gelungen, recht gut organisierte und stark besuchte Knaben- und Mädchenschulen zu gründen. Die Berliner Mission, welche die orthodoxe Richtung vertritt, hat außer den Schulanstalten in Tsingtau für Knaben und Mädchen den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit im Kreise Tsimo, wo sie ein Seminar, ein Krankenhaus und sonstige Schulen eingerichtet hat.

Angesichts dieser schönen Anstalten, deren Einfluß sich von Jahr zu Jahr stärker geltend macht, und angesichts des großartig ausgebauten amerikanischen Schulwesens fühlt man es aufs lebhafteste, wie bitter nötig der katholischen Mission in China Unterrichtsanstalten großen Stiles wären und mit welchem

Segen dieselben für das Missionswerk, aber auch für die bildungsbeflissene chinesische Jugend wirken könnten.

Ein Regierungsunternehmen stellt die deutsche Sprachschule in Tsinanfu dar, an welcher drei deutsche Herren tätig sind. Im weiteren Sinne genommen ist aber die ganze prächtige Kiautschou-Kolonie eine Schule großen Stiles, in welcher das chinesische Volk einen Anschauungsunterricht empfängt, dem es sich nicht entziehen kann. Hier lernen die Chinesen kennen, was Schaffen nach großen Gesichtspunkten, Sorge für das Gemeinwesen, Ordnung und Reinlichkeit bedeuten. Handel und Gewerbe kommen hier zur vielseitigen Darstellung. In der zielbewußt durchgeführten Aufforstung, welche der Kolonie das beschert, was man in Schantung weit und breit vergebens sucht, den schönen grünen Wald, sieht China, was es aus seinen kahlen Bergen machen könnte, wieviel es trotz seines Kulturreichtums doch noch vom Auslande zu lernen hat. Daß unter diesen neuen Kulturgütern die Lehre des Heiles, von der aller Segen ausgeht, an erster Stelle stehe, dafür zu sorgen ist die Aufgabe der Mission und aller Missionsfreunde.

Ich schließe meinen Bericht über Schantung in Tsinanfu, am letzten Tage der letzten Spezialkonferenz über die chinesische Missionsschulfrage. Nach der Südkonferenz in Hongkong (12. bis 14. Januar) und der Zentralkonferenz in Hankau (2. bis 4. Februar) sind nun auch die nördlichen Missionen in Schantungs Hauptstadt (16.—18. Februar) zu eingehender Beratung und einheitlicher Aktion über das brennendste aller chinesischen Missionsprobleme zusammengetreten. Vier Bischöfe und zehn Vikariatsvertreter haben sich dazu eingefunden und die schönsten Resultate erzielt. Eine Schlußkonferenz in Schanghai, zugleich die Anfangskonferenz des Exekutivkomitees für ganz China soll das hier begonnene Vorbereitungswerk krönen. Hätte meine Studienreise auch nur diesen Erfolg der gemeinsamen Verständigung auf dem Missionsfelde, so dürfte ich zeitlebens auf den

Knien der Vorsehung dafür danken; ich hoffe aber zuversichtlich, daß der in China ausgestreute Same vor allem auch in Europa eine reiche Ernte herbeiführen wird, durch das begeisterte Zusammenwirken aller katholischen Missionsfreunde zur Durchführung des gezeichneten Programms auf Grund der eben geschaffenen Basis. Möge der allmächtige Gott auch weiterhin seinen Segen dazu geben und besonders die überall so dringend notwendigen Mitarbeiter erwecken!

XIII.

(Die Koreamission).

Söul, 26. Januar 1914.

Das eingehende Studium der nordchinesischen Missionsverhältnisse auf der Missionskonferenz von Tsinanfu und auf meiner Weiterreise nach Korea bietet mir ein vollständigeres und günstigeres Bild von der Christianisierungsarbeit in Nordchina, besonders auf dem Schulgebiete, als ich es früher geschildert habe. Namentlich die Jesuitenmission in Tschili, welche ich schon wegen meiner zahlreichen Landsleute gerne besucht hätte, zeichnet sich durch ein gut organisiertes Schulwesen aus, an dessen Spitze eine Unterrichtsanstalt höhern Charakters steht. Auch die italienischen Franziskaner von Nord-Schansi unterhalten in der Provinzialhauptstadt Tayenfu eine Schule mit sekundärem Einschlag und europäischen Sprachen (deutsch, französisch und englisch). Ebenso ist das Schulwesen der Scheutvelder Missionäre in der Mongolei verhältnismäßig gut entwickelt, besonders die Primärschule und eine Mittelschule des ostmongolischen Vikariates.

Mein Aufenthalt in Mukden ermöglichte es mir, auch eine Vorstellung von den Pariser Missionen in der Mandschurei zu gewinnen. Außer der prachtvollen Kathedrale und be-

scheidenen Residenz des apostolischen Vikariats der Südmandschurei, besichtigte ich die außerhalb der Stadt gelegenen beiden Seminarien, in denen zwei Professoren den ganzen mühevollen Unterricht übernehmen müssen, das von Ordensfrauen geleitete Waisenhaus und Greisenasyl, endlich die kleine Schule, die freilich kaum auf den Titel einer Primärschule Anspruch erheben kann; überhaupt ist selbst das Elementarschulwesen sehr schwach entwickelt, für das sekundäre fehlt wie überall Personal und Geld, ein katholisches Hospital erscheint bei der großen Konkurrenz des protestantischen und der zwei japanischen aussichtslos. Wie in Dalni, so werden auch in Mukden die angesiedelten japanischen Katholiken eifrig pastoriert, dank der rastlosen Mitwirkung des japanischen Missionsveterans P. Ligneul; u. a. sind der Direktor und der Arzt des neuerrichteten Spitals vom Roten Kreuz gute Katholiken. Die Mission der Nordmandschurei besitzt außer einem großen und zwei kleinen Seminarien und mehreren Primärschulen auch eine kürzlich eröffnete vielverheißende Katechistenschule und mehrere Liebeswerke der Franziskanerinnen-Missionarinnen Mariens (kleines Hospital, Greisenhospiz und Mädchenpensionat).

Schwer leiden beide Missionen unter dem immer empfindlicheren Personalmangel, der sie zwang, mehrere Distrikte zusammenzulegen, und unter der häufigen Auswanderung. Während die alten Christen an Orte zu ziehen pflegen, in deren Nähe sich Missionare befinden, nehmen die neuen vielfach darauf keine Rücksicht und verlieren sich so öfters unter der heidnischen Umgebung. Infolgedessen bewirkt nicht selten der Verlust oder Wechsel eines Missionars Abfall oder Erkaltung des religiösen Eifers. Von der Revolution versprechen sich die Missionare im allgemeinen wohltätige Folgen. Da die ältere Methode des missionarischen Schutzes gegen heidnische Übergriffe immer mehr an Zugkraft verliert, sucht man sie zu ersetzen teils durch Katechumenate, deren Mitglieder freilich meist zu den Kosten bei-

tragen müssen, teils durch Katechisten, welche den christlichen Glauben predigend die Dörfer durchziehen. Auch sonst werden die Christen möglichst zur Mitarbeit und Kostendeckung herangezogen. Der einheimische Klerus ist in der Regel gut und eifrig, aber gewöhnlich körperlich schwach und nicht sehr intelligent.

Die kirchliche Statistik der Mandschurei ergibt folgendes Bild: Südvikariat 27 000 Katholiken, 1181 Jahrestaufen, 146 Gotteshäuser, 31 europäische und 16 einheimische Priester, 42 Seminaristen; Nordvikariat 21 100 Katholiken, 1068 Jahrestaufen, 103 Kirchen und Kapellen, 22 europäische und 11 chinesische Priester, 63 Seminaristen; protestantische Mission: 27 Haupt- und Nebenstationen, 82 Missionare und 403 eingeborene Prediger, 71 000 Gemeindemitglieder. Also auf letzterer Seite auch eine ganz bedeutende numerische Überlegenheit (71 000 Protestanten gegen 48 000 Katholiken)!

Die gleiche Pariser Missionsgesellschaft verwaltet auch die angrenzende koreanische Mission, deren Besuch meine Weiterreise galt. Kein Kenner der neuesten Missionsgeschichte wird ohne tiefe innere Ergriffenheit diesen durch edles Martyrerblut befeuchteten Boden betreten. Schon die Einführung des Christentums in Korea vor mehr als einem Jahrhundert durch bloße koreanische Laien, ohne Priester und ohne Belehrung, nur auf Grund selbständigen Studiums katholischer Religionsbücher, die zufällig aus China in die Hände einiger koreanischen Literaten fielen, weist ganz eigenartige Umstände auf und zeugt von einer spontanen Sehnsucht nach dem Christentum. Das Gleiche beweist ein Bittgesuch der christlichen Koreaner von 1827 um Priester an den Hl. Stuhl: „Wenn wir die Blicke auf die Religionsbücher werfen," heißt es da, „so lesen wir, daß man sich der Schiffahrt bedient, um das Evangelium in die entferntesten Länder und bis an die Grenzen des Meeres zu tragen, aber o wehe! unser Königreich ist in diesem Winkel der Erde vergessen und bleibt allein in der Fin-

sternis. Wir sind verlassene Kinder und ungelehrte Leute, aber vom Grunde unseres Unglücks her richten wir die Blicke auf das göttliche Blut, welches unser Heiland für uns vergossen hat und auf die Brosamen, die vom Tische des Meisters fallen." Unter unsäglichen Schwierigkeiten und nach wiederholten nutzlosen Versuchen gelang es schließlich den französischen Missionaren, sich endgültig im bisher verschlossenen Lande festzusetzen. Nach einem raschen Aufschwung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Mission in eine traurige Lage zurückgeworfen infolge gänzlicher Änderung der staatlichen Verhältnisse in den vergangenen Jahren. Zwar proklamierte die kaiserliche Einverleibungsurkunde völlige Religionsfreiheit auch für die christlichen Missionen, aber wegen der fehlenden Mittel und Kräfte war die katholische Kirche nicht imstande, insbesondere durch kulturelle Werke die Konkurrenz mit dem japanischen Staat und der protestantischen Mission zu bestehen.

Seit 1911 zerfällt Korea in zwei Vikariate, das ältere Söul unter dem hochintelligenten Bischof Mutel, und das jüngere Täku unter dem tatkräftigen Elsässer Demange. Die beiden Missionen zusammen zählen auf 71 Haupt- und 171 Nebenstationen verteilt, unter 49 französischen und 17 koreanischen Patres etwa 80 000 Katholiken (davon Söul ca. 53 000, Täku ca. 27 000) und 3549 Katechumenen. Im vergangenen Jahre wurden 3385 Erwachsene und 6061 Kinder getauft. Eine nicht geringe Anzahl dieser Missionsfrüchte wurde der Kirche durch die älteren Christen zugeführt, die gerade in Korea einen rühmlichen Propagandaeifer an den Tag legen und die manchmal der Initiative entbehrende Arbeit der Missionare ergänzen. Bei den Benediktinern sah ich eine alte Matrone aus edlem Geschlecht, die jahraus jahrein von Haus zu Haus geht, um mit den Werken leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit einen rührigen Proselytismus zu verbinden. Die Vorsicht in der Aufnahme neuer Gemeindemitglieder verdient

übrigens alle Anerkennung und wird durch die nicht seltenen Rückfälle hinreichend motiviert. Auch in Korea wirkt die Auswanderung schädigend auf den Bestand der Christenheit ein; viele von denen, welche nach Kanto im Norden oder nach Sibirien auswandern, namentlich Neophyten, verlieren bei der großen Entfernung von den Missionaren und den Schwierigkeiten im Empfang der Sakramente allmählich ihren Glauben oder doch ihre religiöse Praxis. Auch die Teuerung des Lebens infolge der steigenden Zivilisation und die materielle Ohnmacht der Mission gegenüber diesem Umwandlungsprozeß lähmt vielfach den Fortgang des Missionswerkes. Im großen und ganzen ist aber immer noch das sittlich-religiöse Niveau der Gläubigen ein verhältnismäßig sehr befriedigendes und erfreuliches, wie es namentlich die hohe Sakramentenziffer beweist. Sehr zu begrüßen ist der Anfang einer katholischen Organisation im Jünglingsverein von Täku, der an jedem Sonntag Abend seine Versammlung und jeden Monat seine öffentliche Sitzung mit Lichtbildern unter je einem Vorsitzenden für den theoretischen und für den praktischen Unterricht hält, ein Versuch, den der Bischof von der Residenz auf das ganze Vikariat ausdehnen will. Musterhaft und eifrig ist in der Regel auch der einheimische Klerus.

Um so tiefer ist es zu bedauern, daß die durch eine so glorreiche Vergangenheit ausgezeichnete Mission durch den Mangel an Finanz- und Arbeitskräften mehr und mehr der Unmöglichkeit verfällt, den vom Protestantismus und Neuheidentum drohenden Gefahren wirksame Bollwerke kultureller Art entgegenzustellen. Für seinen Drang nach Bildungsgelegenheit und geistiger Gleichstellung mit den japanischen Eroberern findet infolgedessen das an sich so strebsame und kerngesunde koreanische Volk bei der katholischen Mission nicht die gewünschte Befriedigung. Außer dem Priesterseminar von Jongsan bei Söul besitzt das katholische Korea keine höhere Schule, und die

Zahl der Volksschulen ist sogar in den letzten Jahren erheblich zurückgegangen. Die neueste Statistik zählt 79 Knabenschulen mit 1624 und 9 Mädchenschulen mit 772 Kindern auf; aber davon sind höchstens 10 bis 20 einigermaßen geordnete Primärschulen mit durchschnittlich 40 Schülern, alle übrigen sogenannte Kulpang, welche bloß die chinesische Schrift den Kindern beibringen. In Söul unterhalten die Schwestern vom hl. Paul von Chartres eine Mädchenschule und ein Waisenhaus, das zusammen mit einem andern in der Hafenstadt Tschemulpo 327 Waisenkinder und Findlinge umschließt. Dazu kommen an caritativen Werken nur noch zwei Apotheken, die in der Zahl der behandelten Kranken im vorigen Jahre ebenfalls auf die Hälfte herabgesunken sind (6724). Die beiden Nonnenklöster beherbergen übrigens nicht weniger als 68 koreanische Schwestern. Neben der Kathedrale errichtete P. Vilmot für die Festigung und Erholung der katholischen Studenten ein Heim bezw. Versammlungslokal.

Still und bescheiden, aber um so verdienstvoller auch für die Mission ist demgegenüber das uns besonders interessierende Wirken der Benediktiner in Söul. Die junge, aufblühende Niederlassung der deutschen Benediktiner von St. Ottilien wurde 1909 gegründet. Ihre nächste Aufgabe war Hebung des katholischen Schulwesens. In dieser Absicht wurde ein Lehrerseminar errichtet; indes zwangen die Umstände — der völlige Mangel ausreichender Geldmittel und teilweise insbesondere auch an Rekrutierung —, dasselbe vorläufig zu schließen. Dagegen ist die Handwerkerschule, die gleich anfangs eröffnet wurde, in ausgezeichnetem Zustande. Außer Christenknaben, die so ein gutes Fortkommen erhalten, werden auch Heiden aufgenommen, welche die Absicht haben, Christen zu werden, und schon hat die Schule 12 Bekehrungen gezeitigt. Durch diese Neuchristen wird dann, wenn sie aus der Schule entlassen werden, der Same des Christentums in Dörfer und Gegenden getragen,

wo der Missionar noch ein unbekannter Mann ist, und so eine erfreuliche Verbreitung christlicher Ideen und katholischen Glaubens erzielt. Jeder dieser jungen Leute, so führt Abt Bonifaz Sauer aus, wird später als Meister immer drei bis vier Lehrjungen haben, worunter jedesmal zwei bis drei Heiden sind; durch den Umgang mit der christlichen Familie werden diese christlich werden, und ihre Eltern und Angehörigen in der Regel folgen, wie schon mehr als ein Dutzend Fälle bewiesen hat.

Auch das Kloster als solches wirkt wie ein Sauerteig in heidnischer Umgebung und eine Leuchte in der Finsternis. 9 Patres und 9 Laienbrüder feiern da täglich ihre hehre Liturgie, und das ernste Klosterleben der Benediktiner, ihre tiefe Frömmigkeit und Asceſe, ihre praktisch hingebende Arbeit zur Hebung des Volkes hat bereits manchen Heiden zur Einkehr gebracht. Schon der würdige, feierliche Gottesdienst und Gesang, dessen Würde und Genauigkeit uns an Beuron und Maria Laach erinnert, muß erbaulich und anregend auf die heidnische Volksseele einwirken. Darum dürfen wir dem jüngsten Kinde der großen Benediktinerfamilie als Segenswunsch nachrufen, es möge einst nach hunderten von Jahren einen gottbegeisterten Sänger und Dichter finden, der ihm einen Nachruf zu schreiben berechtigt ist, wie Weber ihn für Dreizehnlinden geschrieben.

Viel rapider ist der Aufschwung des erst 1884 in Korea eingedrungenen protestantischen Missionswesens, über das mir freilich keine neueren Zahlen zur Verfügung stehen. Schon auf der Edinburger Weltmissionskonferenz von 1910 konnte es auf 90 000 Getaufte und 180 000 Anhänger hinweisen, jetzt spricht man kühn bereits von der Möglichkeit einer Million. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß die Amerikaner in diesen Zahlen gern den Mund voll nehmen und wegen ihrer politischen Nebenabsichten sich schon vielfach

diskreditiert haben. Amerikanisch ist auch die Heranziehung der einheimischen Kräfte zur persönlichen und finanziellen Mitarbeit. Namentlich durch ihre Organisation (speziell die YM-CA., der ich einen Besuch abstattete), ihre Presse und ihre Schulen wirkt die protestantische Mission nachhaltig auf das geistige Leben Koreas ein. Nach einer mir mitgeteilten Aufstellung besitzen die Presbyterianer allein außer Hunderten von Sonntags- und Bibelschulen ein theologisches Seminar mit 204, eine Medizinschule mit 77, 6 höhere Knaben- und 4 höhere Mädchenschulen mit 830 bezw. 367, 402 Volksschulen (weniger als 1912) mit 8012 bezw. 1769 Schülern; außerdem planen sie für die nächsten Jahre die Eröffnung von nicht weniger als 25 höheren Schulen und haben dafür riesige Summen zur Verfügung. Bescheidener, aber auch positiver als die amerikanischen Presbyterianer und Methodisten arbeiten die hier wie überall sehr rechtsstehenden Anglikaner unter ihrem alle Achtung verdienenden Bischof.

Daß auch das koreanische Heidentum nicht ganz abgestorben und wirkungslos ist, veranschaulichte mir mein Besuch im nahen Bonzenheim. Zwar bekam ich von seinen vierzig Bewohnern wenig zu sehen und keinen sehr günstigen Eindruck, aber das architektonisch wie durch seine Malereien (besonders über die letzten Dinge) bemerkenswerte Heiligtum wird bei festlichen Anlässen doch noch gut besucht, und auch das daneben gelegene Königingrab gibt eine Vorstellung von der Macht der buddhistischen Idee. Ähnliche „Klöster" gibt es noch massenweise im Innern des Landes, wenn auch ihr von Ganthe und anderen Reisenden entworfenes Bild in mehr als einer Hinsicht übertrieben und idealisiert ist. Wie der koreanische Buddhismus in jüngster Zeit sich zu modernisieren und dem ihm stets gefährlicher werdenden Christentum anzupassen sucht, illustriert der als Gegenstück zur gegenüberliegenden katholischen Kathedrale gedachte, daher in christlich-europäischem Kirchenstil erbaute,

allerdings total mißlungene buddhistische Tempel in Söul selbst. Neben dem Buddhismus sind auch der Schintoismus und der Konfuzianismus, also ursprünglich lauter importierte Kulte, in der Hauptstadt vertreten und erfreuen sich der Regierungsgunst. Namentlich dieser ist es zu verdanken, daß die heidnischen Religionen immer noch lebendig sind und dem Vorrücken des Christentums energisch widerstehen können.

XIV.

(Missionsarbeit in Japans Hauptstadt).

Tokio, 8. März 1914.

Als vollendeter Schwarzseher kam ich an der letzten, östlichsten Etappe meiner ostasiatischen Studienreise, Japan und seiner Hauptstadt Tokio an. Meine Forschungen in Europa und die Mitteilungen erfahrener Männer hatten mich zum Ergebnis geführt, daß zwar die kulturelle Erschließung des Landes vor einigen Jahrzehnten als vorzügliches Vehikel zur Einführung des katholischen Christentums hätte dienen können, daß aber die japanische Mission diesen psychologischen Moment verpaßt habe und darum jetzt, nach der definitiven Übernahme der modernen Kultur in neuheidnischer Form, das japanische Volk als Ganzes auf lange Zeit hinaus unwiederbringlich für das Evangelium verloren sei. Indes hatten mich schon in Hongkong P. Ligneul, ein hochverdienter Veteran der Pariser Tokiomission, und in Schanghai P. Hoffmann, der Superior der Jesuitenschule in Tokio, eines Besseren belehrt und mit tröstlicher Zuversicht erfüllt. Der Augenschein bestätigte mir hier, daß zwar das eigentliche Bekehrungswerk zur Stunde an einem toten Punkt angelangt ist, das für die Zukunft so entscheidende indirekte Schul- und Preßapostolat aber

eifrig und erfolgreich gepflegt wird und schon deshalb die Missionslage nicht als hoffnungslos bezeichnet werden darf.

Wer allerdings nur den relativen Stillstand betrachtet, den die Heidenmission als solche in Japan und speziell in Tokio zu verzeichnen hat, und zudem dieses Resultat mit chinesischen Missionsaugen nur nach Zahlen bemißt, der wird die optimistischen Hoffnungen, die man sich vor etwa einer Generation für Japans Christianisierung machte, als bittere Illusion betrachten und nicht verkennen, daß die katholische Mission in Japan eine schwere Krisis durchzumachen hat. Als von 1858 an die Verträge mit Europa das über zwei Jahrhunderte hindurch verschlossene Reich den (seit 1844 mit Japan betrauten) Pariser Missionaren wenigstens als Seelsorgern wieder eröffneten, als dann 1873 das Verfolgungsgesetz aufgehoben, 1884 die Religionslosigkeit und 1889 die Religionsfreiheit proklamiert wurde, bemächtigten sich die katholischen Glaubensboten mit fieberhaftem, hoffnungsfreudigem, unermüdlichem Drang der gebotenen Gelegenheit, den lernbegierigen und bildungshungrigen Japanern die wahre Religion beizubringen, da die religiöse Beeinflussung ein Jus primi occupantis war. Allen Entbehrungen und Anstrengungen zum Trotz, von der Polizei ständig mit Argusaugen überwacht, von Etappe zu Etappe eskortiert und wie gefährliches Wild oft selbst mitten in der Nacht aufgescheucht, zogen die apostolischen Männer unverdrossen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um hier als Lehrer im angeblichen Dienste ihres japanischen Boy, dort als feurige Redner in öffentlichen Konferenzen die christlichen Ideen zu verbreiten; ja gerade die ewigen Belästigungen und Chikanen, denen sie infolge des Paßzwanges ausgesetzt waren, zogen ihnen die allgemeine Aufmerksamkeit zu und führten ihnen Hunderte neugieriger Hörer und Frager in die Arme. Nicht wenige derselben traten zum Christentum über,

und so konnte eine Reihe von Gemeinden gegründet werden (zum Beispiel von Tokio aus bis 1891 nicht weniger als 75 Außenposten, in der Pfarrei Asakusa allein jährlich im Durchschnitt über 100 Taufen). Im Jahre 1891 hielt Leo XIII. den Zeitpunkt für gekommen, eine regelmäßige kirchliche Hierarchie im Lande der aufgehenden Sonne zu errichten und Tokio als Erzbistum an die Spitze der übrigen Diözesen (Nagasaki, Osaka, Hakodate) zu stellen.

Aber bald nach diesem schnellen Aufschwung trat ein ebenso schneller Rückschlag und eine allgemeine Ernüchterung ein. Als die Japaner sich ihrer Kraft bewußt wurden und plötzlich zu einem modernen Kulturvolk sich umgewandelt sahen, suchten sie sich in unbändigem Stolz möglichst rasch ihrer fremden Lehrmeister zu entledigen, sobald sie dieselben nicht mehr zu brauchen wähnten. Die nationale Abneigung und das Rassenvorurteil gegen die Europäer, geschürt durch die Kriege Japans mit China und mit Rußland, übertrug sich auch auf das Christentum. Das vielfach sittenlose oder irreligiöse Verhalten vieler Abendländer, ihre offen zur Schau getragene Feindschaft gegen die christliche Religion konnte diesen Prozeß nur beschleunigen. Unter diesen Umständen glaubte Japan besser auch ohne das Christentum fertig werden zu können, besonders in seinen staatlichen und obligatorisch gewordenen Schulen, denen volle Religionslosigkeit bis zum Verbot des Religionsunterrichts zur Pflicht bezw. zur Bedingung für staatliche Anerkennung gemacht wurden. Die Regierung huldigte der Staatsvergötterung und griff daher dankbar zum Schintoismus als Nationalreligion, trotz der abenteuerlichen Mythen, die ihn eines Kulturvolkes unwürdig machen. Unter den Erwerbsständen breitete sich bei der wachsenden Lebensverteuerung mehr und mehr eine schrankenlose Sucht nach Gewinn und damit eine materialistische Geistesrichtung aus, die von Religion nichts wissen wollte. Für den Katholizismus kam außer der seit Jahrhunderten ein-

gewurzelten Verachtung erschwerend hinzu, daß er wegen seines eisernen Dogmas und seiner Unterordnung unter den Papst als verknöcherter, fortschritts- und freiheitsfeindlicher Fremdkörper erschien. Lähmend legte sich der Mangel an Mitteln und Kräften, in Japan doppelt fühlbar und verhängnisvoll, auf die katholische Mission, die es zum Teil deshalb versäumen mußte, früh genug durch Schaffung von Schulen und Presse sich einen maßgebenden Einfluß auf das japanische Geistesleben zu erobern.

Indes läßt sich nicht leugnen, daß in den letzten Jahren eine gewisse Wendung zum Bessern eingetreten ist. Schon die freundliche Aufnahme der beiden päpstlichen Gesandtschaften durch den Mikado ließen eine günstigere Stimmung der Regierungskreise ahnen. Eine ministerielle Verordnung an die Lehrer, die Schulkinder in die schintoistischen Tempel zu führen, wurde auf die Erklärung der Presse hin, daß dies der verfassungsgemäß garantierten Gewissensfreiheit widerspreche, anstandslos wieder zurückgenommen; das gleiche geschah beim Tode des Kaisers, als katholische Eltern sich beklagten, daß ihre Kinder zu den Opferhandlungen für die kaiserlichen Manen geführt werden sollten. Die Katholiken vereinigten ihre Gebete mit denen der übrigen Staatsbürger, zunächst um die Genesung des hohen Kranken zu erflehen, dann um an der öffentlichen Landestrauer teilzunehmen und Gott für die vom Verstorbenen der Religion erwiesenen Wohltaten zu danken, was von den Tokioer Zeitungen lobend hervorgehoben wurde. Auch der jetzige Kaiser ist den katholischen Anstalten gewogen und beteiligt sich samt seiner Familie gern an ihren caritativen Veranstaltungen und Unternehmungen. Das neue Ministerium begann seine Amtsführung damit, daß es auf den 25. Februar 1912 sämtliche Religionsvertreter (53 Buddhisten, 13 Schintoisten, 6 Protestanten und 1 Katholik), darunter auch den Erzbischof von Tokio als Repräsentanten der katholischen Mis-

sion, zu einer Besprechung über die gegen die anarchistischen Gefahren zu ergreifenden Maßregeln einlud; die Konferenzteilnehmer versprachen, pädagogisch nach Kräften auf die Hebung der öffentlichen Moral hinzuwirken, verlangten aber auch dafür die staatliche Unterstützung. In diesem vielbesprochenen Kollektivschritt, den wir allerdings nicht überschätzen dürfen, erblicken die Katholiken mit Recht eine offizielle Anerkennung der Wohltaten der Religion und wenigstens indirekt auch des bisher ignorierten Katholizismus. Die Beobachtung der destruktiven Wirkungen religionsloser Erziehung und eine Studienreise des Vizeministers durch Europa hatten den Minister des Innern Hara zu diesem außergewöhnlichen Mittel veranlaßt. Hara selbst ist katholisch getauft; in seiner Jugend hat er als Diener des P. Evrard sich die Kenntnis der europäischen Bildung angeeignet und zugleich den Katholizismus schätzen gelernt. Weniger Aufsehen erregte die im letzten Jahre vom Ministerium wiederholte Einberufung, die wegen des Widerstandes der Buddhisten getrennt geschehen mußte und vielfach als Versuch der Religionsverstaatlichung gedeutet wurde.

Trotz dieser unzweifelhaften Symptome einer wohlwollenden Staatsgesinnung schreitet das Bekehrungswerk selbst nur äußerst mühsam und langsam weiter. Der Vergleich der letztjährigen Statistik (unter 16 Millionen Heiden auf 24 Stationen bezw. Distrikten (Posten) und 51 Gemeinden (Christenheiten) mit 31 Kirchen oder Kapellen und 14 Oratorien verteilt 9826 Katholiken, davon 9333 Japaner) mit denen der Vorjahre (1912: 9803, 1910: 9700) scheint sogar anzudeuten, daß trotz der 1413 Jahrestaufen (davon 168 von überlebenden Erwachsenen, 239 von Christenkindern, 993 von Sterbenden, 13 Dissidenten, ähnlich 1912) wegen der gleichzeitig erlittenen Verluste die Christenzahl der Erzdiözese ziemlich stationär geblieben ist. Auf die sechs Pfarreien der Stadt Tokio

entfallen 4368 Katholiken (Asakusa 1200, Azabu 980, Kando mit drei Schulen 818, Honjo 601, Tsukiji 402, Koischikawa 367) und 1009 Taufen (davon bloß 120 von Erwachsenen außer Todesgefahr, 114 von Christenkindern); auf den Bezirk Yokohama 1490, auf Hachioji 942, auf Utsunomija 539, auf Chiba 472, auf Kofu 406, auf Schizuoka 398, auf Numazu-Kojama 395, auf Nagoja-Gifu 368, auf Matsumoto 239, auf Yokosuka-Odawara 209 katholische Christen.

Die Missionsmethode kann eben in Japan nicht mit den gleichen Mitteln vorgehen und daher auch nicht die gleichen Zahlenerfolge erzielen wie in China. Vor allem darf sie nicht die materiellen Anziehungshebel anwenden, die ein Charakteristikum der chinesischen Missionsweise bilden, weil sie sonst durch Eingliederung verachteter Elemente aus den untersten Schichten sich in der öffentlichen Meinung kompromittieren würde und überhaupt der Japaner nicht gar so materialistisch denkt wie der Sohn der Mitte: durch Geld jemand für den christlichen Unterricht zu gewinen, ist in Japan undenkbar; in Katechumenatshäusern kostenlos verpflegt zu werden, gälte als unvertilgbare Schande; Verpachtung von Häusern und Feldern ist ausgeschlossen, weil das Grundeigentum besetzt ist und nicht in die Hände von Ausländern übergehen darf; Schutz in Prozessen unterbleibt ebenfalls, weil die Gerichte eine solche Intervention nicht zulassen und die Missionare sie vermeiden. Das japanische Apostolat muß sich daher mit den rein geistigen Mitteln der Überzeugung und Herzensumkehr begnügen, und da bei dem herrschenden Massenvorurteil nur sehr wenige diesen zugänglich sind, auf versprengte Einzelkonversionen beschränken. Infolgedessen kommt es nicht selten vor, daß in derselben Familie der Vater religionslos, die Mutter Buddhistin, der Sohn Protestant, die Tochter katholisch ist oder umgekehrt. Ein Student in Tokio machte (wie seinerzeit Justin der Philosoph) auf der Suche nach der wahren Religion den Rundgang bei

allen 42 Christensekten der Stadt und kehrte schließlich endgültig zur katholischen Kirche zurück, weil er hier überall die gleiche Antwort auf seine Fragen fand, bei den anderen Konfessionen dagegen überall eine verschiedene; ein anderer, der eine große Zukunft vor sich hat, bekehrte sich aus eigenem Antrieb auf Grund der Lektüre über das Leben des hl. Franziskus, zu der ihn ein katholischer Mitstudent angeregt hatte; eine Dame trat plötzlich zum Katholizismus über, nachdem sie viele Jahre hindurch einen Missionar in Tokio im Verborgenen ununterbrochen scharf beobachtet und an ihm nie einen moralischen Schatten entdeckt hatte, obschon sie bisher geglaubt, wie sie sich drastisch äußerte, daß keine Katze das Mausern oder Fischessen lassen könne. Sehr oft beginnt auch nach dem Übertritt, wenn irdische Stellung, Schule, Militärdienst, Armut, Auswanderung, Heimat, Gewohnheit, Familieneinfluß dazwischen tritt, in der Seele des Bekehrten ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Christentum und Heidentum; viele unterliegen und fallen selbst ab, andere bleiben um so fester. Darum pflegt die katholische Mission, durch die Erfahrung belehrt, auch in der Aufnahme von Neophyten und Katechumenen sehr reserviert zu sein. An Stelle der früher sehr beliebten öffentlichen Konferenzen sind meist private in den Empfangssälen der Kirchen oder in den Häusern der Christen getreten, die bekannte heidnische Familien dazu einladen; solche religiöse Unterhaltungen und Hausbesuche sind aber dem Missionar nur da möglich, wo er gesellschaftlich eingeführt ist. P. Lemoine in Nagoja sucht durch Verbreitung gedruckter Konferenzen und durch Anknüpfung von Beziehungen mit Hilfe seines Katechisten allmählich die schwierige Großstadtatmosphäre zu durchsäuern.

Eine wohltätige, für die Zukunft Japans wichtige Folge dieser vorsichtigen Auswahl und dieses inneren psychologischen Selbstentscheidungs- und Umwandlungsprozesses ist, daß im Unterschied zu China namentlich die denkenden Individuen,

auch und vor allem aus höheren und gebildeten Ständen, Professoren, Ärzte, Offiziere usw., sich dem Christentum zuwenden und qualitativ ersetzen, was ihm an Quantität abgeht. Das sittlich-religiöse Niveau der Neuchristen ist im allgemeinen relativ sehr hoch, aber auch sozial und intellektuell steigen sie empor, besonders mit Hilfe ihrer Bildungsanstalten und literarischen Werke, auf die sie mit Recht stolz sind. Durchschnittlich sind sie nicht bloß aktiver und intelligenter, sondern auch besser und frömmer als die heidnischen und protestantischen Mitbürger. Die religiöse Praxis, Kirchenbesuch und Sakramentenempfang, ist durchaus befriedigend; die Teilnahme an der Sonntagsmesse Regel, die alltägliche an der Werktagsmesse keine Seltenheit; die Zahl der Jahresbeichten belief sich 1913 auf 4212, der wiederholten auf 49 483, der Osterkommunionen auf 4044, der Andachtskommunionen auf 124 884. Die Missionare erzählen vom Glaubenseifer und erbaulichen Leben ihrer Pflegebefohlenen rührende Züge, an deren Wahrheit ich nicht im mindesten zu zweifeln Anlaß habe.

Die Priester bemühen sich nach Kräften, den religiösen Hochstand ihrer Gläubigen zu erhalten und zu steigern, nicht nur durch Gottesdienst, Sakramentenempfang, Predigt und Katechese, sondern auch durch besondere, den Verhältnissen und Bedürfnissen angepaßte Mittel. Um die Christen in den religiösen Kenntnissen zu fördern und gegen die Gefahren der religionslosen Schulen und der katholikenfeindlichen Angriffe zu feien, hält P. Drouard in der Pfarrei Sekiguchi eine jährliche Katechistenprüfung für Erwachsene wie Kinder ab, läßt P. Billing in Numazu (Elsässer) allmonatlich mehrere Fragen schriftlich beantworten und die Antworten in einer Versammlung besprechen. Wenn auch die katholische Vereinsarbeit noch wenig entwickelt ist, so sind doch schon bemerkenswerte Anfänge dazu vorhanden. Vor drei Jahren ist in der Erzdiözese das „Gebetsapostolat" aufgerichtet und in vielen Pfarreien und

Anstalten eingeführt worden. Im vergangenen Jahre haben sich die katholischen Studenten zusammengetan, um sich gegenseitig zu Frömmigkeit und Eifer zu ermutigen und ihre religiöse Tätigkeit stärker auf ihre Kommilitonen auszudehnen. Die Mitglieder des Xaveriusvereins von Kofu verpflichten sich unter Geldstrafe, jährlich wenigstens einen Heiden zur Taufe zu führen. An der Kathedrale besteht ein Verein zur Verbreitung religiöser Schriften, dessen Mitglieder selbstbezahlte Traktate verschenken oder verkaufen, die katholischen Pfarrgenossen regelmäßig besuchen und auch Heiden an Festtagen zur Kirche bringen. Die Kinder von Utsunamija verlosen an jedem Sonn- und Feiertag eine religiöse Schrift unter sich, um sie dann heidnischen Freunden und selbst Lehrern zu geben. Auch zu den kirchlichen Auslagen tragen die Katholiken nach Maßgabe ihres Vermögens bei.

Das größte Hemmnis der Missionsentfaltung ist immer noch einerseits die bittere Armut, andererseits das Fehlen genügenden Personals. In der Hauptsache ist die Erzdiözese zum Unterhalt ihrer Werke und Missionen auf die sehr tief bemessenen Jahresbeiträge des Vereins der Glaubensverbreitung und der Kindheit Jesu, die geringen Meßstipendien der Priester, einige sporadisch aus Europa fließende Gaben und die wenigen Spargroschen der meist nicht reichen angesessenen Christen angewiesen. Auch hier rächt sich bitter, daß die französischen Missionsgesellschaften, besonders die des Pariser Seminars, in ihrer Heimat jene rührige Organisation und Propagandatätigkeit verschmähen, die unsere deutschen zu so großer Blüte emporgebracht hat. In Japan, wo alle Lebensbedingungen so kostspielig sind, wirkt diese fast völlige Mittellosigkeit, von der ich erschütternde Belege erfahren habe, doppelt und dreifach drückend, auch auf den Fortgang des Missionswerkes. Der Erzbischof, wurde mir von Katholiken Tokios versichert, muß von 40 Yen (84 Mark) im Monat leben, jeder seiner Missionare

von der Hälfte; kein Wunder, wenn „Palais" und „Kathedrale" bis zur Stunde ein so ärmliches, der Reichshauptstadt geradezu unwürdiges Provisorium geblieben ist und auch das längst geplante Priesterseminar noch nicht errichtet werden konnte. — Nicht minder kritisch wird für die Mission in steigendem Maße der Mangel an missionarischem Zuzug und Nachwuchs. Dem Erzbischof zur Seite stehen bloß, außerdem noch viel zu isoliert, 26 europäische Missionare (von den Missions Etrangères), 2 japanische Priester (dazu 3 Seminaristen in Nagasaki) und 22 Katechisten, für einen Riesensprengel wie Tokio! Und eine Besserung dieses schreienden Mißverhältnisses ist bei der steigenden Abnahme der von Paris gesandten Berufe infolge des französischen Kulturkampfes und der Priesternot im eigenen Lande, besonders seit Einführung der dreijährigen Militärpflicht auch für die angehenden Missionspriester, auf Jahre hinaus nicht abzusehen, es wird im Gegenteil immer schlimmer. Soll die so ruhmvolle, auf eine so reiche Vergangenheit zurückblickende japanische Mission nicht im entscheidenden Moment zusammenstürzen, soll eine so herrliche Christenheit, ein so hochstehendes Volk, das so schlagende Beweise seiner Aufnahmefähigkeit für unsere Religion erbracht hat, nicht verlassen und rettungslos dem Heidentum ausgeliefert werden, dann müssen andere, frische, vermehrte Kräfte in die gelichteten Reihen der heldenmütigen Apostel Japans eintreten, dann muß vor allem auch unser deutsches Volk und unser deutscher Klerus sich unter die Fahnen der japanischen Mission stellen!

Mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit und Hingebung sind wenigstens in der Schultätigkeit den von so vielen Aufgaben bedrängten und fast erdrückten Pariser Missionspriestern neuerdings tüchtige Genossenschaften zu Hilfe geeilt. Ihnen ist es zu verdanken, wenn auf diesem für das heranwachsende Geschlecht, besonders unter den gebildeten Ständen Japans ausschlaggebenden, daher auch so ungemein wichtigen

Gebiet die katholische Sache in Tokio ehrenvoll dasteht und erfolgreiches, zukunftsfrohes Schaffen die Situation kennzeichnet. Als in der ministeriellen Religionsberatung die wichtigsten Bildungsanstalten nach der Reihenfolge ihres Ansehens aufgezählt und nach ihrem Bekenntnis befragt wurden, lautete die den Protestanten und Buddhisten gewiß nicht besonders angenehme Antwort bezüglich der drei zuerst genannten (Morgenstern, Sacré-Coeur, St. Maur): katholisch.

An der Spitze ihrem Lehrziel nach steht die unsern deutschen Leserkreis am meisten interessierende Jesuitenhochschule, an der deutsche Patres (P. Hoffmann, P. Dahlmann, P. Gettelmann usw., mit einem französischen und einem japanischen und mehreren einheimischen Laienprofessoren) in deutscher Sprache unterrichten. Zwar geht ihr Unternehmen nicht so schnell voran, als sich manche anfangs dachten, und es muß vorläufig seine 50 Schüler durch einen mühseligen Vorbereitungskursus führen; aber langsam, sicher und zielbewußt wird die vorab von den deutschen Katholiken dotierte Universität, eine deutsche Mittelschule als Vorstufe dazu, ein großes Studentenheim für Japan und zwei Zeitschriften, die eine für Studierende, die andere für gebildete, ins Auge gefaßt. Bei all diesen großzügigen Schöpfungen muß der religiöse Zweck nach außen noch etwas zurücktreten, aber selbstverständlich gehen auch die Jesuiten, besonders in ihrem persönlichen Wirken, vor allem auf Bekehrung aus und haben darin zwar ziffernmäßig erst wenige, aber qualitativ um so bedeutendere Früchte gezeitigt.

Auch die „Stella Matutina" der Marianisten, einer aus Priestern und Brüdern, meist Elsässern, bestehenden ausgezeichneten Lehrgesellschaft, ein Unterrealgymnasium mit 44 Lehrbrüdern (12 japanischen) und 821 Schülern (451 im Lyzeum), mußte auf die lehrplanmäßige Erteilung des Religionsunterrichts verzichten, um die staatliche Anerkennung und Prärogative (Aufschub der Militärpflicht und Gleichberechtigung mit

den Staatsschulen) zu erlangen; aber einigen Ersatz bietet im vorgeschriebenen Moralunterricht die christliche Sittenlehre, und ergänzend tritt außerhalb des Programms ein fakultativer Katechismus-Unterricht hinzu, an dem auch viele heidnische Schüler teilnehmen. Dadurch haben die Schulbrüder alljährlich mehrere Konversionen erzielt; noch wirksamer ist ihre indirekte Aufklärungsarbeit durch Beseitigung der heidnischen Vorurteile, Erfüllung mit christlichen Ideen und Erziehung des Charakters. Auch Organisationserfolge haben sie zu verzeichnen; zu den Vereinigungen ihrer ehemaligen und ihrer christlichen Schüler ist nun auch ein Vinzenzverein gekommen.

Ähnlich wirken die drei höheren katholischen Mädchenschulen Tokios auf Herz und Verstand ihrer Schülerinnen und damit auf die weibliche Gesellschaft überhaupt ein, abgesehen von ihren mitunter sehr beachtenswerten, allerdings große Vorsicht erheischenden Bekehrungen (so die Gräfin von Hatzfeldt, eine Tochter des kürzlich verschiedenen Vicomte Aoki): die Damen von St. Maur (35 Europäerinnen und 10 Japanerinnen) mit 720 (davon 304 in der höheren Schule), die Schwestern von St. Paul aus Chartres (8 Europäerinnen und 4 Japanerinnen) mit 427 bezw. 167 und die Damen des hl. Herzens (23) mit 166 bezw. 41 Schülerinnen. Außerdem besitzen die Damen von St. Maur je eine höhere Schule in Yokohama mit 379 bezw. 145 und in Schizuoka mit 160 bezw. 109 Schülerinnen. Mit all diesen Anstalten sind ansehnliche Primär- und „maternelle" Schulen, sowie stark besuchte Spezialkurse für Fräuleins verbunden. Die Mutterschule, die P. Lissarrague in der städtischen Pfarrei Asakusa für Christen- wie Heidenkinder aufgerichtet hat, dient ihm zugleich als wertvolles Propagandawerkzeug. Im übrigen unterhält die Mission keine elementare Volksschulen, nicht nur weil ihr dazu die Lehrkräfte fehlen, sondern auch weil sie die Konkurrenz mit den obligatorischen Staatsschulen nicht bestehen

kann und die staatliche Erlaubnis nicht erhält. Durch Katechesierung der katholischen Schulkinder und Einrichtung von Sonntagsschulen sucht sie dieses Manko in etwa zu ersetzen. Auf die höheren Klassen wirken auch die von verschiedenen Patres gegebenen Privatstunden und Vorlesungen an Staatsschulen wohltätig ein; das von P. Ferrand in Kanda mit Leihbibliothek errichtete Studentenheim ist leider nach kurzem hoffnungsvollen Aufblühen teils eingegangen teils abgebrannt.

Nicht minder wichtig und notwendig als die Schule ist für die gegenwärtige Japanmission die Presse, da das geschriebene Wort in Anbetracht der japanischen Lesewut viel weiter dringt als das gesprochene, um so mehr als dieses ohnehin den meisten Missionen verwehrt ist. Ihr Zweck ist nicht, wie der „Petit Massager" richtig betont, direkt so und so viel Taufen mehr zu erzielen, sondern durch Ausstreuung christlicher Ideen und Bekämpfung heidnischer Vorurteile bahnbrechend für das Evangelium zu wirken. Auch auf diesem fundamentalen Gebiet regt sich die Mission Tokios in neuester Zeit nach bester Möglichkeit, wenn sie hierin auch nicht mit den Millionen protestantischer Traktate und den 30 protestantischen Blättern, vorab dem Dai Nippon (Großjapan), konkurrieren kann. Leider sind die vorzüglichen „Mélanges Japonais", die durch ihre Gediegenheit in Japan wie in Europa bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten, und eine japanische Zeitung aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Gründen wieder eingegangen. Dafür redigiert der hochintelligente Luxemburger P. Steichen (an der Kathedrale) zwei blühende Zeitschriften in japanischer Sprache, ein Blatt für die Jugend und eine auch in japanischen Gelehrtenkreisen wegen seiner philosophischen, literarischen und historischen Artikel sehr geschätzte Revue „Koë" mit mehr als 3000 Abonnenten. Außerdem arbeiten mehrere Missionare (so besonders früher P. Ligneul) an anderen Zeitschriften eifrig mit. In einer Reihe von Städten

erscheinen kirchliche Anzeiger, die das katholische Gemeindeleben wacherhalten sollen. In kurzer Zeit hat auch die apologetische Traktatliteratur, die von P. Drouard de Lézey (Pfarrer von Sekiguchi in Tokio) geleitet und herausgegeben wird, einen großen Umfang angenommen und sich eine geachtete Stellung erworben. Seit der Gründung des Unternehmens (1909) erschienen in dieser Sammlung 17 populärwissenschaftliche und 9 kleinere, mehr erbauliche „Tracts" mit zusammen 236 000 Exemplaren, von denen bloß noch 400 bis 500 nicht vertrieben sind. Die Aufnahme auch in heidnischen Kreisen war eine günstige, viele Zeitungen brachten lobende Berichte. Was wir vor allem auszusetzen haben, ist außer der wissenschaftlichen Minderwertigkeit einzelner Broschüren das zumeist geübte Verfahren der Gratisverteilung, weil auch der Japaner das, was nichts kostet, viel weniger schätzt. Leider ist die Fortführung des Werkes wenig gesichert, teils wegen seines rein individuellen Charakters, teils wegen der finanziellen Schwierigkeiten, obschon es bis jetzt bloß 8214 Yen (etwa 17 000 Mark) gekostet hat und immer wieder durch die Gaben des vielverschrieenen katholischen Deutschlands vom Untergang gerettet wurde. Fast unabsehbar sind die selbständigen Arbeiten, die im Laufe des letzten Jahrzehnts der Feder von Missionaren entflossen, teils religiösen Inhalts für ihre Gläubigen, teils wissenschaftlicher (linguistischer, geographischer, historischer) Natur, teils brauchbare Schulbücher und fremdsprachliche Klassikerausgaben (von den Marianisten). Die katholische Verlagsanstalt Sansaischa zu Tokio publizierte ferner Romane, Novellen u. dgl. und verkauft jährlich Tausende französischer oder englischer Werke. Mit Recht freilich beklagt der eben erschienene „Petit Messager" an der bisher verfaßten Missionsliteratur, daß sie fast nur für die Christen, sehr wenig für die Heiden geschrieben sei; in einem Lande, wo auf 500 Heiden kaum ein Katholik falle, dürfe man aber nicht nur an die Pfarrkinder

denken, so schwer es auch werde, christlichen Büchern in heidnischen Kreisen Eingang zu verschaffen. Angesichts dieser Notlage konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, für die katholischen Preßunternehmungen Tokios einen bedeutenden Vorschuß meines Honorars für die Reisebriefe zu opfern (hoffentlich habe ich bei der Berechnung nicht zu hoch bezw. in meine Tasche nicht zu tief gegriffen).

Eine viel geringere Rolle als Schule und Literatur spielt im japanischen Missionswesen die sozial-caritative Tätigkeit, nicht bloß weil der Staat schon hinreichend unter Aufwendung beträchtlicher Mittel für die öffentliche Wohlfahrtspflege sorgt, sondern auch weil bei den stolzen Japanern eine ausschließliche Konzentrierung auf das Proletariat das Christentum eher diskreditieren als empfehlen würde (mehr als einmal ist deshalb schon das Schimpfwort „Bettlerkirche" gefallen). Trotzdem widmen sich die katholischen Missionare und namentlich die Schwestern auch in Japan aufopferungsvoll Liebeswerken aller Art und haben sich dadurch die Sympathie weiter Kreise und manchen Einfluß auf die bessere Bevölkerung errungen. In einer vom Minister des Innern voriges Jahr einberufenen Vertreterversammlung aller öffentlichen und privaten Wohltätigkeitsanstalten wurden die der Katholiken wegen ihres Opfergeistes und ihrer stillen Hingebung als Vorbild hingestellt und ihnen staatliche Beihilfen zugesichert. In Tokio selbst unterhält die Mission ein Knabenorphelinat (72 Kinder), das im verflossenen Jahre sein 25 jähriges Stiftungsfest in der Pfarrei Sekiguchi begehen konnte, und ein Atelier für 14 Arbeiter und Lehrlinge. Außerdem sind mit den Schulen der Paulsschwestern zu Tokio und der Damen von St. Maur zu Yokohama Mädchenwaisenhäuser, Arbeitshäuser (Ouvroirs) und Armenapotheken (Dispensaires) samt ambulanter Hauskrankenpflege verbunden (in Tokio 66 Waisenkinder, 33 Arbeitsschülerinnen, 10 156 behandelte Kranke; in Yokohama

171 Waisenkinder, 42 Arbeitsschülerinnen, 200 Krankenbehandlungen). Das von P. Bertrand geleitete Aussätzigenheim in Gotemba (an dem ich auf der Reise nach Tokio vorbeifuhr, am Fuße des sagenumwobenen Fujiberges), das im Gegensatz zu den staatlichen Leprosenhäusern seine Insassen nicht hermetisch von der Außenwelt abschließt, sondern wie im Familienkreis frei miteinander verkehren, kräftig arbeiten, sich gegenseitig bedienen läßt, ist sehr beliebt und zählt 34 Kranke. Natürlich treten sowohl diese als auch die von der Mission aufgenommenen Waisen in der Regel der Kirche bei, von der sie so große Wohltaten empfangen.

Was mit viel Geld und einheimischen Kräften in Tokio zu erreichen wäre, zeigt das Beispiel der russisch-schismatischen Mission (das einzige Beispiel einer solchen) und ihre prachtvolle Kathedrale auf einem die ganze Stadt beherrschenden Platz. Sie ist die Schöpfung eines einzigen außergewöhnlichen Mannes, des ehemaligen russischen Gesandtschaftsgeistlichen und späteren Erzbischofs Nikolai Kassatkin. Fast ausschließlich mit japanischen Gehilfen, freilich stark von Rußland unterstützt, sammelte er 265 Gemeinden mit über 30 000 Christen und gründete ein Seminar nebst einer Reihe kleinerer Schulen und einem Schriftstellerzentrum zur Veröffentlichung religiöser Schriften. Was seinem Werke allerdings als Haupthebel diente, das wurde ihm auch zur Kehrseite und zum Verhängnis. Nachdem es schon zu Nikolais Lebzeiten infolge des Überwiegens japanischer Elemente durch stark independentistische und protestantische Tendenzen bedroht worden war, fiel es nach seinem Tode vollends auseinander und ging gewaltig zurück (zum Teil auch infolge des russisch-japanischen Krieges). Die von lauter Japanern (außer dem Bischof) geleitete russische Kirche Japans wurde nach dem Verlust ihres Hauptes und ihrer Seele eine wehrlose Beute völliger Uneinigkeit und Zuchtlosigkeit, so daß viele sich von ihr zurückzogen.

Noch verderblicher und schrankenloser wütet dieses innere Zersetzungsprinzip im japanischen Protestantismus. Mit einem ungeheuern Aufwand an Mitteln und Kräften hat er sich namentlich von Amerika aus auf Japan geworfen, und einen Augenblick (um das Jahr 1890) schien es, als ob das Land der aufsteigenden Sonne als Ganzes der protestantischen Religion zufallen sollte. Bald hatte die protestantische Mission die katholische in der Zahl der Seminarien, Mittel-, Volks- und Sonntagsschulen, Kindergärten und Waisenhäuser, Aussätzigen- und Blindenasyle, sogar der Bekehrten und Jahrestaufen weitaus überflügelt, begreiflicherweise, da über 1000 ausländische und über 2000 einheimische Missionare (besonders Presbyterianer, Kongregationalisten, Episkopalisten und Methodisten) auf 1250 Stationen mit einer Jahresunterstützung von 4 Millionen Mark protestantischerseits dem Häuflein katholischer Glaubensboten gegenüberstanden. Rührig sind besonders die einheimischen Protestanten, vor allem im christlichen Verein junger Männer an der Arbeit, um den protestantischen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen, namentlich durch Schule und Presse, so daß unter den Gebildeten und Studierenden Japans das Christentum immer noch meist nur in seiner protestantischen Form bekannt ist. Aber furchtbar rächte sich die protestantische Dogmen- und Autoritätslosigkeit in dem ohnehin zu absoluter Autonomie und extremem Nationalismus neigenden Japan. Mehr und mehr gelang es den kirchlichen Unabhängigkeitsbestrebungen, das ausländische Missionspersonal kaltzustellen oder doch in den Hintergrund zu drängen; ein grauenhafter Synkretismus und uferloser Liberalismus, angeführt von den Sozinianern und Unitariern, sucht die christlichen Lehren mit heidnischen zu verschmelzen und verurteilt sogar den zur Einigung mahnenden John Mott als rückständigen Dogmatiker (auch die deutsche Mission scheint ungefähr auf dem dogmatischen Nullpunkt angekommen zu sein); eine unausbleibliche

Folge dieser wachsenden Haltlosigkeit ist der unaufhaltsame Rückgang des kirchlichen Lebens und Sakramentenempfangs. Speziell der christliche Jung-Männer-Verein hat durch seine politisch-revolutionären Strömungen auch bei der Regierung den Protestantismus aufs schwerste kompromittiert. Skeptizismus und Atheismus ist bei vielen, die an den bestehenden Religionssystemen verzweifeln, wenn nicht zum offenen Bekenntnis, so doch zur stillen Voraussetzung geworden. Darum hascht das gebildete Japan prinzipien- und ruhelos immer nach dem Neuesten, was ihm die abendländische Tagesphilosophie bringt: Schopenhauer, Hartmann, Comte, Spencer, Nietzsche sind jetzt abgelöst durch die relativistisch-eklektizistischen Theorien des Deutschen Eucken und des Franzosen Bergson.

Daß die einheimischen heidnischen Religionen einem ähnlichen Schicksal verfallen und dem modernen Geist sich nicht gewachsen zeigen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Noch immer zwar üben sie eine unbezwingliche Macht auf die in ihren alten Traditionen befangenen Massen aus, die zum Teil noch mit aufrichtiger Frömmigkeit zu ihren Göttern beten und zu ihren Tempeln pilgern. Viele buddhistische Bonzen suchen durch sozial-caritative Arbeit und Herübernahme christlicher Bestandteile dem Ruin möglichst zu steuern; den Schintoismus will die Staatskrücke künstlich (besonders durch die Schule) am Leben erhalten, weil die Staatsmänner ihn innigst mit der Kaiserverehrung verkettet glauben und seine Extravaganzen nur für eine künstlerisch-poetische Ausprägung der nationalen Eigenart halten. Aber das alles kann nicht hindern, daß Buddhismus, Schintoismus und Konfuzianismus, ohnehin jeder dogmatischen und eigentlich religiösen Grundlage bar, mehr und mehr ihre Adepten unter den denkenden Geistern Japans verlieren, soweit sie nicht selbst einem ihr Wesen zerstörenden Modernismus zur Beute werden.

Wer wird ihre Erbschaft antreten? Welches wird die

Religion der Zukunft für Tokio und Japan sein? Zweifelsohne der Unglaube oder höchstens der liberale Protestantismus, wenn seinen zahllosen Werbekräften nicht ebenbürtige katholische an die Seite gestellt werden. Das katholische Christentum, ich hoffe es zuversichtlich, falls wir es nur in die Lage versetzen, seine innere Überlegenheit durch entsprechende äußere Mittel zu ergänzen und zur Geltung zu bringen. Die Entscheidung hängt also nächst der göttlichen Gnade in letztem Betracht an uns!

XV.

(Die Missionen im übrigen Japan).

Nagasaki, 12. März 1914.

Zum zweiten Male, zuerst per Bahn und nun per Schiff, bin ich hierher auf diesen missionshistorisch heiligen Boden geeilt. Geheiligt ist er zunächst durch die Missionspredigt des großen Japanapostels Franziskus Xaverius: wenn er auch die Stadt Nagasaki selbst wohl nie betreten hat, so ist doch ihre Diözese der erste Schauplatz seiner japanischen Tätigkeit gewesen; von Kagoschima in der Landschaft Satsuma, wo jetzt eine Kapelle ihm zu Ehren steht, wanderte der unermüdliche Pionier des Christentums unter den härtesten Entsagungen und mit unbeugsamer Energie über die nahen Reiche von Bungo und Firando nach Yamaguchi auf der großen Insel Hondo und schließlich bis Miaco, dem alten Sitze des Mikado und der Schogune (das jetzige Kioto). Geheiligt ist weiter Nagasaki durch das Wirken der nachfolgenden Jesuitenmissionare, die in der eigentlich erst durch den Handel mit den Portugiesen emporgekommenen Hafenstadt von ihrem Besitzer, dem christlichen Daimyo (Lehensfürst) von Omura, bedeutende Besitzungen erhielten und sie zum Zentrum der bald viele

Hunderttausende zählenden japanischen Christenheit machten. Geheiligt endlich ist diese Stätte durch das Martyrerblut zahlloser Christen, die hier scharenweise teils zu Tode gemartert, teils ins Meer geworfen wurden, in den Fußstapfen der 26 kanonisierten, oberhalb der einen Stadtkirche gekreuzigten ersten Blutzeugen Japans. Ja die ganze Stadt glich einem einzigen Henkerplatz, da sie vordem fast nur von Christen bewohnt war, welche durch die an ihre Stelle tretenden Heiden teils getötet, teils verdrängt wurden. Blutige Gesetze wachten fortan über die Ausrottung des christlichen Kultes; über je fünf Häuser einer Straße wurde ein Haupt gesetzt, das dafür haften mußte, daß keine Christen sich in seinem Revier aufhielten; auch wer Christen beherbergte oder nicht angab, büßte es mit seinem Kopfe. Die wenigen Anhänger des Kreuzes, die dem allgemeinen Blutbade entgingen, mußten sich in die einsamsten Schlupfwinkel und Inseln verkriechen, ständig der Gefahr ausgesetzt, von ihren heidnischen Mitbürgern denunziert und vor das Scharfgericht geschleppt zu werden. Trotzdem erhielten sie sich zu mehreren Tausenden verborgen und unbekannt, ohne Priester und ohne Sakramente außer der Taufe, sich gegenseitig stärkend und belehrend, über zwei volle Jahrhunderte hindurch, ein einzigartiges Beispiel christlicher Standhaftigkeit in der Missionsgeschichte, an sich schon ein herrlicher Beweis, daß Japan fähig und berufen ist, das Christentum in sich aufzunehmen und unerschütterlich festzuhalten.

Ich durfte es mir darum nicht versagen, dem benachbarten Christendorf Urakami, in dem noch 7000 von diesem starken Bekennergeschlecht beisammenwohnen, wenigstens einen flüchtigen Besuch abzustatten. Von hier aus wurde am 17. März 1865 an den ahnungslosen P. Petitjean in Nagasaki jene Abordnung von 15 Männern geschickt, welche ihm in rührender Einfalt versicherten, daß fast alle Bewohner Urakamis das gleiche Herz wie er hätten, und ihn nach den drei von den Vätern

überlieferten Erkennungszeichen (Rom, Maria, Cölibat) befragten, eine Szene, die an ergreifenden Zügen kaum ihresgleichen findet. Noch 1870 wurden diese gleichsam wieder ausgegrabenen Katakombenchristen wegen ihres Bekenntnisses deportiert und nach den verschiedensten Provinzen des Reiches zerstreut, bis das Toleranzgesetz von 1873 sie amnestierte und in ihre armen Hütten zurückrief. Noch zeigte man mir den Baum, an dem die verfolgten Christen gegeißelt wurden, und das Prätorium, in welchem der Richter sie verhörte. Ein kindlich fester, lebendiger Glaube, ein vorzüglicher Geist und eine tiefe Frömmigkeit herrscht auch jetzt noch in der durch das Feuer der Trübsal gegangenen Gemeinde, die der Kirche Japans die meisten Priester und Ordensleute liefert. Fast in jeder Familie wird das Morgen- und Abendgebet, oft auch der Rosenkranz gemeinsam verrichtet; die beiden Sodalitäten der Jünglinge und Jungfrauen zählen Hunderte von Mitgliedern. Männer und Frauen legen selbst Hand ans Werk beim Bau des schönen Gotteshauses, das sich in ihrer Mitte erhebt, und sie sparen sich den letzten Pfennig vom Munde ab, um zu den Kosten beizusteuern. Trotzdem geht das schon seit 1894 begonnene Unternehmen wegen Mangels an Mitteln äußerst langsam voran, seit einem halben Jahre arbeitet es vollends ohne Geld und mit Schulden. Es sollte eine Ehrensache für das katholische Europa sein, die noch fehlende geringe Summe rasch zusammenzubringen und dadurch die Einweihung U. L. Frau von Japan am 50jährigen Jubiläum der Christenentdeckung (17. März 1915) zu ermöglichen. Gerne und dankbar nimmt der Pfarrer P. Raguet, ein apostolischer Mann, der neben seiner aufreibenden praktischen Pastoration (jeden Sonntag gibt er z. B. hundert Katechisten Spezialunterricht) noch Zeit findet, eine Reihe wissenschaftlich wertvoller Werke (französisch-japanisches Wörterbuch, Übersetzung des Neuen Testaments, Erklärung des Katechismus usw.) zu veröffentlichen, alle Gaben entgegen.

In Nagasaki selbst, der Residenz des ehrwürdigen Bischofs Combaz, begegnet die Heidenbekehrung großen Hindernissen, weil ihr die meisten Stadtbewohner als Abkömmlinge von Christenverfolgern oder Renegaten fanatischen Widerstand entgegensetzen. In den beiden von japanischen Priestern geleiteten Pfarreien (mit 1200 Christen) werden allmonatlich zwei gut besuchte Religionskonferenzen gehalten; der Pfarrer der Kathedrale, P. Urakawa, hat sehr nützliche Erbauungsbücher verfaßt (Tag des Christen, Besuche des hl. Sakramentes, Betrachtung über die sieben Schmerzen usw.). Das Seminar (38 Zöglinge) bildet die unter den alten Christen verhältnismäßig zahlreichen Priesterberufe aus und bereitet einen tüchtigen einheimischen Klerus vor, der im allgemeinen die öfters an ihn herantretenden Lockungen zur Auflehnung von sich weist. In Urakami besitzen die Marianisten eine blühende „apostolische Schule" (mit 4 Novizen und 42 Schülern) zur Heranziehung eingeborener Lehrbrüder. Ihr Kolleg „Meeresstern" in Nagasaki (130 Schüler im Lyzeum, 30 in der Handelsschule) ist infolge der Lebensverteuerung etwas zurückgegangen, leistet aber der katholischen Sache auch hier unersetzliche Dienste und wirkt zugleich durch religiöse Unterweisung auf die Schüler ein. Für die japanische Frauenwelt halten parallel dazu die Schwestern vom hl. Jesuskind (von Chauffailles) eine gut besuchte Schule mit Pensionat, ein Waisen- und Arbeitshaus sowie ein im letzten Jahre von 535 Frauen benütztes Katechumenat.

Im ganzen umfaßt die Diözese Nagasaki auf Kiuschiu und den umgebenden Inseln 48 Distriktposten und 36 Nebenstationen, 154 Gemeinden, 72 Kirchen oder Kapellen und 48 Oratorien, mit einer Gesamtbevölkerung von 50 040 Christen unter mehr als 8 Millionen Heiden. Das Personal setzt sich zusammen aus 33 europäischen Missionaren vom Pariser Seminar, 27 einheimischen Diözesanpriestern, 80 teils europäischen teils japanischen Ordensleuten (26 Marianisten, 23 Schwestern

vom Kinde Jesu, 23 Franziskanerinnen Mariens, 8 Paulschwestern von Chartres), 196 eingeborenen Jungfrauen (in 11 Kommunitäten) und 494 Katechisten bezw. Katechistinnen. Letztere zerfallen in solche, die den Unterricht unter den Altchristen besorgen (421), und solche, die zum Zwecke der Bekehrung die Heiden aufsuchen (53); dazu ambulante Täuferinnen (20). Für die heutigen Erfordernisse ist die Bildungsstufe dieser einheimischen Gehilfen im allgemeinen nicht ausreichend, weshalb P. Pélu auf den Gotoinseln eine Katechistenschule (17 Schüler) eingerichtet hat. Die Missionsfrucht des vorigen Jahres beträgt 2958 Taufen, wovon aber 1710 von Christenkindern, 758 von Heidenkindern und 197 von Erwachsenen in Todesgefahr, also nur 290 von sonstigen Erwachsenen. Die Zahl der Jahresbeichten betrug 30 544, der Andachtsbeichten 83 002, der Osterkommunionen 29 214, der Andachtskommunionen 218 618, der Firmungen 3812, der letzten Ölungen 465, der Trauungen 413.

Weitaus die meisten Katholiken rekrutieren sich immer noch aus den alten Gemeinden. Außer Urakami sind es zunächst unmittelbar bei Nagasaki die Distrikte Iwojima (3935), Schittseu (1819) und Kurosaki (1720); doch zwingt die steigende Lebensverteuerung und Steuerpflicht viele dieser Christen zur Auswanderung und damit zu einer bedenklichen Vermischung mit den Heiden. Auf der Insel Hirado, wo zu der einheimischen Jungfrauengenossenschaft der Liebhaberinnen des Kreuzes eine neue Katechistenschule treten soll, wohnen 7000 Christen auf 17 Gemeinden verteilt. Die Nachbarinsel Kuroschima ist fast ganz katholisch, und von da aus haben sich die Christen auch nach dem gegenüberliegenden Festlandhafen Sasebo ausgebreitet (je 2000). Noch zahlreicher sind die Christenabkömmlinge, die sich auf den abgelegenen Gotoinseln zusammendrängen (14 487). Dazu kommen die „Christenheiten" der Insel Amakusa (1000) und von Imamura (2000).

Diese Altchristen, in der Regel arme Bauern oder Fischer,

sind infolge ihrer jahrhundertelangen Absonderung kulturell noch wenig fortgeschritten, aber in sittlich-religiöser Hinsicht immer noch sehr eifrig und beharrlich. Wenn es gilt, eine Kirche mit Pfarrhaus zu bauen, sind alle gern bei der Hand, um Zeit und Geld für das Werk zu opfern; auch an der Ausbreitung des Christentums unter ihren heidnischen Mitbürgern suchen sie nach Kräften mitzuwirken, obschon die Bekehrungsresultate sehr gering sind. In der alten patriarchalischen Weise werden sie auch heute noch von einheimischen Vorstehern geleitet; jede Gemeinde besitzt ihren Katechisten zur Abhaltung der sonntäglichen Christenlehre, zur Leitung der Gebete und zur Vorbereitung auf die Jahresbeichte. Wegen dieser Gemeindevorsteher (Täufer), die auf ihre Unabhängigkeit nicht verzichten wollten, sind bis jetzt von den alten Christen gegen 50 000 als schismatische „Séparés" außerhalb der Kirche geblieben; in Taufe, Heirat und Begräbnis haben sie sich manches Christliche bewahrt, doch vermischen sie es immer mehr mit heidnischen Elementen und verlieren sich so allmählich unter dem Heidentum, ohne den Weg zur Mutterkirche zurückzufinden.

Zu diesen alten Christenbeständen fügte die mit Hilfe der Katechisten wieder aufgenommene Evangelisationsarbeit neue hinzu. Besonders auf den Oschima-Inseln nahm die Heidenmission seit 1892 trotz des Widerstandes der Bonzen einen so erfreulichen Fortgang, daß sie jetzt 3500 Katholiken beherbergen. Auch hier ist gegenwärtig ein relativer Stillgang eingetreten (86 Jahrestaufen von Erwachsenen), ähnlich auf dem gegenüberliegenden Kontinent in Kagoschima und Sendai, wo P. Cavaignac durch Vereine, Sonntagsschulen und Konferenzen das Christentum hochzuhalten sucht. Etwas schneller schreitet es in dem 1889 von P. Corre gegründeten Bezirk Higo voran (635 Christen, 174 Jahrestaufen von Erwachsenen), dank vor allem den zahlreichen christlichen Liebeswerken, die das frühere Mißtrauen in Achtung und Liebe für die christliche Religion

umgewandelt haben, auch von der Regierung sehr geschätzt und sogar subventioniert werden. Die Schwestern vom Kinde Jesu haben in Kumamoto eine höhere Schule mit Pensionat, ein Spital (22 Kranke), eine Apotheke (6600 Behandlungen im Jahre), ein Waisen- und Arbeitshaus und ein Katechumenat (535 Besucher); die Schwestern vom hl. Paul in Jatsuhiro eine Schule (90 Kinder), ein Spital (23 Kranke und 45 Aussätzige), eine Apotheke (12 000 Behandlungen), ein Waisenhaus (52 Kinder) und ein Katechumenat (450 Besucher); die Franziskanerinnen-Missionarinnen in Biwazaki ein Aussätzigenheim (44 Kranke), ein Hospital (5600 Behandlungen, 576 Armenbesuche), ein Waisenhaus (23 Kinder), ein Katechumenat (318 Besucher) und eine Apotheke (292 Krankenbehandlungen und 117 Hausbesuche); in Kurume endlich ein Krankenhaus (24 Kranke) und eine Apotheke (10 000 Behandlungen). Außerdem besitzt die Mission selbst ein Katechumenat (2123 Besucher 1913), 6 Waisenhäuser (135 Kinder), 2 Kleinkinderschulen (155), 2 Farmen (43 Angestellte) und eine Apotheke oder Dispensaire (1200 Verpflegungen). Gewiß sehr ansehnliche Leistungen in Anbetracht der empfindlichen Mittellosigkeit, unter welcher die von Wohltätern fast entblößte Diözese leidet.

Nicht minder beschwerlich ist das Missionswerk in der zwischen Nagasaki und Tokio auf der größten Insel Hondo gelegenen Diözese Osaka, besonders in den Großstädten Osaka, Kobe und Kioto. Japan, war das einstimmige Urteil der dortigen Missionare, auch des interessanten Bischofs Chatron, will zur Stunde vom Christentum nichts wissen, die Professoren und Lehrer schmähen es, der Übertritt zu ihm gilt als Verrat am Vaterlande, zur Bekehrung fehlt die Gnade wie der gute Wille, nur mühsam und vereinzelt läßt sich durch die Propaganda der Christen selbst und die Mitarbeit der Katechisten etwas erreichen. Kein Wunder, wenn das Bistum erst 4000

Katholiken umschließt, die meist nach und nach dem Heidentum abgerungen werden mußten, dafür aber um so fester im Glauben, um so eifriger im Empfang der Sakramente sind. Einen guten Eindruck auf Regierung und Presse machten namentlich die Hilfeleistungen des vom Bischof beim großen Brand von Osaka im Jahre 1909 gebildeten katholischen Komitees; in der Hauptpfarrei führen auch jetzt noch die Krankenunterstützungen des christlichen Frauenvereins und die in die Spitäler gehenden Katechistinnen dem Evangelium manche Heiden zu. Einzelne Patres versuchen mehr oder weniger erfinderisch spezielle Missionsmittel: der eine (Charron in Himeji) hält in jeder Familie eine wöchentliche Versammlung ab, um die Christen zur Arbeit und Unterhaltung anzuregen; der andere (Marie in Hiroschima) läßt sich gruppenweise besuchen und leitet ein Arbeitskränzchen christlicher und heidnischer Damen für die Armen; P. Puissant in Kischiwada lädt die Kinder nach der Schule zu sich ein und erklärt ihnen die religiösen Wahrheiten und Gebete; P. Cettour in Yamaguchi (das christliche Zentrum im 16. Jahrhundert) hält allmonatlich den Lehrerseminaristen einen Vortrag über die christlichen Moral- und Erziehungsgrundsätze; ähnlich wurden die Missionare von den Fabrikanten in Tamaschima zu periodischen Vorträgen für ihre Arbeiter eingeladen; wieder andere suchen durch öffentliche Konferenzen und Theatervorstellungen in eigenen Konferenzsälen die Heiden anzulocken. Großen Segen verbreiten in Osaka die beiden höheren Schulen, eine Handelsschule (600 Schüler) unter den Marianisten und eine Mädchenschule (200) unter den Schwestern vom hl. Jesukind. Der lehrplanmäßige Religionsunterricht ist ihnen zwar durch die Staatsvorschriften verwehrt; aber teils im Moral- und Geschichtsunterricht, teils außerhalb der Schule, durch Katechismus und Sonntagsgottesdienst, selbst durch Exerzitien wissen die Marianisten ihre Schüler religiös zu beeinflussen und haben schon bemerkenswerte Konversionen

erzielt, während bei den Schwestern die Schülerinnen von ihren Eltern streng überwacht und Sonntags zurückgehalten werden. Wie in Osaka, so haben die Schwestern vom Kinde Jesu auch in Kobe Schule, Asyl, Waisen- und Arbeitshaus errichtet, neben ihnen die Damen vom hl. Herzen ein feineres Pensionat gegründet. Die vom Kindheit-Jesu-Verein unterhaltenen Kinder werden nach ihrem Scheiden in die Lehre gegeben oder in verschiedenen Gewerben angestellt. Zur Wacherhaltung der Frömmigkeit und Kenntnis unter den Gläubigen dienen die kirchlichen Anzeiger (Bulletins paroissiaux) und die in der Missionsdruckerei zu Osaka in großer Zahl erscheinenden Werke von P. Charron, Bousquet, Najata usw. Um die Missionare über die Neuerscheinungen auf dem Laufenden zu erhalten und zur schriftstellerischen Arbeit anzuregen, gibt die Druckerei seit September ein vierteljährliches Organ (Petit Messager de la Presse) heraus.

Die vierte Diözese Hakodate, die ich leider nicht mehr besuchen konnte, umfaßte ursprünglich den ganzen Norden Japans, d. h. den nördlichen Teil der Hauptinsel Hondo (Nippon) und die Nordinsel Hokkaido (Jeso). Die Diözesanen (gegen 5000) zeichnen sich ebenso durch christliche Tugenden wie durch Proselytensinn aus (besonders in Sapporo). Auch hier suchen die nur von wenigen Katechisten unterstützten Missionare durch allerhand Mittel die heidnische Bevölkerung mit den christlichen Ideen bekannt zu machen, die einen (z. B. in Morioka und Hirosaki) durch Anziehung der Kinder vermittels Sonntagsschule oder Spiel, die anderen (z. B. in Akita und Mororan) durch Verkauf und Erklärung religiöser Schriften. Nachdem bis vor kurzem der Protestantismus das Feld fast allein behauptet hatte, hat jetzt Bischof Berlioz namhafte Fortschritte zu verzeichnen: die Gründung neuer Stationen, den Bau mehrerer Kapellen, die Errichtung eines modern ausgestatteten, seine eigenen Kosten deckenden katholischen Spitals in

Sapporo, das unter den Franziskanerinnen Mariens sich rasch das allgemeine Vertrauen erworben und schon viele Taufen bewirkt hat, den Wiederaufbau des niedergebrannten Dispensaires der Paulusschwestern von Chartres in Hakodate, die Erweiterung der von den gleichen Nonnen geleiteten Schulen in Sendai und Morioka.

Diese Erfolge sind zum großen Teil dem Umstande zu verdanken, daß der von Mangel an Kräften bedrängte Bischof in anerkennenswerter Weitherzigkeit andere Gesellschaften zu Hilfe gerufen hat und deshalb seine eigenen Leute besser konzentrieren konnte. Zunächst veranlaßte er 1896 die französischen Trappisten zur Gründung eines Klosters U. L. Frau von Pharus, das als weithin sichtbarer Leuchtturm christlicher Tugend und Arbeit inmitten heidnischen Irrwahns die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht und auch für die Landwirtschaft vorbildlich wirkt. Die an das Kloster sich anschließende Christengemeinde gibt ihrerseits ein leuchtendes Beispiel eifrigen Gebetsgeistes und Sakramentenempfangs. Neben den Trappisten siedelten sich die Trappistinnen oder Cisterzienserinnen im Kloster U. L. Frau von den Engeln an, um ebenfalls durch ihre Entsagung und Arbeitsamkeit der Umwelt als bewundertes Vorbild zu dienen. Beide Konvente haben bereits mit Erfolg auch japanische Elemente in ihren Kreis aufgenommen.

Einige Jahre später (1903) besetzten die Franziskaner, meist Deutsche aus der thüringischen Provinz (Fulda), die Stationen Sapporo, Kameda und Mororan auf Hokkaido. Unterstützt von den Franziskanerinnen-Missionarinnen Mariens, dehnen sie ihre segensreiche Tätigkeit langsam weiter aus. Wie mir ihr Guardian P. Kinold in Tokio mitteilte, haben sie bis jetzt 169 Christen bekehrt, nachdem sie bloß mit 2 bis 3 Katechumenen angefangen hatten. Auch das Gebiet der im Aussterben begriffenen Ainos, der japanischen Urbevölkerung, und die weiter nördlich liegende Insel Sachalin ist be-

reits von den deutschen Söhnen des hl. Franziskus in Angriff genommen. Voraussichtlich werden sie bald zur Aufrichtung einer eigenen Präfektur schreiten, doch fehlen ihnen noch Schulen und sonstige Anstalten.

Was für die deutschen Franziskaner noch zu erwarten steht, ist für die rasch emporblühende Steyler Mission schon am 13. August 1912 eingetreten: ihre Abzweigung als selbständige apostolische Präfektur. Diese neue deutsche Mission, die würdig den übrigen der gleichen Gesellschaft vom göttlichen Worte an die Seite tritt, unter dem tüchtigen Präfekten P. Reiners (ehemaliger Weltpriester der Erzdiözese Köln), erstreckt sich über die Provinzen Akita, Yamagata, Njigata, Toyama, Ischikawa und Fukui im Nordwesten der Insel Hondo (45 473 Quadratkilometer, soviel wie Rheinland und Westfalen zusammen). Den 6 Millionen Heiden stehen erst 359 Katholiken, den 12 321 buddhistischen und 18 462 chinesischen Tempeln bloß 2 Kirchen, 3 Kapellen und 4 Oratorien, den 7597 buddhistischen Bonzen und den 1922 Schintopriestern bloß 14 katholische Missionare, den 62 protestantischen und 6 russisch-schismatischen Missionsstationen bloß 8 katholische gegenüber. Ferner unterhält die Mission, unterstützt von 11 Steyler Schwestern (Dienerinnen des hl. Geistes), eine Handarbeitsschule mit 23 Mädchen, ein Mädchenalumnat mit 5 Kindern, ein Waisenhaus mit 16 Kindern, in der Residenz Kanasawa außerdem ein Studentenheim mit 11 Zöglingen, in Takata unter P. Friese eine von Offizieren und Studenten sehr geschätzte Sprachschule (deutsch, französisch und englisch) mit 12 Teilnehmern. Um geeignete einheimische Hilfskräfte heranzubilden, plant der apostolische Präfekt ein besonderes Katechistenseminar; vorläufig verfügt er nur über 6 Katechisten und über keinen einzigen japanischen Priester, obschon er sich deshalb schon mehrfach mit Msgr. Combaz von Nagasaki in Verbindung gesetzt hat. Die Zahl der Katechumenen ist 28, der Jahrestaufen 72 (darunter 29 von Er-

wachsenen), der jährlichen Beichten 2665 (davon Jahresbeichten 209), der Kommunionen 8693 (davon Osterkommunionen 208), der letzten Ölungen 6 und der christlichen Ehen 5. Der Anfang ist also noch recht bescheiden und klein die Herde, aber mit der regen Hilfe der deutschen Katholiken kann sich ihr eine hoffnungsvolle Zukunft auftun.

Schon 1904 war von der Diözese Osaka die im Süden gelegene Insel Schikoku abgetrennt und als apostolische Präfektur den spanischen Dominikanern anvertraut worden. Von der Christengemeinde in Kochi aus zogen die Söhne des hl. Dominikus ihre Kreise immer weiter, ohne freilich die Präponderanz der protestantischen und russischen Mission brechen zu können. In Kochi riefen sie außer einer Knaben- und Mädchenschule einen religiösen Fortbildungsverein ins Leben, dessen Sonntagsversammlungen von Heiden wie Christen besucht werden. Wie sehr die aufopfernde Tätigkeit der katholischen Glaubensboten auch staatlicherseits bekannt und gewürdigt ist, ergibt sich daraus, daß sie vom Direktor des Aussätzigenasyls bei Takamatsu eingeladen wurden, seinen 160 Kranken Katechismusunterricht und religiöse Vorträge zu halten.

Spanische Dominikaner versehen ebenso (seit 1859) das 1895 mit Japan vereinigte, meist von Chinesen bewohnte Taiwan, die bekannte Insel Formosa. Unter großen Entbehrungen und Schwierigkeiten, von der japanischen Regierung argwöhnisch überwacht und mannigfach behindert, breiten sie das Evangelium aus und befestigen sie ihre 3000 Anhänger im Christentum, besonders durch möglichst feierlichen Gottesdienst nach spanischer Sitte. Die chinesischen Katholiken bekunden vielfach religiösen Eifer und namentlich gegenseitige Mildtätigkeit. In der Hauptstadt Taipah wie in der alten Metropole Tainan besteht auch für die japanische Christenkolonie eine eigene Kirche, in Löschutscheng eine Katechistenschule. Trotzdem liegt das katholische Schulwesen sehr dar-

nieder; dringend täte insbesondere eine höhere Schule in Tainan und eine Erweiterung der seit einigen Jahren eifrig betriebenen literarischen Tätigkeit not, um der erdrückenden Übermacht des Protestantismus wenigstens einigermaßen die Stange zu halten. Schon darum ist es tief zu bedauern, daß die von ihrer spanischen Heimat fast verlassenen Dominikaner ihren deutschen Ordensbrüdern nicht diese wichtige Insel abgetreten, sondern sie mit einer Ecke von Fokien abgefunden haben.

Schließen wir unsern Japanbericht mit den goldenen Worten, in welche der „Petit Messager de la Presse" im 2. Heft sein Programm gekleidet hat: „Das Wesentliche für uns ist, nie aus den Augen zu verlieren jene Kapitalwahrheit, deren Mißachtung eine der Hauptursachen der Entmutigung ist: daß unser wahres Ziel in Japan besonders darin besteht, die Zukunft vorzubereiten, die uns unbekannt ist, aber in den Händen Gottes liegt; zu arbeiten an der allmählichen Umgestaltung der japanischen Gedankenwelt, sie zur Annahme der ewigen Wahrheiten geneigt zu machen, wenn die von Gott bestimmte Stunde schlagen wird. Wann wird sie schlagen? Wird sie überhaupt schlagen? Was liegt uns daran? Wir haben über den Plan der unendlichen Weisheit nicht zu urteilen. Unsere Aufgabe ist es, zu säen. Säen wir also ein jeder nach seinen Kräften, die einen durch Schreiben, die anderen durch Verbreitung des Geschriebenen!"

XVI.

(Schlußfolgerungen für die Heimat.)

Münster i. W., 6. April 1914.

Endlich, nach acht Monaten ruheloſen Wanderns durch aller Herren Länder, nach unzähligen Erlebnissen und Ein-

drücken verschiedenster Art, zuletzt noch nach einer im ganzen recht angenehmen zehntägigen Eisenbahnfahrt über Sibirien und Rußland, St. Petersburg und Berlin, bin ich in der heißersehnten Heimat wieder angekommen, beladen mit den wertvollsten Forschungsergebnissen und Entschlüssen. Nun gilt es, noch einmal die Resultate zusammenzufassen und daraus die praktischen Konsequenzen zu ziehen, nicht bloß für mich, sondern auch für die heimischen Unternehmungen und Bestrebungen, die meiner Studienreise als Basis und Ausgangspunkt gedient haben, in weiterem Sinne für das ganze katholische Deutschland, für Kirche und Vaterland. Denn mag man diese Ausdehnung unseres Zieles auch als Überspannung und Überhebung deuten, wie es einige Nörgler hinsichtlich meines ersten Reiseberichts versucht haben, es bleibt doch wahr, daß unser Arbeitsfeld, das nächste Objekt unseres Missionsapostolats nicht die auswärtige Mission selbst, sondern ihre Träger und ihre Wurzel in der Heimat ist.

Einen harmonischen Abschluß fand meine Expedition nach ihrer praktischen Seite hin, auf die es mir hier vor allem ankommt, in der Missionsschulkonferenz vom 16. bis 18. März in Schanghai. Auf der einen Seite war es die Schlußversammlung der drei vorausgegangenen, durch ihre Präsidenten und Sekretäre vertretenen Teilkonferenzen von Hongkong, Hankau und Tsinanfu, auf der anderen die erste konstitutive Beratung des chinesischen Missionsschulkomitees. Für die Vergangenheit wurden die Beschlüsse der lokalen Fragmente zu einem einheitlichen Ganzen verbunden und festgestellt, daß in den Hauptfragen Süden, Zentrum und Norden der katholischen Chinamission aufs schönste übereinstimmen; für die Zukunft aus den Vertretern der einzelnen Missionsgesellschaften ein Aktionsausschuß gebildet, um die chinesischen Schul- und Preßprojekte weiter zu studieren und vorzubereiten, vor allem auch um den Kontakt zwischen dem heimatlichen (europäischen)

Unternehmen und dem chinesischen Episkopat herzustellen und zu erhalten. In diesen vier Konferenzen liegt somit eine Fülle von Anregungen und Winken seitens der offiziellen Repräsentanten der gottbestellten Missionshierarchie für die heimatliche Missionsbetätigung zugunsten jenes Vierhundertmillionenvolkes, das zur Stunde wegen seiner eigenartigen psychologischen Verfassung das erste Anrecht auf unser Missionsinteresse hat.

Eine unstreitige Bedeutung dieser Vikariatskonferenzen dürfen wir schon darin erblicken, daß sie mit aller Energie die Notwendigkeit wie die Möglichkeit katholischer Schul- und Preßunternehmungen in China ausgesprochen und den heimatlichen Missionsfreunden wie den chinesischen Missionsorganen den Weg gezeigt haben, wie dieses Ziel erreicht werden kann und muß. Nach eingehender Diskussion und sorgfältiger Beratung wurden die Grundlinien festgelegt, welche in bezug auf Zahl und Grad der Bildungsanstalten, Elementar-, Mittel- und Hochschulen, Lehrpersonal und Schüler, Lehrplan und Materien, Ausgaben und Einnahmen, Gegenstand und Organisation der literarischen Tätigkeit gelten. Um uns nicht in die Einzelheiten dieses weitverzweigten Programms zu verlieren, wollen wir nur die Hauptpunkte herausheben, welche für unsere heimatliche Missionsarbeit und Missionsorganisation, insbesondere für die Missionsschulkommission, in deren Namen ich die Konferenzen einberufen habe, maßgebend sind.

Als erstrebenswertes und erreichbares Ziel wurde die Errichtung von niederen Primärschulen wenigstens in allen Missionsresidenzen (Hauptstationen), von höheren in allen Distrikten (Sektionen), von Sekundärschulen in jedem Vikariat, endlich von vollwertigen Universitäten für ganz China, außerdem von katholischen Studentenheimen (Hotels) an den Staatsschulen erklärt; literarisch ergab sich als Notwendigkeit die Schaffung von schriftstellerischen Zentren und Organisationen, welche die Ergänzung der bisherigen Lücken (apologetische Lite-

ratur, Schulbücher, Jahrbuch, Zeitschriften und Zeitungen) in die Hand nehmen sollten. Gegenüber all diesen Postulaten, besonders auch gegenüber den protestantischen Leistungen und Aufwendungen wurde unumwunden zugegeben, daß das tatsächlich Bestehende auf dem Schul- wie auf dem Preßgebiet nicht entfernt den wahren Bedürfnissen entspricht, daß die meisten niederen Schulen bloß Katechismus-, die meisten höheren bloß Sprachschulen, Universitäten überhaupt nirgends vorhanden seien, auch jede systematische einheitliche Regelung und Pflege der Missionsliteratur fehle. Als unvermeidliche Folge davon erschien die Tatsache, daß die katholische Religion in China sich fast ausschließlich aus den unteren Schichten rekrutieren muß, auf die höheren, gebildeten Stände dagegen nur sehr geringen Einfluß ausüben kann.

Die Hauptursache dieser höchst beklagenswerten Erscheinung erkannte man darin, daß es der katholischen Mission im Unterschied zur protestantischen am nötigen Personal und Geld für die Schul- und Preßunternehmungen fehlt. Die vorhandenen Mittel und Kräfte reichen kaum zur eigentlichen Missionsarbeit, geschweige denn zu diesen mehr indirekten Missionswerken aus; andererseits wäre es ein Frevel an der Hauptaufgabe der Evangelisation, wenn man ihr das Wenige, worüber sie verfügt, noch zugunsten von Schule und Presse entziehen oder beschränken wollte. Es bleibt also nichts anderes übrig, dies war die gemeinsame Folgerung, die sämtlichen Teilnehmern einleuchtete, als für die Missionsschulen (wenigstens die höheren) und soweit möglich auch für die Missionsliteratur eigene Mittel und Kräfte zu schaffen. Und weil dieselben in China allein nicht aufzubringen sind, müssen sie in der Hauptsache aus der christlichen Welt kommen.

Zur finanziellen Ermöglichung der weittragenden Projekte, wenn sie auf der ganzen Linie durchgeführt werden sollen, sind selbstverständlich Millionen nötig, immerhin

aber noch längst nicht so viel, als protestantischerseits gebraucht wird. Die Mission wird sich dabei möglichster Sparsamkeit befleißigen und erhebliche Zuschüsse aus China selbst herauszuholen suchen (Schulgeld, Regierungsunterstützungen, Beisteuern von Christen und Heiden). Der Grundstock der Summe muß aber in Europa und Amerika gesucht werden. Und weil die bisherigen Organisationen diese Gelder nicht aufbringen bezw. die ihrigen zu diesem Zwecke nicht verwenden können, ist eine spezielle Organisation ins Leben zu rufen, die sich planmäßig der Förderung und Unterstützung dieses Sonderzweckes widmet, eine „internationale Liga für die höheren Kulturbestrebungen der katholischen Mission in Ostasien", ähnlich wie für den näheren Orient die von Lavigerie gestiftete „Oeuvre des Ecoles d'Orient". Diese Liga soll sich nicht so sehr an das gewöhnliche Volk wenden, das ohnehin viel für das direkte Missionswerk tut und für die Kulturmission doch wenig Verständnis hat, als an die begüterten Klassen, die eine solche kulturelle Tätigkeit besser zu würdigen wissen und bisher der Mission vielfach teilnahmslos gegenüberstanden. Wenn die reicheren Katholiken aller Nationen zusammenstehen und auch nur proportionell zu den Protestanten ihre Gaben spenden, dann kann ohne allzu große Schwierigkeit das verwirklicht werden, was eine Einzelnation oder gar nur ein Einzelner niemals erreichen könnte. Die Vorbereitung und Gründung einer solchen Liga ist eine der wesentlichsten Aufgaben der anläßlich des pädagogischen und eucharistischen Weltkongresses in Wien entstandenen „internationalen Kommission zur Förderung des Missionsschulwesens"; als Vorstufe und Vorläuferin kann besonders die akademische Missionsbewegung dienen, die unter der katholischen Studentenwelt Deutschlands und Österreichs bereits blühende Missionsvereine hervorgerufen hat und sich auch auf die anderen Länder ausdehnen soll.

Ebenso unentbehrlich aber wie die materiellen Mittel ist

für das Zustandekommen guter Schulen in China ein geeignetes Lehrpersonal. Das Fehlen eines solchen, das vergebliche Suchen nach Lehrkräften war noch öfters als die finanzielle Armut der Grund des Scheiterns der schönsten Pläne, wie mir eine Reihe von apostolischen Vikaren schrieb, da die Missionare selbst teils nicht zahlreich genug, teils nicht hinreichend vorgebildet sind, und die bestehenden Schulkongregationen keine neuen Kräfte mehr zu stellen vermögen. Auch hier muß also das christliche Europa einspringen, indem es die erforderlichen Lehrberufe liefert, wenigstens für die höheren Schulen, in denen einheimische Kräfte die europäischen noch nicht ersetzen können. Auch für die Verwirklichung dieses Zweckes wäre ein besonderes Werk entschieden das Ideal, also eine eigene Lehrgesellschaft für Ostasien, speziell für China. Sie hätte den großen Vorteil, daß sie die Übernahme und Besetzung von Missionsschulen im äußersten Osten zu ihrem wesentlichen Programm machen, ihre Mitglieder also sich speziell diesem Erziehungsapostolat widmen und dafür in besonderer Weise geschult werden könnten. Hoffentlich weckt die Vorsehung recht bald die Männer, die energisch und zielbewußt diese großzügige Idee ins Werk setzen. Große Dienste, wurde weiter gesagt, könnten der Kirche wie der Kultur auch katholische Ärzte leisten, wenn sie sich in China niederlassen und der Mission, die sie ihrerseits unterstützen würde, zur Seite stehen wollten, namentlich durch Heranbildung heilkundiger Chinesen. Ebenso wären eigene Schriftstellerberufe der Mission natürlich willkommen. Aber auch zur wissenschaftlichen Ausbildung eines einheimischen Lehrpersonals, auf die unsere Mission ebenfalls hinaussteuern muß, wenn sie sich dauernd einwurzeln will, kann Europa hilfreiche Hand bieten, indem es katholische Chinesen an seine hohen Schulen zieht und daselbst mit allem ausrüstet, was ein künftiger Dozent wissen soll, ein Plan, der schon seit Jahren sowohl hier in Münster für die des Deutschen mächtigen Studenten,

als auch in Löwen für die französisch verstehenden im Gange ist. Schließlich kann unsere akademische Missionsbewegung auch unter den Studenten in China eine katholische Organisation anbahnen, wie sie die protestantische von Amerika aus in der „christlichen Vereinigung junger Männer" geschaffen hat.

Indes darf auch das direkte Apostolat in China keinen, dem die katholische Sache wirklich am Herzen liegt, unberührt lassen; und auch dafür ist die chinesische Mission wenigstens vorläufig, solange der einheimische Klerus noch nicht zahlreich und reif genug ist, wesentlich auf die Mitwirkung und den Zuzug aus Europa angewiesen. Schon die verhältnismäßig große Zahl der Neubekehrten und noch mehr der Taufbewerber (Katechumenen) zeigt deutlich, wie einerseits das chinesische Missionsfeld reif zur Ernte ist und andererseits die Schnitter fehlen, wie günstig mit anderen Worten der Augenblick für die Bekehrung dieses Riesenvolkes wäre, wenn er durch eine hinreichende Schar tüchtiger Glaubensboten ausgenützt werden könnte. Leider ist gerade das katholische Deutschland auf diesem so aussichtsvollen und so hochaktuellen Arbeitsgebiet immer noch recht schwach vertreten, nur durch zwei apostolische Vikariate (Steyler und Franziskaner in Schantung) unter fünfzig, während zum Beispiel Frankreich deren 23, Italien 10, das kleine Belgien 6 und Holland 2 versieht. Hier muß unbedingt Wandel geschaffen werden, wenn die Chinamission von der jetzigen französischen Kirchenkrisis nicht allzu stark in Mitleidenschaft gezogen werden und in der Zahl apostolischer Arbeiter anstatt vorwärts nicht noch rückwärts gehen soll. Zunächst sollten die bestehenden deutschen Missionsgenossenschaften, soweit es noch nicht geschehen ist, ihren Rahmen über die engen Grenzen unserer Kolonien hinaus weiterspannen und ihre anerkannte Tüchtigkeit zugleich in den Dienst der an momentaner Wichtigkeit alle anderen übertreffenden Chinamission stellen, damit ihren Mitgliedern und so den Söhnen unseres

Volkes Gelegenheit geboten wird, ihre bewährte Kraft, ihr Talent und ihren Eifer der Christianisierung des Reiches der Mitte zu weihen. Neben diesen Ordensleuten können aber auch die deutschen Weltpriester in die gelichteten Reihen der Apostel Chinas eintreten; wenn der französische Weltklerus nicht weniger als 11 (in ganz Ostasien 33), der italienische 5 chinesische Missionen besetzen kann, dann sollte der unsrige nicht imstande sein, auch nur ein einziges mit Ehren zu halten? Zweifelsohne würden auf diesem Wege tüchtige Missionsberufe, die bisher dem Heidenapostolat verloren gingen, diesem so dankbaren und der Verstärkung so dringend bedürftigen Arbeitsfeld zugeführt werden, ohne daß die heimatlichen Bedürfnisse dadurch irgendwie geschädigt oder beeinträchtigt würden. Als vorzügliche Brücke und ideelle Unterlage zu diesem Unternehmen, das für die religiöse Zukunft Chinas sicher von der einschneidendsten Bedeutung wäre, könnten die Missionskonferenzen und Missionsvereinigungen des Klerus dienen, die in diesen letzten Jahren in den dafür vorab in Betracht kommenden deutschen Diözesen eingeführt worden sind.

Wenn wir indes wegen der einzigartig günstigen Gegenwartslage Chinas eine gewisse Konzentration der verfügbaren Kräfte und Mittel auf dieses vor einer Entscheidung stehende Missionsfeld befürworten möchten, so soll das nicht im exklusiven Sinne verstanden sein, als ob wir für die übrigen Missionen nichts tun oder ihnen keinen Wert beimessen sollten. Auch anderswo tobt der Kampf zwischen Christentum und Heidentum mit aller Macht und stellt unser christliches Europa vor akute Probleme. Auch in den anderen Ländern Ostasiens, die für dessen Zukunft ebenfalls maßgebend und für das Christentum noch keineswegs verloren sind, besonders in Japan und Indien, tut eine Verstärkung vor allem des Missionspersonals bitter not, wie mich der Augenschein belehrte. Auch dort war bis jetzt das deutsche Element viel zu spärlich vertreten,

und mußte das französische fast die ganze Hitze des Tages tragen; es wäre darum an der Zeit, daß auch in Indien deutsche Missionskräfte in größeren Gruppen die stark zurückgehenden nichtdeutschen ersetzten, und daß auch in Japan deutsche Weltgeistliche neben den mit frischer Kraft eingerückten deutschen Genossenschaften sich niederließen. Auf dem Gebiete der Schule und Presse ist es zwar mit Japan und Indien im ganzen relativ besser bestellt als mit China; aber auch dafür bedarf es in Anbetracht des ausschlaggebenden Charakters dieser Tätigkeitszweige und der teils protestantischen, teils ungläubigen rührigen Gegenpropaganda einer erhöhten Unterstützung durch Mittel und Kräfte. Ja selbst den Missionaren unter den afrikanischen und ozeanischen Naturvölkern wollen wir die Aktualität und die Notwendigkeit vermehrter Mitwirkung um so weniger absprechen, als sie wegen unseres Kolonialbesitzes den deutschen Katholiken doppelt teuer und wichtig sein müssen; denn wenn ich auch in manchen deutschen Südseemissionen einen glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung konstatieren konnte, der dem deutschen Missionseifer eine gewisse finanzielle Entlastung verspricht, so muß doch unsere dortige Position unbedingt durch ein genügend starkes Personal weiter gehalten und gestärkt werden. Das eine tun und das andere nicht lassen, das Vorhandene ausbauen und das Fehlende ergänzen: so muß auch in diesem Falle die Losung für uns alle lauten.

Am sichersten werden wir dies erreichen, wenn wir auf den gegebenen Grundlagen weiterbauend, neben den alten auch die neu geschaffenen Missionsorganisationen nach Möglichkeit auszudehnen und zu benutzen suchen. So kehre ich zu den heimatlichen Unternehmungen zurück, von welchen ich bei Beginn meiner Reise ausgegangen bin. Um unsere Missionskenntnisse zu vertiefen und unseren Bestrebungen ein solides wissenschaftliches Fundament zu verleihen, gilt es zunächst, das internationale Institut für missionswissenschaftliche For-

schungen und die übrigen missionswissenschaftlichen Einrichtungen zur Blüte zu bringen und auf der Höhe zu halten. Vor allem aber die praktischen Missionsbewegungen sind berufen und geeignet, die Realisierung der erwähnten Erfordernisse zu erleichtern: unter der studierenden und gebildeten Welt die akademische Missionsorganisation, der sich nun als jüngstes Glied die Missionsbewegung unter den Gymnasiasten anzureihen scheint; unter dem Klerus die Missionskonferenzen und Missionsvereinigungen der einzelnen Diözesen; endlich die allmählich sich ebenfalls organisierenden Missionsbestrebungen in der katholischen Lehrerschaft und in den kaufmännischen Vereinen. Sorgen wir dafür, daß diese mächtig aufkeimenden Bewegungen sich konsolidieren und auch jene ergreifen, die leider noch abseits stehen! Dann werden sie von selbst zur Bildung der beiden Institutionen führen, die von den chinesischen Missionsschulkonferenzen so sehnlichst herbeigewünscht werden: einerseits eines Missionslehrordens für Ostasien zur Rekrutierung des Lehrpersonals; andererseits einer internationalen Missionsschulliga zur Aufbringung der pekuniären Voraussetzungen. Eine neue Kreuzzugsbewegung zur Befreiung der ostasiatischen Völker von der Fessel des Heidentums sollte sich von Land zu Land fortpflanzen und den gesamten katholischen Erdkreis in einen Schwung versetzen, der unwiderstehlich jene Riesenmassen durch die modernen Kulturmittel unter das sanfte Joch des Kreuzes beugt. Nicht ruhen dürfen wir, bis dieses Ideal erreicht ist, aber wir brauchen dazu vor allem fähige und eifrige Mitarbeiter. Ein so gigantisches Werk kann nur gelingen durch das einmütige Zusammenwirken vieler, von denen jeder seine Persönlichkeit und Leistungskraft so rückhaltlos einsetzt, als ob er allein die ganze Sache zu vertreten hätte.

Namentlich die deutschen Katholiken werden diesen Appell der chinesischen Bischöfe nicht ungehört und unerhört an sich vorbeigehen lassen. Hier haben sie reichliche Gelegenheit,

das bislang an Ostasien Versäumte wirksam nachzuholen. Keine Nation ist gegenwärtig besser in der Lage, in diesen kulturellen Missionsaufgaben der Christenheit dem fernen Osten gegenüber aktiv einzuspringen. Die anderen Kirchen, die bisher so tapfer an der Bresche standen, besonders die französische, vermögen diese Riesenlast nicht mehr allein zu tragen; während sie mehr oder weniger durch schwere heimatliche Nöten bedrängt oder gelähmt werden, entfaltet sich der deutsche Katholizismus machtvoll und kräftig von Jahr zu Jahr. Speziell in den obigen Fragen, wo es sich um vorwiegend wissenschaftliche Missionsunternehmungen handelt, darf das Volk der Denker und Gelehrten um keinen Preis zurückbleiben, sollte vielmehr an Opfergeist und Initiative allen anderen voranmarschieren. Insofern hat das Problem auch eine national-wirtschaftliche Seite, als dabei nach dem Maße seiner Mitwirkung das deutsche Element und der deutsche Einfluß zur Geltung kommen muß. Aber nicht einseitiger Nationalismus soll hier unsere Haupttriebfeder sein, jener exklusive Chauvinismus, der anderwärts schon so manche Missionsbestrebungen im Keime vergiftet hat, sondern das Interesse für die kulturell-religiöse Hebung des Ostens und vor allem für das Wohl und Wehe unserer katholischen Kirche. Jeder, der sein Talent und Scherflein in den Dienst dieser heiligen Sache stellen will, wird stets nützlich und willkommen sein. Möge insbesondere unsere heimatliche Presse, sowohl jene, die sich bereitwillig zum Organ meiner Wünsche und Bitten hergegeben hat, als auch jene, die meine Reiseberichte nicht reproduzierte, ihre hohe Aufgabe in dieser Hinsicht verstehen und erfüllen!

Über die Ergebnisse meiner Studienreise und die Einzelheiten der chinesischen Konferenzbeschlüsse vergl. die gleichzeitige Nummer der „Zeitschrift für Missionswissenschaft„ (IV. 2) und der „Akadem. Missionsblätter“ (II. 1).

Zweiter Teil

1.

Nach dem fernen Osten.

Von jeher hat der Orient, das Land des Sonnenaufgangs, eine geheimnisvolle Anziehungs- und Zauberkraft auf uns Abendländer ausgeübt. Wie viele Pilger sind schon vom frühesten christlichen Altertume bis auf den heutigen Tag nach dem hl. Lande gewallt! Wie sind schon im Mittelalter manche Reisende über dieses Ziel weit hinausgegangen, dem Wunderlande Indien und dem Mongolenreiche zu, angefangen von jenem venezianischen Kaufmann Marco Polo, der in seinem Reisebericht so merkwürdige Dinge zu erzählen wußte, und dessen Spuren bald nachher eine Reihe von Franziskaner- und Dominikanermönchen, von Päpsten und Königen gesandt, folgte! Welche Hochflut von Händlern, Ansiedlern und Missionaren entsandte Europa im Gefolge der portugiesischen Entdeckungen und Kolonialeroberungen um ganz Afrika herum nach diesen weit entlegenen Küstenstrichen! Und wie viele ziehen auch heute noch dahin auf unseren geflügelten Dampfrossen, teils im Dienste der Staatspolitik, teils aus wirtschaftlich-kommerziellen Motiven, teils um sich ein neues Heim zu gründen, teils um das Evangelium zu verkünden, teils auch von Wißbegier oder Neugierde getrieben! In meiner Umgebung sehe ich an Bord des ganz überfüllten Lloyddampfers „Kleist" in der 1. wie 2. und 3. Klasse Beamte, Offiziere, Ärzte, Kaufleute, Kolonisten, Missionare, Touristen, Dienstboten, Deutsche, Engländer, Holländer, Franzosen, Italiener, die alle dem gleichen Ziel Colombo zusteuern, um sich dann nach den verschie-

denen Richtungen zu verteilen, der eine zu diesem der andere zu jenem Zwecke.

Nur mein Ziel scheint in seiner Art allein dazustehen: das Studium der Missionen. Wohl gibt es und hat es schon Unzählige gegeben, die von der Mission oder von der Forschung in diese weite Ferne geführt wurden: aber eine Verbindung beider Faktoren, eine Erforschung der Missionsverhältnisse und Missionsbedürfnisse vorab aus wissenschaftlichem Interesse ist noch selten oder nie angestrebt worden. Nicht zu meinem Vergnügen oder aus bloßer Kuriosität habe ich die Reise angetreten wie der gewöhnliche Sportsmann oder Globetrotter — dazu wäre mir die Anstrengung viel zu groß und die Zeit viel zu kostbar gewesen —; verschiedene Momente haben sie mir vielmehr zur ernsten Notwendigkeit und gebieterischen Pflicht gemacht.

Zunächst meine Eigenschaft als Vertreter der Missionswissenschaft, als Inhaber des missionswissenschaftlichen Lehrstuhls und Leiter des missionswissenschaftlichen Seminars in Münster, als Herausgeber der „Zeitschrift für Missionswissenschaft" und Vorsitzender der wissenschaftlichen Kommission des „Internationalen Instituts für wissenschaftliche Forschungen". Es sind ja erst einige Jahre her, seitdem sich diese jüngste katholische Disziplin ihr Bürgerrecht im Kreise ihrer Schwestern errungen; aber kein Kenner wird leugnen können, daß sie in dieser kurzen Zeit eifrig ihre Ziele abgesteckt und bei Freund wie Feind Anerkennung und Achtung gefunden hat. Will sie indes nicht vom grünen Tisch her theoretische Luftschlösser aufbauen, so muß sie in engste Fühlung treten mit dem Leben und der Praxis; nur dann kann sie den Anspruch erheben, mit Autorität und Nutzen für die praktische Mission zu lehren, wenn sie selbst gerne bereit ist, sich lernend zu ihren Füßen zu setzen, da sie nicht bloß deduktiv und analytisch, sondern auch konkret und empirisch ihre Ergebnisse und Gesetze aufstellen und begründen

soll. Um daher meinen missionswissenschaftlichen Berufsaufgaben voll und ganz zu genügen, um vor allem künftige missionswissenschaftliche Dozenten und Literaten, zum Teil auch Missionspraktiker methodisch sicher schulen und heranbilden zu können, blieb mir nichts anderes übrig, als auf eine Weile meine akademische und literarische Tätigkeit einzustellen und den Wanderstab nach den Missionsländern zu ergreifen. Zu meiner freudigen Genugtuung darf ich es hier dankbar und rühmend aussprechen, daß meine staatliche Behörde in Berlin diesen Bedürfnissen das vollste Verständnis entgegengebracht und nicht bloß den erbetenen Urlaub für das Wintersemester erteilt, sondern auch finanziell meine Studienreise in der großmütigsten Weise unterstützt hat.

Indes dürfte es den Intentionen meiner Gönner und der Hauptabsicht meiner Reise nicht widersprechen, im Gegenteil von dem ganz eigenartigen Gegenstand dieses Studiums geradezu erfordert sein, daß ich dabei zugleich an praktische Zwecke und Interessen denke. Die mir anvertraute Disziplin, so fest ich anfangs entschlossen war, mich auf die ohnehin eine volle Menschenkraft absorbierenden wissenschaftlichen Arbeiten zu konzentrieren, hat von selbst unwillkürlich dazu geführt, in ihren Rahmen allmählich auch praktische Unternehmungen und Bestrebungen hineinzuziehen, die ihrerseits sich immer mehr derart erweiterten, daß sie bald die angestrengteste Aufmerksamkeit und Tätigkeit für sich in Anspruch nahmen.

So entstanden der Reihe nach, von der Missionswissenschaft angeregt, befruchtet und orientiert, die studentische Missionsbewegung, die an mehreren Hochschulen blühende akademische Missionsvereine zeitigte und sich trotz aller Hemmnisse auch auf andere Universitäten weiterfortpflanzt; die Missionskonferenzen und Missionsvereinigungen des Weltklerus in verschiedenen — hoffentlich bald in allen — deutschen Diözesen; die Missionsresolutionen und Organisationsansätze in der ka-

tholischen Lehrerschaft; die internationale Missionsschulkommission anläßlich des pädagogischen Weltkongresses in Wien; die im Werden begriffene kaufmännische Missionsbewegung und kulturelle Missionsliga. All diese Anfänge sind nicht etwa auf ihrem Höhepunkt angelangt, sondern in ihrem ersten Stadium und in stetem Wachstum begriffen nach der intensiven wie extensiven Seite hin. Und wenn sie auch vorläufig nur in Deutschland ihren Ausgangspunkt und stärksten Rückhalt haben, so sind sie doch schon über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, namentlich nach Österreich hinübergewandert und schicken sich langsam an, mit internationaler Tendenz auch andere Länder zu erobern. So viel ist sicher und geht insbesondere aus den letzten Katholikentagen hervor, daß dank zum Teil den missionswissenschaftlichen Anregungen Missionsinteresse und Missionsverständnis, Missionsbegeisterung und Missionseifer im katholischen Deutschland und teilweise auch in Österreich gewaltig in die Höhe gegangen ist. Aber auch diese Praxis des heimatlichen Missionslebens kann des Kontaktes mit der auswärtigen Missionstätigkeit, also ihrer persönlichen Inspizierung und Information auf die Dauer nicht entraten: nur wenn man genau weiß, wie es auf dem Missionsfeld aussieht, welches seine wichtigsten, aktuellsten, entscheidensten, schreiendsten Probleme und Bedürfnisse sind, kann sich die heimatliche Missionsinteressierung und Missionsunterstützung die richtige Direktive geben.

Schon bei der Auswahl der zu erforschenden Missionsgebiete und Missionsfragen, für die Richtung, welche eine gegenwärtige Missionsstudienreise einzuschlagen hat, wird man sich freilich durch die moderne Missions- und Zeitlage leiten lassen müssen. Vom absoluten, besonders vom übernatürlichen Standpunkt aus verdienen gewiß alle Missionen und alle Missionsbedürfnisse unser aller Interesse; aber wie man nicht alle in gleichem Grad und Umfang unterstützen kann, so ist es auch unmög-

lich, gleichzeitig alle zu bereisen und zu studieren. Eine Beschränkung auf die nächstliegenden und bedeutsamsten ist also wohl oder übel geboten. Nun können subjektiv individuelle wie objektiv allgemeine Faktoren die Art dieser Beschränkung bestimmen. Zu ersteren gehören die nationalen, die zwar gerade im Missionswerke niemals überwuchern und seinen an sich internationalen Charakter niemals aufheben dürfen, aber doch relativ bis zu einem gewissen Grade berechtigt sind. Namentlich in Rom habe ich von mehreren kompetenten Persönlichkeiten die Klage gehört, das deutsche Missionsinteresse drohe sich zu nationalisieren (als Beleg wurde die Einschränkung der Kaiser-Jubiläumsspende auf die Kolonialmissionen angeführt), und in der Tat wäre eine prinzipielle und selbst schon eine faktische Ausschließlichkeit hierin unangebracht; aber warum sollten die deutschen Katholiken nicht in erster Linie für die deutschen Missionen sorgen und sich interessieren, da es doch ihre Missionen sind, die ein besonderes Anrecht auf ihre Unterstützung haben? Und warum sollten sie mit ihrem kirchlich-religiösen Interesse an den Missionen nicht auch das nationale und wirtschaftliche verbinden dürfen, da es doch z. B. die Franzosen zugestandenerweise auch, sogar in höherem Grade noch tun? Allerdings denke ich dabei nicht so sehr exklusiv an die Missionen in unseren deutschen Kolonien, sondern an die deutschen Missionen und Missionsgenossenschaften überhaupt, auch wenn sie in Japan oder Indien liegen, schon weil auch da die Ehre und das Interesse des Deutschtums engagiert ist.

Es lag somit nahe, wenigstens probeweise einige deutsche Missionen auch unter den Naturvölkern in Augenschein zu nehmen. Dazu drängte es mich um so mehr, als die Nationalspende zum Kaiserjubiläum das Augenmerk der deutschen Katholiken noch stärker als bisher auf die Kolonialmissionen gelenkt hat und im Anschluß daran ein vom missionswissen-

schaftlichen Institut Sr. Majestät gewidmetes Jubiläumswerk über die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten von mir erschienen ist. Meine ursprüngliche Absicht war es daher naturgemäß, die größte und volkreichste unserer Kolonien Deutsch-Ostafrika zu besuchen, schon weil die Methoden der drei dort wirkenden Gesellschaften, der Benediktiner von St. Ottilien im Südosten, der Väter vom hl. Geist im Nordosten und der Weißen Väter im Westen in ihren Eigentümlichkeiten charakteristisch und in mehr als einer Hinsicht vorbildlich sind. Aber da eine ostafrikanische Expedition sich schwer mit einer ostasiatischen kombinieren läßt und an sich schon mit besonderen Strapazen verknüpft ist, änderte ich in letzter Stunde meinen Reiseplan dahin, daß ich diesmal den dunklen Erdteil dem ozeanischen vorzog und die deutsche Südsee als nächstes Reiseziel ins Auge faßte. Anstatt mit der Woermannschen Ostafrikalinie bis Daressalam und von da zurück nach Aden zu fahren, beschloß ich, mit dem ohnehin viel entgegenkommendern Norddeutschen Lloyd von Hongkong einen Abstecher zu machen über Jap, wo die rheinisch-westfälischen Kapuziner die deutschen Karolinen versehen, und Kaiser-Wilhelmsland, wo die Steyler Gesellschaft vom göttlichen Wort eine noch sehr junge, aber höchst interessante Mission besitzt, bis nach Neupommern, der blühendsten und aussichtsvollsten aller katholischen Südseemissionen in den Händen der Hiltruper Missionare vom heiligsten Herzen. Die noch wichtigeren, aber auch viel bekannteren afrikanischen Kolonien (wenigstens Togo, Kamerun und Deutschost) gedenke ich eigens für sich ein anderes Mal zu bereisen.

Doch wäre es, wie gesagt, verkehrt und sogar direkt unkatholisch, wenn man in der Missionseinschätzung das nationale Moment derart auf die Spitze treiben wollte, daß das deutsche Missionsinteresse sich exklusiv in den deutschen Missionen oder gar nur den deutschen Kolonien erschöpfen würde. Jeder Ka-

tholik, ob deutsch oder französisch oder englisch oder italienisch, soll vielmehr für das ganze weltweite Missionswerk seiner Kirche sich interessieren und proportionell zu seinem Gelingen beitragen; und es läßt sich nicht leugnen, daß es Länder und Völker gibt, die vom allgemein kirchlichen wie kulturellen Standpunkt aus, sowohl absolut gesprochen als insbesondere in der Gegenwart für die Zukunft noch ausschlaggebender sind als die meisten unserer Schutzgebiete. Das sind an erster Stelle die ostasiatischen China, Japan und Indien, nicht bloß weil sie in ihren Bewohnern quantitativ und qualitativ die Kolonien weitaus übertreffen, sondern vor allem weil sie an einem Entscheidungspunkt angekommen sind, der in der gleichen Tragweite wohl nie mehr wiederkehrt. Leider muß in bezug auf dieses ostasiatische Christianisierungswerk gesagt werden, daß das katholische Deutschland sich bis jetzt nicht hinlänglich seinen Kräften und seiner Bedeutung entsprechend an ihm beteiligt hat, sondern im direkten Missionsdienst wie in der materiellen Missionsunterstützung weit hinter anderen Nationen, besonders der französischen, zurückgeblieben ist; nach Möglichkeit dazu beizutragen, daß diese Lücke ausgefüllt und dieses Versäumnis nachgeholt werde, dafür den Gesichtskreis der deutschen Katholiken zu erweitern und ihren Blick auf die wirklich brennenden Fragen der ostasiatischen Mission zu richten, gehört zu den vornehmsten Absichten der von mir angetretenen Forschungsreise. Aber auch in diesen Missionen sind angesichts der jetzigen Missions- und Kulturkonstellation nicht alle Probleme und Bedürfnisse gleichmäßig wichtig und entscheidend: während die eigentliche religiöse, individuelle Missionsarbeit zumeist sehr eifrig gepflegt wird — abgesehen vielleicht von Vorderindien, wo sie hinter der Christenseelsorge und Schultätigkeit zurücktritt —, stehen die höheren Kulturbestrebungen, insbesondere die Missionsschulen stark im Hintergrund, falls sie nicht ganz vernachlässigt werden, in der Regel aus Mangel an den nötigen

Mitteln und Kräften. Und doch sind gerade diese Unternehmungen im Kampfe um die ostasiatische Volksseele, insbesondere für die Gewinnung der gebildeten und maßgebenden Kreise von geradezu unabsehbarer und unersetzlicher, nie mehr wieder einzubringender Bedeutung, namentlich im Hinblick auf die protestantische Propaganda, die eben diesen Einrichtungen ihre Hauptstoßkraft, ihre zweifellos großen Erfolge und Aussichten zu verdanken hat, vom modernen Neuheidentum gar nicht zu sprechen. Diese Verhältnisse und Bedürfnisse durch eine gewissenhafte und objektive Diagnose festzustellen, durch Erkundigung bei den zuständigen Persönlichkeiten und Verständigung mit ihnen die Mittel zur Ergänzung des Fehlenden herauszufinden, vor allem die Rolle und Aufgabe zu studieren, die hierin der Christenheit in der Heimat und speziell in Deutschland zufällt, hat sich meine Missionsreise zum Ziel gesteckt.

Bevor ich aber meine Reise antrat, mußte ich mich noch an einer anderen heimatlichen Zentralstelle orientieren: in der ewigen Stadt. In R o m residiert das Oberhaupt der katholischen Kirche und damit auch der katholischen Mission, Rom ist der Sitz der päpstlichen Kurie und damit der höchsten Missionsbehörde. Dort laufen daher die Fäden des ganzen katholischen Missionswesens, sowohl des heimatlichen aus der europäischen Christenheit als auch des auswärtigen aus den Heidenländern zusammen. Ich durfte also die Gelegenheit nicht verfehlen, mich nach den Auffassungen und Wünschen dieses Missionszentrums zu erkundigen, ihm mein Projekt zur Kenntnis zu bringen und mich seines Wohlwollens zu versichern. Es konnte nicht ausbleiben, daß ich den Reflex der verschiedenartigen Stimmungen und Strömungen der römischen Kreise gegenüber den deutschen Erscheinungen und Bewegungen zu fühlen bekam, daß manche Hoch- wie Niedriggestellte mit einer gewissen Reserve und nicht ohne Mißtrauen auch dieser Seite kirchlichen Lebens in Deutschland gegenüberstehen. Im

ganzen aber fand ich gerade bei den einflußreichsten Persönlichkeiten (wie z. B. Kardinal de Lai, der Staatssekretarie, den Jesuiten) ein williges Gehör und die freundlichste Aufnahme. Es ist wahr, daß hie und da unbegründete und daher objektiv ungerechte Vorurteile gegen das katholische Deutschland in Rom bestehen, dank namentlich gewissen einseitigen und aus Mangel an wahren Informationen; aber wenn die leitenden Männer der Kurie richtig aufgeklärt werden, wenn sie sehen, daß tüchtig zum Wohl der Kirche gearbeitet wird, dann bringen auch sie bald aufrichtige Sympathie und Hochachtung entgegen, und freudig geben sie ihren Segen, auch wenn das Gute aus Deutschland kommt. Ja es will mich dünken, daß in allerjüngster Zeit bereits ein günstiger Umschwung in der Stimmung gegen Deutschland eingetreten ist und wir hierin besseren Zeiten entgegengehen.

Nun schreibe ich in den prunkvollen, modern ausgestatteten Gesellschaftsräumen eines Norddeutschen Lloydschiffes. Majestätisch und pfeilschnell schießt der Prachtkoloß durch die schäumenden Wellen des tiefblauen mittelländischen Meeres, immer weiter der aufgehenden Sonne zu. Schwerbeladen mit Menschen und Schätzen, bringt er dem Orient die Produkte des deutschen Bodens und Erwerbsfleißes, die Güter der materiellen und geistigen Kultur, aber auch die nimmermüden Kräfte des unverwüstlichen Christentums und Evangeliums. Um mich sehe ich viele Namenchristen, die innerlich ihrer Religion abgestorben sind und einer noch viel gründlicheren Bekehrung bedürften als die Heiden — die fast verschwindend kleine Zahl der Teilnehmer am Sonntagsgottesdienst hat es bewiesen —; mit mir aber reist auch ein deutscher Missionsobere, dessen Name trotz seiner Bescheidenheit doch schon in die weitesten Kreise gedrungen ist, der Karmeliterbischof Benziger von Quilon in Indien, in der 2. Klasse ein wackeres Häuflein neuer begeisterter, feuriger, jugendfrischer,

tatenfroher, wagemutiger Glaubensboten aus Italien und Belgien (6 aus dem Mailänder Missionsseminar für China und 4 aus der Scheutvelder Kongregation für die Philippinen nebst 8 evangelischen Missionaren aus Basel für Indien). Morgen wird sich uns die orientalische Welt in all ihrer Pracht und Mannigfaltigkeit zum ersten Mal auftun in Port Said — und dann geht es über Suez und Aden nach Colombo und weiter nach dem Reich der Mitte und bis zum Land der aufgehenden Sonne!

2.

Auf der Perleninsel.

Wohl oder übel beginnt meine Missionsexpedition mit einer Robinsonade, die sehr romantisch wäre, wenn sie mir nicht ganz programmwidrig ein so schönes Stück meiner hier doppelt kostbaren Zeit rauben würde. Ich befinde mich in einer paradiesischen Gegend, aber fast ganz abgeschnitten von der kultivierten Außenwelt. Um mich ein Urwald herrlicher Palmen, deren Kokosfrucht das Hauptprodukt und -nahrungsmittel für die Eingeborenen bildet, dazwischen die reißenden Gebirgsbäche, die terrassenförmig angelegten bewässerten Reisfelder, die aus Palmblättern gefertigten Hütten und ihre friedfertigen und harmlosen, dürftig und ärmlich, aber doch malerisch und im Einklang zum Ganzen gekleideten Bewohner, mit denen ich mich durch Zeichen verständlich machen muß, da sie nur singhalesisch sprechen. Unser Zug, in dem man glücklicherweise auch essen und schlafen kann, ist festgebannt bei der Station Rambukkana, eingekeilt zwischen unpassierbaren Felsblöcken.

Wie ist das gekommen? Schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Ceylon bestieg ich in der Hafenstadt Colombo die Bahn, um nach Kandy (im Innern) zum aposto-

lischen Delegaten Indiens, Msgr. Zaleski, zu fahren, der mich erwartete. Nachdem wir den größeren Teil des wunderbaren Weges bereits hinter uns hatten und von der durch den starken Oktoberregen in eine See verwandelten Ebene in das Bergland eingetreten waren, hörten wir plötzlich einen Krach. Der Zug stand still, ein großer Stein lag auf den Schienen und versperrte den Weg. Nach mehreren Stunden gelang es einigen indischen Kulis, das Hindernis wegzuräumen, und die unterbrochene Fahrt wurde fortgesetzt. Doch bald mußten wir zurückkehren: auf beiden Seiten, vor wie hinter uns, nach Colombo wie nach Kandy hin, hatte der strömende Regen Felsmassen heruntergeschwemmt und an einer Reihe von Stellen „landslips", kleine Bergrutsche verursacht. Zunächst hieß es, wir könnten am Nachmittag weiter fahren; aber der Abend kam, der Morgen rückte an, und nirgends eröffnete sich eine Aussicht auf Entkommen.

So fügte ich mich ins Unvermeidliche und benützte meine unfreiwillige Verbannung, um das Terrain zu rekognoszieren, soweit es das trostlose Wetter zuließ. Unmittelbar bei der Bahnstation traf ich einen stark besuchten Markt mit allen möglichen Waren, die teils dem Lande entstammten, teils aus Colombo bezogen waren. Rechts vom Wege stand das Postgebäude mit der Apotheke, links eine Moschee, in deren Hof die Bewohner ihre Waschungen vornahmen. Es wohnten also Mohammedaner hier, von Christen war nichts zu entdecken, was mich in meiner Einsamkeit ganz besonders drückte. Ich versuchte mich den Wohnungen zu nähern; bald hatte ich mit einem ihrer Besitzer soweit Freundschaft geschlossen, daß ich ins Innere eintreten und es genauer besichtigen durfte. Was ich sah, war äußerst einfach und primitiv: zwei niedrige Räume, von denen der eine als Vorratskammer, der andere als Schlafzimmer diente, aber ohne irgend welche Bettstätte, da die anspruchslosen Insassen sich auf den nächsten besten Platz hin-

legen. Am Abend hörte ich vor dem Schlafengehen (in einem Abteil 1. Klasse) ein Glockengeläute; ich mußte annehmen, daß es von der Moschee herrühre, wurde aber unwillkürlich an unseren heimatlichen Angelus erinnert.

Am andern Morgen setzte ich meinen Rundgang fort, geleitet von meinem singhalesischen Freunde. An der Landstraße, auf die er mich führte, fand ich in einer staatlichen Hilfsstation einen eingeborenen Arzt, der seine Studien in Colombo absolviert hatte und mir daher in englischer Sprache nähere Aufschlüsse über die Gegend geben konnte. Ich hörte von ihm, daß die Religion der Umwohner teils der Islam teils der Buddhismus sei. Schüchtern wagte ich die Frage, ob es in der Nähe nicht auch Christen gebe. „Freilich," lautete die Antwort, „etwa hundert Roman Catholics, die sogar eine eigene Kapelle besitzen." Freudig überrascht bat ich, mich dahin zu bringen. Wie jubelte mein Herz, als ich plötzlich vor einem schmucken, niedlichen, mit dem Kreuz geschmückten Kirchlein stand, von dem das Abendläuten hergerührt hatte! Der Anblick der stolzesten Kathedrale hätte mich nicht so erfreuen können wie dieses schlichte christliche Gotteshaus mitten in der Wildnis. Und daneben stand in einer ebenso sauberen Schule eine bescheidene und freundliche, bei den Schwestern zum guten Hirten in Colombo herangebildete eingeborene Lehrerin mit 20—30 allerliebsten Schülern und Schülerinnen, von denen freilich die meisten buddhistisch oder mohammedanisch waren. In fließendem Englisch erklärte sie mir, daß die Schule zur Station Kägol gehöre, an der sich drei Priester (zwei europäische und ein eingeborener) befänden. Später erfuhr ich, daß Kägol dem Bistum Gall untersteht und von P. Straeten S. J. geleitet wird, der zu den eifrigsten und tüchtigsten Missionaren von Ceylon gehört. Die eingeborenen Katholiken, die sich bald danach um mich scharten und den vorzüglichsten Eindruck machten, bestätigten die Mitteilungen der Lehrerin.

Inzwischen versuchte ich gleich den Mitreisenden nach Kräften, aus meiner Gefangenschaft befreit zu werden. Doch vergeblich bat ich die Bahnverwaltung, die telephonisch und telegraphisch mit Kandy in Verbindung stand, um Hilfe oder wenigstens um Aufschluß; sie kümmerte sich nicht einmal um das Schicksal der Gestrandeten und hatte für alle Fragen nur ein kühles Achselzucken. Erst als ich ein Telegramm an den deutschen Konsul in Colombo sandte, sah sich der Stationsvorstand nach einem Modus um, wie ich meiner Zwangshaft entrinnen konnte, und so wurde es mir ermöglicht, mich (natürlich gegen Entschädigung) einer Automobilfahrt anzuschließen, die einige englische Pflanzer nach Kandy arrangiert hatten.

Es war bereits dunkel, als ich in Kandy ankam. Auf dem Umwege über das Seminar gelangte ich mit einem Rikschah zum apostolischen Delegaten, der mich mit offenen Armen aufnahm, nachdem bereits Bischof Benziger von Quilon mir die Wege bereitet hatte. Beide erschraken, als sie mich gewahrten: mein Gesicht war so feuerrot wie ein gesottener Krebs, die Hände ganz aufgesprungen und verbrannt; ohne daß ich es wußte, hatte ich trotz meines Tropenhelms von der tückischen Ceylonsonne bei bewölktem Himmel auf meinen Wanderungen einen gehörigen Stich erhalten, an dem ich Tage lang laborierte. Exzellenz Zaleski, Erzbischof von Theben, gehört zweifellos zu den markantesten Persönlichkeiten des gegenwärtigen Missionswesens, wie man sie selbst in den Missionen nie oder selten findet. Schon äußerlich eine imponierende Gestalt mit interessantem Charakterkopf und kräftiger Baßstimme, einer der angesehensten polnischen Familien entstammend, des Polnischen, Englischen, Französischen, Deutschen und Italienischen mächtig, von scharfer Urteilskraft, hervorragendem Gedächtnis und glänzendem Darstellungstalent, Verfasser mehrerer hochbedeutsamen Schriften über die indischen Missionen, verbindet er das feinste, vornehmste Auftreten mit bezaubernder Liebens-

würdigkeit und Gastfreundschaft. In den paar Tagen, während welcher ich bei diesem außergewöhnlichen Manne wohnen durfte, hatte ich reichlich Gelegenheit, aus seinem Munde die väterlichsten Ratschläge für die heimatliche Missionspflege und die wertvollsten Informationen über die indischen Missionsprobleme zu erhalten, Informationen, die im ganzen jene goldenen Worte bestätigten und erläuterten, welche im Schlußkapitel seines Werkes Les missionaires d'aujourd'hui niedergelegt sind.

Unter solcher Ägide war es mir natürlich ein Leichtes, die wichtigsten Institutionen und Sehenswürdigkeiten der prachtvoll gelegenen ehemaligen Königsstadt Kandy in Augenschein zu nehmen. Mein erster Besuch galt in Begleitung des Bischofs von Quilon dem 1893 von Leo XIII. errichteten päpstlichen Generalseminar. Es ist zweifellos eine der herrlichsten Schöpfungen dieses großen Papstes und eines der wirksamsten Mittel zur Heranziehung eines einheimischen Klerus, die bis zur Gegenwart wohl das brennendste Bedürfnis der indischen Mission bildet. Wir trafen da in bunter Mischung etwa hundert Seminaristen aus fast allen Diözesen, Rassen und Kasten Indiens, mit schneeweißem Talar und rotem Gürtel bekleidet, lauter geweckte und liebenswürdige Leute, die den Vergleich mit unseren europäischen Theologen wohl aufnehmen. Ihr Studiengang, im ganzen ziemlich identisch mit dem unsrigen, verteilt sich auf drei Jahre Philosophie und vier Jahre Theologie, so daß hier eine Elite eingeborener Priester für die indischen Bistümer herangezogen wird, unter der vorzüglichen Leitung von zehn belgischen Jesuiten. Leider ist in der Entfaltung der Anstalt aus Mangel an Mitteln ein gewisser Stillstand eingetreten, weil sich niemand recht um diese ausschließlich auf der päpstlichen Dotierung lastende Stiftung annimmt, die doch das lebhafteste Interesse und die tatkräftigste Mitwirkung der ganzen europäischen und auch der deutschen Christenheit (speziell

der Theologenwelt) verdienen würde. Infolgedessen konnte nicht einmal noch eine eigene Kapelle für das Seminar gebaut werden.

Nach dem Generalseminar besuchte ich Kathedrale, Konvent und Schule von Kandy. Die noch ziemlich junge Missionsdiözese ist der italienischen Silvestrinerkongregation des Benediktinerordens anvertraut, ihr tüchtiger Bischof ein eingeborener Mischling deutscher Abstammung und deutschen Namens, auf einer Reise in Europa begriffen. Wie mir der Abt, bis vor kurzem der einzige von ganz Hinterasien, eingehend auseinandersetzte, sind die Mönche, gegenwärtig zum größten Teile Eingeborene, fleißig an der Arbeit, um die zumeist eingewanderten Katholiken festzuhalten und ihre Zahl zu vermehren, aber wegen der vielen Hindernisse ist der Missionsfortgang ein recht langsamer (bloß 100—200 Bekehrungen im Jahre). Sehr befriedigt war ich von der nebenan stehenden High School, in der 360 Schüler (darunter viele Nichtchristen) von zwei Patres und zehn Lehrern bis zur Immatrikulation unterrichtet und 80 in einem eigenen Internat verpflegt werden; leider sind die Silvestriner gezwungen, auch Buddhisten unter ihren Lehrern anzustellen, weil dafür nicht genug Katholiken zu haben sind. Nicht minder gefiel mir die von irischen Schwestern (vom guten Hirten) geführte höhere Mädchenschule, die 260 Interne und 164 Externe zählt.

Im Vorbeigehen stattete ich auch dem buddhistischen Tempel Dalaba Maligawa, einem der berühmtesten indischen Wallfahrtsorte und Heiligtümer, einen Besuch ab. Den Hauptgegenstand der Verehrung bildet ein angeblicher Buddhazahn, der jedoch so groß ist, daß er niemals im Munde eines Menschen gestanden haben kann, abgesehen davon, daß die Portugiesen anläßlich eines Krieges mit Kandy den ursprünglichen Zahn entführt und einen falschen zurückgegeben haben. Trotz des vielen Aberglaubens und Humbugs, der begreiflicherweise namentlich seitens der habsüchtigen Priester mit diesem Kult

verbunden ist, glaube ich dem Volke, das sich unter den Klängen einer ohrenbetäubenden Musik vor dem von neun Glocken bedeckten Idol mit gefalteten Händen niederwarf und seine Opfer (meist Blumen) darbrachte, nicht jede Frömmigkeit absprechen zu dürfen. Was mich besonders angenehm berührte und geradezu frappierte, war die respektvolle Behandlung, die uns zuteil wurde, obschon mein Begleiter, der Sekretär des Delegaten, seine Karmelitertracht trug; ja während die Pilger das Allerheiligste nicht betreten durften, wurden wir eingeladen, es hinter dem gezogenen Vorhang aus der Nähe zu besehen. Die merkwürdige Reliquie ruht auf einem Silbertisch über einer goldenen Lotosblume unter goldener Glocke; davor liegt eine silberne Platte, die laut Inschrift vom Gouverneur zum Zeichen der Verehrung gestiftet worden ist, ein typisches Beispiel der synkretistischen englischen Religionspolitik. Auch sonst begegnete ich noch öfters den gelb gekleideten, glatt geschorenen buddhistischen Mönchen und ihren Klöstern, von denen die Insel förmlich übersät ist.

Nach fünf Tagen endlich war die Bahn soweit wieder freigelegt, daß ich nach Colombo zurückkehren konnte. Das blühende religiöse Leben, das ich dort antraf, war für mich ein überraschender Beweis, bis zu welcher Höhe sich auch heute noch eine Missionskirche verhältnismäßig rasch entwickeln kann. Colombo übertrifft hierin, man darf es ohne Übertreibung sagen, unsere meisten europäischen Städte. Seine Kirchen sind schön gebaut und gut ausgestattet, Gottesdienst und Sakramentenempfang sehr stark, die Christen (250 000 in der Diözese, 50 000 in der Stadt) sittlich und religiös im allgemeinen tadellos, Priester und Schwestern sehr geachtet, die Klubs und Vereine blühen. Viele Katholiken sind wohlhabend, angesehen und gebildet, dabei ihrer religiösen Praxis kindlich treu und für die kirchlichen Bedürfnisse sehr freigebig. Einen von ihnen, den Vizepräsidenten des ceylonischen Oberlandesge-

richts, Sampayo, lernte ich am Tisch des apostolischen Delegaten kennen, und ich muß sagen, daß vielleicht kein Europäer sich distinguierter benehmen und einen günstigeren Eindruck machen könnte. Auch das katholische Vereinsleben wird relativ selbständig und vortrefflich von den eingeborenen Laien geleitet; als Beleg dafür zeigte mir P. Vogel, der viele vornehme Ceylonesen unter seinen Pfarrkindern zählt, die ganz modern geführten Register seines Vinzenzvereins. Besonders die deutschen Patres zeichnen sich durch ihr Organisationstalent und ihre Fühlungnahme mit dem Volke aus.

Im übrigen arbeiten die Oblaten, deren Zahl leider den Bedürfnissen längst nicht entspricht (etwa 200), recht tüchtig auch auf dem Gebiete der Schule. Ihr St. Josephs-College ist die beste High School der Stadt und Insel, von lauter katholischen Lehrern bedient und von tausend Schülern (auch Buddhisten und Mohammedanern) besucht, die ein ansehnliches Schulgeld bezahlen, so daß sich die Anstalt aus eigenen Mitteln erhalten kann. Daneben unterhalten die Schulbrüder für Minderbemittelte eine ebenfalls von tausend Studenten benutzte höhere Schule, die Schwestern vom guten Hirten eine höhere Mädchenschule. Weiter pflegen die katholischen Nonnen die Kranken in den Regierungsspitälern, und namentlich diese caritative Tätigkeit ist es, die der Mission mehr Zuwachs bringt als alles andere zusammengenommen. Sonst wird die Heidenbekehrung, die unter den hinduistischen Tamulen im Norden der Insel viel leichter ist, bei den buddhistischen Singhalesen sehr erschwert durch die neuerdings erstarkte nationale Bewegung, die Buddhismus und Singhalesentum zu identifizieren sucht. P. de Herde S. J. von Kägol, den ich in Colombo traf, versicherte mir sogar, daß die Buddhisten viel fanatischer geworden seien als die Mohammedaner; als Beleg dafür erzählte er, wie letztere ihm einmal ihren Beistand angeboten hätten, als die Buddhisten einen Überfall auf die Ka-

pelle von Rambukkana planten. Doch hofft der Erzbischof, mein freundlicher Gastherr, auf ein baldiges Nachlassen dieser Oppositionsstimmung und damit auf eine noch glänzendere Zukunft seiner Mission. Will man sie allerdings näher kennen lernen, so muß man die Landstationen im Innern der Erzdiözese oder in dem ebenfalls von Oblaten der unbefleckten Jungfrau (Hünfeld) versehenen Bistum Jaffna besuchen, während die Silvestrinermission von Kandy und die beiden Jesuitenmissionen von Gall und Trinkomali im Osten eine viel geringere Christenzahl und ein langsameres Wachstum aufweisen, was bei ihrer größeren Jugend erklärlich erscheint.

Selbstverständlich durfte ich auch an den profanen Merkwürdigkeiten des Landes nicht achtlos vorübergehen. Ich muß gestehen, daß die englische Regierung in dieser Beziehung nicht wenig tut. Das Museum in Colombo und der botanische Garten in Kandy, einer der schönsten der Welt, sind in der musterhaften Anordnung und Einrichtung, besonders in der Bezeichnung der Stücke den meisten europäischen Sammlungen gleicher Art überlegen, dabei für jedermann unentgeltlich offen. Im Museum von Colombo interessierten mich neben den Steininschriften, Teufelstänzermasken und Tonfiguren aus Kandy vor allem die vielen einheimischen Kultus- und Kunstgegenstände; aus den zahlreichen römischen Münzfunden geht hervor, daß schon während der ganzen spätern Kaiserzeit der Verkehr mit dem Abendland, ja auch die Kolonisation aus demselben sehr lebhaft gewesen sein muß. Im wohlgepflegten Garten von Kandy war der reiche ceylonesische Pflanzenwuchs in all seiner Üppigkeit und Mannigfaltigkeit vertreten; die verschiedensten Arten von Palmen, Feigenbäumen, Gummi, Farnkräutern, Kaktus, Bambus, Orchideen, Marandas, Anthymien usw. labten und überraschten in stetem Wechsel das Auge des Blumenfreundes. Dazu kamen an den Wegen die Kaffee-, Tee-, Kakao-, Pfeffer-, Kautschuk-, Sago-, Zimt-, Brotfrucht- und andere

Bäume, die den Bewohnern ihren Unterhalt bieten. Weniger tritt dem Besucher die Fauna Ceylons entgegen, doch findet man in den Wäldern immer noch Elefanten, Bären, Leoparden, Schakale, Schlangen, Krokodile u. dgl. Die Insel ist ferner reich an ausgewaschenen Edelsteinen, die vom Bergland in die Flüsse geschwemmt worden sind. Der singhalesische Menschenschlag ist hübsch gebaut und fein geschnitten, in allen braunen Nuancen von der Olivenfarbe bis ins Schwarze wechselnd, mit dunklen Augen und langen, kohlschwarzen Haaren.

3.

Aus dem indischen Wunderland.

Im Reich der Sage gilt Indien als das klassische Wunderland, dessen Märchen schon die Phantasie unserer Kindheit mit farbenprächtigen Bildern erfüllten. Wer in Erwartung dieses Zaubers das indische Festland von der Seite aus betritt, die sich mir von Ceylon her nach meiner nächtlichen Schiffsüberfahrt zuerst darbot, wird sich schwer enttäuscht finden. Im Unterschied zu der fruchtbaren und immergrünen Westküste (Malabarküste) ist Südostindien, die sog. Koromandelküste, eine recht arme und öde Gegend, nicht etwa weil es ihr an der eigentlichen Produktionsfähigkeit fehlt, sondern weil zu wenig Wasser vorhanden ist. Auf weiten Strecken befindet sich entweder gar keine Vegetation oder bloß stacheliger Kaktus, nur in der Nähe der Berge wird es wegen des stärkeren Niederschlags besser. Kleine, magere Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine suchen sich kümmerliche Nahrung, bedürfnislose Männer und Frauen verrichten eine harte Arbeit auf dem von der Sonne ausgebrannten Boden; ihr einziger Erwerb ist niedrig wachsende Baumwolle und schlechter Palmwein. Trotzdem ernährt dieses Land 320 Millionen Bewohner mannigfaltigster Art. Wir sind gewohnt, uns Indien viel kleiner und einheitlicher vorzustellen.

Tatsächlich ist es ein buntes Konglomerat der verschiedensten Länder, Völker, Rassen und Farben. Dies gilt auch in bezug auf die Religion und Mission, die uns hier vor allem interessiert.

Von Natur aus ist der Inder, wie mir alle Missionare bestätigten, intelligent und empfänglich, aber passiv und indolent, daher leicht hinterlistig und unzuverlässig, meistens vom Kastengeist ganz und gar beherrscht. Diesem ethnographischen Charakter entspricht auch die Physiognomie der einheimischen Hindureligion, wie sie mir in den rohen, grotesken Götzenbildern und den massiven, mehrfach ummauerten Tempelheiligtümern (besonders von Siringham und Madura) entgegentrat: es liegt in ihnen nichts Erhebendes, sondern nur Lähmendes; in sittlicher Hinsicht kann man sogar sagen, daß der indische Kult unmoralischer ist als das indische Volk. An sich wäre darum der Hinduismus, zu dem sich immer noch weitaus die meisten Inder bekennen, ohnmächtig und wehrlos im Kampfe gegen das Christentum, während der Islam einen viel zähern, gegenwärtig fast unüberwindlich scheinenden Widerstand entgegensetzt. Aber ähnlich wie der Buddhismus in Ceylon, so droht auch das indische Heidentum sich mehr und mehr mit der mächtig aufstrebenden nationalen Bewegung zu verschmelzen und dadurch ein neues Rückgrat zu gewinnen. Es gereicht wahrlich nicht zur Ehre unserer abendländischen Kultur, daß diese heidnische Renaissance gerade von Weißen am heftigsten geschürt wird; ich selbst war Zeuge von den Ovationen, die der Amerikanerin Annie Bessant in Trichinopoli und Madura zuteil wurden, als sie durch ihre demagogischen Reden und ihre theosophischen Theorien die indischen Rasseinstinkte aufstachelte. Die Lebensfrage für Indien und seine Mission wird sein, ob diese höchst gefährliche Reaktion sich durchsetzen kann, mit anderen Worten, ob das Christentum dauernd mit dem verhaßten Europäismus identifiziert oder früh genug boden-

ständig wird. Verschiedene Anzeichen scheinen dahin zu deuten, daß tatsächlich die Rassenemanzipation gemeinsame Sache mit dem Hinduismus machen will; aber anderseits sind seine Lebenskräfte doch zu gering und seine Wiederbelebungsversuche zu künstlich, als daß sie den zu erwartenden schweren Waffengang bestehen könnten.

Ist die katholische Kirche und Mission in Indien hinlänglich für die bevorstehende Krisis gerüstet? Sieht man nur auf die Zahl ihrer Anhänger, dann möchte dies mehr als fraglich erscheinen: nach der neuesten Statistik stehen den 232 Millionen Hindus und den 75 Millionen Mohammedanern bloß etwas über 2½ Millionen (2 646 992) Katholiken gegenüber. Aber im religiösen Geisteskampfe wird nicht so sehr die brutale Überzahl als die Güte und Leistungsfähigkeit entscheiden. Stelle ich danach das Horoskop meiner Ergebnisse, so fällt es für den Katholizismus nicht gar so ungünstig aus, soweit meine sehr gemischten Stichproben (in den Diözesen der Jesuiten zu Trichinopoli, der Pariser Missionare zu Pondichery, der Millhiller zu Madras, der Portugiesen zu Miliapur und der Karmeliter zu Quilon) einen Schluß aufs Ganze zulassen.

Was zunächst die Qualität des bisherigen Missionsresultats, das intellektuelle und sittlich-religiöse Niveau der indischen Christen anbelangt, kann man damit im allgemeinen zufrieden sein. Durchschnittlich überragen sie in der Bildung wie in der Lebensführung weitaus ihre heidnische Umgebung. Namentlich den älteren Christengemeinden, die speziell im Süden sehr zahlreich sind und zum größten Teil noch in die portugiesische Periode zurückgehen, ist der christliche Geist schon in Fleisch und Blut übergegangen, während den Neubekehrten vielfach noch allerhand Heidnisches anhaftet (so kommt es vor, daß sie bei Krankheiten ihre Zuflucht bei den heidnischen Zauberern suchen). Für äußere Frömmigkeitsübungen lassen sich die Inder leicht gewinnen; Gottesdienst, Sakramentenempfang,

Wallfahrten u. dgl. sind bei ihnen sehr in Schwung. Aber auch moralisch stellen sie selbst hohe Anforderungen an ihre Christen; nicht selten wird ein Sünder von der ganzen Kaste gezüchtigt und verfolgt, damit sein Vergehen gebührend gesühnt werde. Der Priester genießt durchweg großes Ansehen und wird oft als Schiedsrichter angerufen, auch in profanen Angelegenheiten (z. B. der Kastenfrage), obwohl anderseits Parteizwist und Kastenwesen vielfach zu Streit und Unbotmäßigkeit führen. So arm die Mehrheit der Christen auch ist, so trachtet doch die Mission mit Erfolg dahin, sie zu finanziellen Beisteuern und zur Mittragung der Lasten heranzuziehen und so allmählich ihre Kirche auf eigene Füße zu stellen. Über den einheimischen Klerus, ein weiteres Symptom der kirchlichen Bodenständigkeit, gehen die Urteile sehr auseinander: die einen (z. B. Bischof Benziger von Quilon) schildern ihn als ausgezeichnet und dem europäischen ebenbürtig, nach den andern (z. B. den Pariser Missionaren) neigt er zu Stolz und Auflehnung. Jedenfalls will es mir scheinen, daß in diesem Punkte trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten angesichts der Wichtigkeit eines zahlreichen eingeborenen Klerus für die kirchliche Zukunft noch weit mehr geschehen könnte und geschehen sollte. Die zur Sicherung des klerikalen Nachwuchses dienenden Diözesanseminare sind nicht gleichmäßig durchgeführt und eingerichtet. Viel weniger noch ist für eine systematische Heranbildung einheimischer Katechisten gesorgt.

Die starke Seite der indischen Mission, ihr Stolz und Glanz ist das Schulwesen. Freilich darf man an den englisch-indischen Schulbetrieb überhaupt nicht den deutschen Maßstab legen, da selbst manche Hochschulen in der Gediegenheit und Gründlichkeit, besonders was die fachmännische Vertretung betrifft, kaum an unsere Gymnasien herankommen; aber innerhalb dieses Rahmens nehmen die katholischen Schulen einen hervorragenden Platz ein. An der Spitze stehen die Je-

suitenkollegien in Bombay, Kalkutta, Trichinopoli und Mangalore, von denen die beiden ersten den Universitäten am gleichen Orte, die beiden letzten derjenigen von Madras affiliiert sind; sie vermitteln die ganze von der englischen Studienordnung vorgeschriebene Bildung bis zum M. A. (Magister artium), also auch das, was bei uns die philosophischen Fakultäten umfassen. Ich hatte Gelegenheit, eine dieser Musteranstalten, die von Trichinopoli, genauer anzusehen; lauter moderne, luftige Bauten auf einem gewaltigen Komplex, umgeben von einem großen, schönen, gut gepflegten Garten, in der Mitte eine prachtvolle Kirche, weite Hörsäle und Gänge, eigene Laboratorien für jeden Hörer, saubere und reichhaltige Institute, deren Instrumente teils im Hause selbst hergestellt, teils vom Ausland, meist von Berlin, bezogen sind. Das Kolleg zählt nicht weniger als 2000 Schüler, darunter 700 Katholiken und 1300 Nichtchristen; für beide Kategorien besteht unter Leitung der Patres je ein Konvikt oder Internat, dessen Reglement streng gehandhabt wird. Ähnlich, wenn auch in bescheidenerem Stil eingerichtet, sind die übrigen höheren Schulen (High School), die ich besichtigte, der Jesuiten zu Tuticorin, der Pariser Missionare zu Cuddalore, der Millhiller zu Madras und der Portugiesen zu Miliapur; sie vereinigen sämtlich den „primären" mit dem „sekundären" Unterricht meist bis zur „Immatrikulation" (Universität) und erfreuen sich des besten Rufes und regsten Zuzuges. Überall zahlt die englische Regierung erhebliche Zuschüsse, abgesehen davon, daß sie in der Regel die Hälfte der Baukosten und Anschaffungen bestreitet. Nicht selten allerdings sind die Katholiken schutzlos den Plackereien übelgesinnter Minister einheimischer Staaten (z. B. von Travancore) ausgesetzt, weil ihnen nicht wie bei uns die Mittel der katholischen Presse und Organisation zu Gebote stehen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle diese Bildungsanstalten von der größten Bedeutung und Nützlichkeit

für die katholische Sache und indirekt auch für die Mission sind. Ihnen ist es zu verdanken, daß der Katholizismus in Indien geachtet und einflußreich dasteht, daß die indischen Katholiken zu Bildung, Ansehen und Stellungen gelangen, daß auch unter den gebildeten Heiden so viele freundlich und wohlgesinnt dem Christentum und seinen Vertretern gegenüberstehen. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß daneben schwere Schattenseiten dem Missionsschulwesen anhaften. Vor allem muß es uns eigentümlich anmuten, daß in den meisten dieser Anstalten (eine Ausnahme macht die der Pariser in Pondichery) die Mehrzahl nicht bloß der Schüler, sondern auch der Lehrer heidnisch ist, das eine, weil die Nichtchristen durch ihr Schulgeld zum Unterhalt des Hauses und zum Studium der christlichen Schüler beitragen müssen, das andere, weil unter den Christen nicht genug Lehrer zu finden sind. Die gleichen Übelstände finden sich übrigens in den protestantischen Schulen; doch wird dort den heidnischen Schülern wenigstens obligatorischer Bibelunterricht erteilt, während die katholische Mission grundsätzlich auf diesen seinen Zweck doch verfehlenden Zwang verzichtet. Konversionen heidnischer Schüler sind in einem wie im andern Falle eine solche Seltenheit, daß die höhere Schule in Indien als direktes Missionsmittel fast ganz ausscheidet. Viel leichter können die niederen Schulen zur Bekehrung führen; aber sie sind leider nicht allgemein eingeführt, weil es wiederum an der genügenden Zahl christlicher Lehrkräfte fehlt. Darum ist es außerordentlich zu begrüßen, daß manche Diözesen, wie Trichinopoli und Quilon, zur Gründung eigener Lehrerseminarien übergegangen sind.

Viel schlimmer als mit den katholischen Schulen ist es mit der katholischen Presse Indiens bestellt. Zwar gibt es, wie ich mich z. B. in Trichinopoli und Pondichery überzeugen konnte, recht ansehnliche Missionsdruckereien, in denen viele Schriften zur Belehrung und Erbauung der Christen veröffentlicht wer-

den. Aber was mangelt, bitter mangelt, ist einerseits die einheimische Tagespresse, anderseits die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Heidentum. Für ersteres bieten die englischen Blätter und mehrere periodische Organe (wie der Examiner von Bombay, der Catholic Herald usw.) nur teilweisen Ersatz; für letzteres habe ich nur einige schüchterne Versuche in den Broschüren entdecken können, die der Spiritual des Kollegs von Trichinopoli im Dienste seiner Kongregation herausgibt. Wie an einer systematischen literarischen Vertretung des Christentums und Bekämpfung des Heidentums durch eigene Schriftsteller, so gebricht es auch an einer mündlichen in Form von Konferenzen durch gewandte und gelehrte, des Englischen völlig mächtige Redner.

Neben der Preßtätigkeit habe ich ferner die wirtschaftlich-caritative, wie sie beispielsweise in anderen Kolonien betrieben wird, fast vollständig vermißt. Weder zieht die Mission die Eingeborenen, die vielfach dem Müßiggang frönen, zur planmäßigen Arbeit in wirtschaftlichen Missionsanlagen heran (nur die Jesuiten in Trichinopoli haben es nicht ohne Erfolg mit Seidenwebereien versucht), noch verfügt sie über eigene Hospitäler oder medizinisch tüchtige Kräfte (nur stellenweise arbeiten katholische Schwestern in Regierungsspitälern). Beides findet in den spezifischen Verhältnissen Indiens einige Erklärung: der arbeitsscheue, in seiner Kaste (gewöhnlich auch zugleich Berufsart) gänzlich aufgehende Indier läßt sich nicht so leicht zu einer ständigen Beschäftigung anleiten wie der Neger oder Kanake; und für die unentgeltliche ärztliche Hilfe und Arzneiverteilung sorgt schon die Regierung durch ihre über das ganze Land zerstreuten Sanitätsstationen. Trotzdem verdient diese anderswo mit so reichen Früchten gesegnete Seite katholischer Missionstätigkeit auch seitens der indischen Missionspraxis stärkere Aufmerksamkeit und Pflege.

Endlich läßt die Organisation der indischen Katho-

liken viel zu wünschen übrig. Wir meinen hier nicht die rein kirchlich-hierarchische, die im Gegenteil seit Errichtung der indischen Diözesen durch Leo XIII. über das Missionsstadium hinausgeführt worden ist; auch nicht die exklusiv religiöse, die auch in Indien durch Kongregationen und Bruderschaften gut vertreten ist, sondern den Zusammenschluß in Vereinen, der nicht gleichen Schritt damit gehalten hat und noch in den allerersten Anfängen steckt. Wohl haben einige Stadtpfarreien ihre Klubs, aber sie sind meist zu lokal beschränkt und zu wenig zugkräftig. Für die soziale Hebung und Sicherung der indischen Christen haben die Jesuiten in Calcutta einzelne Werke aufgerichtet. Weiter greifende Organisationen, wie wir sie in Deutschland besitzen, namentlich unter den Gebildeten, sucht man vergebens, wenn man absieht von einer an die Marienkongregation des Kollegs angeschlossene Vereinigung ehemaliger Schüler von Trichinopoli und der vom Delegaten angeregten, leider noch allzu sehr auf dem Papiere stehenden Gesamtorganisation der Katholiken Indiens mit dem Sitz in Madras. Gerade zu Madras hat z. B. die so dringend nötige katholische Studentenkorporation im vorigen Jahre bloß deshalb wieder eingehen müssen, weil sich niemand fand, der die kleine Schuld von 400 Rupien (500 Mark) zahlen wollte!

Was aber in Indien am empfindlichsten und störendsten in den Hintergrund tritt, ist die eigentliche Heidenmission. Wenn auch einzelne Missionen redlich bemüht sind, diesem ihrem Hauptzweck nachzukommen, so steht doch der Gesamtzuwachs durch Bekehrungen nicht im Verhältnis zur Zahl der Christen wie der Missionare; ja wenn dieses Tempo anhält, so müßten wir unter den günstigsten Umständen, d. h. wenn keine Störung eintritt, noch Jahrtausende warten, bis ganz Indien bekehrt wäre. Der Grund dieses langsamen Fortschreitens kann nicht so sehr in den äußeren Bedingungen liegen, da der katholischen Missionstätigkeit staatlicherseits volle Be-

wegungsfreiheit eingeräumt wird und weite Schichten des indischen Volkes für den Samen des Evangeliums empfänglich wären. Die Hauptursache muß vielmehr darin gesucht werden, daß die wenigen verfügbaren Mittel und Kräfte teils durch die Schule, teils durch die Pastoration der Christen fast völlig in Anspruch genommen und von der Heidenbekehrung abgelenkt werden. Es sind daher schon Stimmen laut geworden, die der ausschließlichen Heidenmission auf Kosten der anderen Veranstaltungen das Wort reden, und auch unter den Missionaren kann man drei Richtungen unterscheiden, von denen die eine für die Schule, die andere für die Seelsorge, die dritte für die direkte Missionsarbeit eintritt. Die richtige Lösung wird alle drei Tätigkeiten möglichst miteinander verbinden müssen, da alle drei dem indischen Missionswesen notwendig sind und sich gegenseitig ergänzen. Leider versäumen dies einzelne Missionsgenossenschaften, indem sie trotz des ausgesprochenen Wunsches des Heiligen Stuhles nicht genug Kräfte in den Dienst der direkten Heidenmission stellen und um jeden Preis an ihrem „Monopol" festhalten, d. h. lieber Tausende von Menschenseelen im Heidentum zugrunde gehen lassen, als daß sie andere Gesellschaften zulassen würden.

Allerdings steht es auf diesem Gebiete mit der protestantischen Mission, auf die wir noch einen flüchtigen Seitenblick werfen wollen, nicht viel besser. Trotz der größeren Zahlen, die in den Statistiken der protestantischen Gesellschaften figurieren (die englischen rechnen z. B. auch die sog. Adherents zu ihren Christen), sind ihre eigentlichen Missionsfortschritte verhältnismäßig gering. Was aber ganz besonders gefährlich wirkt, auch für das Christentum überhaupt, ist das immer bedenklicher werdende Hinpendeln der protestantischen Mission zur Indifferenz und zum Independentismus; die Kompromisse, die selbst kirchliche Würdenträger öffentlich mit dem Heidentum schließen, die zunehmenden Symptome von Autoritäts- und

Dogmenlosigkeit drohen unsere Offenbarungsreligion völlig aufzulösen und ihr den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Dagegen muß anerkannt werden, daß in den kulturellen Leistungen die protestantische Mission der katholischen als Ganzes überlegen ist. Den vier katholischen Kollegien ersten Grades steht mehr als ein Dutzend protestantischer gegenüber, die im allgemeinen auf der Höhe und gut geführt sind, wie mir das eine Beispiel des Christian College in Madras zeigte, das immer noch kein katholisches Gegenstück in der Stadt selbst zur Seite hat. Vollends auf dem Gebiete der Presse, der Organisation, der Medizin usw. ist die protestantische Mission der unsrigen weit voraus; ich erinnere nur an ihre vielen Missionsärzte, an ihre christlichen Vereine junger Männer und an ihre christliche Literaturgesellschaft. Gibt also Grad und Umfang der geistigen, kulturellen Superiorität den Ausschlag — und jedenfalls kommt sehr viel darauf an —, so muß der Sieg dem Protestantismus zufallen, falls wir uns nicht zu gleicher Höhe aufschwingen. Und da die protestantische Mission in Indien nach der religiös-dogmatischen Richtung hin mehr destruktiv und nivellierend als aufbauend wirkt, wäre ein solcher Sieg gleichbedeutend mit einer Niederlage des positiven Christentums.

Wenn aber die katholische Mission in diesem Punkte so vielfach im Rückstand ist, wenn ihr die hinreichenden Mittel und Kräfte fehlen, um die Ungleichheit wett zu machen und die Lücken auszufüllen, — dies sei zu ihrer Entschuldigung und zur Wahrung der Gerechtigkeit gesagt — so liegt die Schuld daran nicht so sehr an den Missionskreisen selbst, als an der christlichen Heimat, die Indien nur mangelhaft unterstützt. Namentlich das katholische Deutschland hat bisher viel zu wenig an die indische Mission gedacht und für sie getan, teilweise von der Vorstellung befangen, das Christianisierungswerk unter den Indern gehe es nichts an. Ich selbst muß gestehen, daß ich

Dogmenlosigkeit drohen unsere Offenbarungsreligion völlig aufzulösen und ihr den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Dagegen muß anerkannt werden, daß in den kulturellen Leistungen die protestantische Mission der katholischen als Ganzes überlegen ist. Den vier katholischen Kollegien ersten Grades steht mehr als ein Dutzend protestantischer gegenüber, die im allgemeinen auf der Höhe und gut geführt sind, wie mir das eine Beispiel des Christian College in Madras zeigte, das immer noch kein katholisches Gegenstück in der Stadt selbst zur Seite hat. Vollends auf dem Gebiete der Presse, der Organisation, der Medizin usw. ist die protestantische Mission der unsrigen weit voraus; ich erinnere nur an ihre vielen Missionsärzte, an ihre christlichen Vereine junger Männer und an ihre christliche Literaturgesellschaft. Gibt also Grad und Umfang der geistigen, kulturellen Superiorität den Ausschlag — und jedenfalls kommt sehr viel darauf an —, so muß der Sieg dem Protestantismus zufallen, falls wir uns nicht zu gleicher Höhe aufschwingen. Und da die protestantische Mission in Indien nach der religiös-dogmatischen Richtung hin mehr destruktiv und nivellierend als aufbauend wirkt, wäre ein solcher Sieg gleichbedeutend mit einer Niederlage des positiven Christentums.

Wenn aber die katholische Mission in diesem Punkte so vielfach im Rückstand ist, wenn ihr die hinreichenden Mittel und Kräfte fehlen, um die Ungleichheit wett zu machen und die Lücken auszufüllen, — dies sei zu ihrer Entschuldigung und zur Wahrung der Gerechtigkeit gesagt — so liegt die Schuld daran nicht so sehr an den Missionskreisen selbst, als an der christlichen Heimat, die Indien nur mangelhaft unterstützt. Namentlich das katholische Deutschland hat bisher viel zu wenig an die indische Mission gedacht und für sie getan, teilweise von der Vorstellung befangen, das Christianisierungswerk unter den Indern gehe es nichts an. Ich selbst muß gestehen, daß ich

von diesem Vorurteil nicht ganz frei war; fand ich es doch kaum der Mühe wert, Indien auf meiner Durchreise zu besuchen. Der Einblick, den ich in der kurzen Zeit an Ort und Stelle gewonnen habe, hat mich von dieser vorgefaßten Meinung geheilt und gelehrt, wie wichtig auch für uns das indische Missionsfeld ist, wieviel daselbst für unser Christentum und unsere Kultur auf dem Spiele steht. Es ist daher höchste Zeit, daß die deutschen Katholiken, Klerus wie Volk, sich ihrer Pflichten dem indischen Kontinent und seinen Bewohnern gegenüber bewußt werden und ihr Versäumnis nachholen, indem sie der indischen Mission mehr Berufe und Almosen als bisher zuführen, indem sie sich namentlich der bisher verwahrlosten Zweige des kirchlichen Lebens in Indien liebevoll und energisch annehmen. Noch dringender gilt diese Aufgabe freilich für die englischen Katholiken, die ihren indischen Kolonien gegenüber in besonderer Weise verpflichtet wären und doch bisher fast die ganze Arbeit anderen Nationen überlassen haben.

4.

Von Indien nach dem Herzen Chinas.

Eine wundervolle Nacht an Bord des majestätischen Reichspostdampfers „Prinz Eitel Friedrich"! Ein herrliches Flimmern und Glitzern und Glühen unten wie oben, wie man es nur in den Tropen erleben kann; unten das geheimnisvolle „Meeresleuchten", Tausende und aber Tausende auf- und niedertauchender lebendiger Funken in zischender Flut; oben der funkelnde Sternenhimmel, der hier ein so ganz anderer ist als in der Heimat. Besonders aber vier Sterne sind es, deren Figur sich unter allen übrigen durch ihren eigenartigen Glanz abhebt: das „südliche Kreuz". Von allmächtiger Schöpferhand

ans Firmament gezeichnet, flammt es gleich jenem konstantinischen Feuerzeichen, dessen Jubelfeier wir in diesem Jahr begingen, auf diese östlichen Länder und Völker hernieder, die noch immer unter der Fessel des Heidentums in Finsternis und Todesschatten schmachten. Wann wird endlich das „In hoc signo vinces" auch hier verstanden und zur Wahrheit werden? Wann wird im äußersten Osten der moderne Konstantin erstehen, der es zu deuten und in die Tat umzusetzen weiß?

Wir haben Colombo verlassen und steuern Indochina zu, der großen hinterindischen Halbinsel, die Indien mit China verbindet und auch ethnographisch einen Übergang, eine Mischung zwischen beiden Riesenreichen darstellt. Wir kommen zunächst nach Penang und Singapore, den beiden Endpunkten der zu Britisch-Indien gehörenden Landzunge Malacca, der sog. Straits-Settlements, gegenüber der langgestreckten Insel Sumatra, die einen Teil von Niederländisch-Indien bildet. Der kirchlichen Zugehörigkeit nach befinden wir uns im Bistum Malacca (Residenz Singapore), das gleich den meisten Vikariaten Hinderindiens von der Pariser Missionsgesellschaft verwaltet wird.

In Penang grüßen uns saubere Straßen, moderne und doch dem Landschaftsbilde angepaßte Villenanlagen und eine mannigfaltige, erfrischende Vegetation, die im berühmten botanischen Garten gipfelt. In Singapore begegnen wir dem hastigen Gedränge europäischen Erwerbs- und Großstadtlebens, das der unaufhörliche internationale Verkehr mit all seinen Licht- und Schattenseiten hierher gezaubert, das aber in vielem die Formen und Farben des Landes und Volkes angenommen hat. In solcher Atmosphäre kann das Werk der eigentlichen Glaubensverbreitung nicht gut gedeihen, doch ist die katholische Mission redlich bestrebt, das Bestehende lebendig zu erhalten und die zusammengewürfelte Menge vor den vielen Gefahren der Verführung zu bewahren. Die Kirchen sind nach

Rassen geschieden, so daß jede Stadt vier Pfarreien besitzt, für die Europäer bzw. Eurasier, die Indier und die beiden Kategorien der Chinesen, die hier einen großen Teil des Handels in der Hand haben. Am empfänglichsten und zuverlässigsten erweisen sich die letzteren, während die zugewanderten Indier nicht sehr standhaft und die malayischen Urbewohner ganz im Islam verstrickt sind. Mit der Kathedrale in Singapore ist ein Klub für alle Katholiken der Stadt, mit der Pfarrkirche in Penang ein solcher für die Europäer verbunden, während sonst die katholische Organisation wie Presse sehr darniederliegt. An beiden Orten (ebenso in Malacca) leiten die christlichen Schulbrüder (Frères des écoles chrétiennes) eine nach englischem System eingerichtete, staatlich subventionierte und beaufsichtigte „Hochschule" mit gutem Erfolg und ohne finanzielle Belastung der Mission, in Penang mit 1400, in Singapore mit 1200 teils christlichen, teils heidnischen Schülern. Nicht weniger erfolgreich arbeiten die französischen Schwestern von St. Maur an der höheren Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend; ihre High School in Singapore, geradezu ein Museum verschiedenster Rassen und Religionen, macht den günstigsten Eindruck, und namentlich die vornehme Reinlichkeit der Mädchen, der internen (200) wie der externen (600), sticht vorteilhaft von ihrer orientalischen Umgebung ab. Auch im hinterindischen „Generalseminar" zu Penang, dem ich ebenfalls einen Besuch abstattete, herrscht im allgemeinen ein guter Geist und musterhafte Ordnung, wenn es auch im Umfang und Lehrziel nicht an das vorderindische Generalseminar von Kandy herankommt.

Während die Jesuitenmission im gegenüberliegenden indischen Archipel unter der Herrschaft Hollands sich nur langsam entfalten konnte und erst seit der Übernahme durch die holländischen Kapuziner ein Umschwung zum Bessern eingetreten ist, treffen wir in dem von französischem Einfluß beherrschten, meist

auch in französischem Kolonialbesitz befindlichen Hinterindien oder Indochina unter den Pariser Missionaren eine alte, seit Generationen durch lange und häufige Verfolgungen bis zum Martyrium bewährte Christenheit. Auch heute noch zeichnen sich die nach Hunderttausenden zählenden anamitischen Katholiken durch ihren tief religiösen Sinn und einen starken einheimischen Klerus aus. Leider wird der Fortgang des Missionswerkes sehr behindert durch das kulturkämpferische Gebaren der französischen Regierung, deren Vertreter und Beamte freilich vielfach der Mission wohlwollender gegenüberstehen als ihre Auftraggeber. Bei der Verhaßtheit des französischen Regiments, mit dem die europäischen Missionare trotz aller trüben Erfahrungen nur allzu oft gemeinsame Sache gemacht haben, ist es psychologisch begreiflich, daß in neuester Zeit einige eingeborene Geistliche sich ihrerseits zur indirekten Teilnahme an der nationalen Reaktion fortreißen ließen und dadurch die Mission in arge Verlegenheit brachten. Ein richtiges Urteil in diesen Dingen zu fällen, ist nicht leicht; um so mehr bedaure ich, daß mir meine knapp bemessene Zeit und das Gebot der Selbstbeschränkung nicht erlaubte, dieses wichtige und interessante Missionsfeld zu besuchen.

Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich statt dessen nach dem Hauptziel meiner Reise, dem gigantischen Reich der Mitte. Ich kam allerdings in Hongkong mit der Absicht an, sofort nach Neuguinea weiterzufahren; aber die Korrespondenz, die ich nach meiner Landung traf, und der mündliche Meinungsaustausch mit einem der einflußreichsten Missionare bestimmte mich, zur Erleichterung und Vorbereitung meiner Pläne vorerst in China zu bleiben und sofort nach dem Inneren aufzubrechen, soweit es die ungeheueren Distanzen und die spärlichen Reiseverbindungen zu Wasser und zu Lande zuließen. Eine systematische Schilderung der einzelnen Reichsteile und ihrer Missionsverhältnisse muß ich für die folgenden Berichte auf-

schieben, um vorläufig nur meine ersten allgemeinen Eindrücke über Land und Leute niederzulegen.

Hongkong, das ich zunächst betrat, ist das erste der großen Tore, die das Reich der Mitte den Abendländern aufgetan hat. Hier auf der Insel Viktoria hat sich Albion, die kluge Beherrscherin der Meere, die alle großen Handelsstraßen und Knotenpunkte mit ihren Emporien bedeckt, schon 1841 einen hervorragenden Platz an der chinesischen Sonne gesichert und seinen Einfluß in einem solchen Umfang nach Norden ausgestrahlt, daß der Gedanke an eine Brechung desselben utopisch wäre. Die „öffentlichen Werke", die England in Hongkong geschaffen, Straßen, Verkehrsmittel, Post und Telegraph, Beleuchtung und Wasserleitung, Polizei und Feuerwehr, Unterrichts- und Medizinalwesen, als Schlußstein die prachtvolle neue Universität, sind vielfach geradezu vorbildlich und verdienen alle Anerkennung. Deutschland ist in China wie in der ganzen Weltpolitik viel später auf den Plan getreten, zu spät, um das Versäumte vollständig nachholen zu können. Aber es muß zu seinem Ruhm gesagt werden, daß es in neuester Zeit energisch und zielbewußt seine Aufgaben und Interessen im äußersten Osten ins Auge faßt und wahrt. Auch in Hongkong hat es sich unter den schwierigsten Verhältnissen eine geachtete Stellung errungen; die deutsche Kolonie wird von allen wegen ihres Korpsgeistes und ihrer Rührigkeit gerühmt. Der deutsche Handel hat sich binnen weniger Jahre zu einem mächtigen Rivalen des englischen entwickelt; auch französischerseits sagt man den Deutschen nach, daß sie viel praktischer, fleißiger und anpassungsfähiger seien als die Engländer. Neben diesen Hauptnationen treten die anderen Europäer in Hongkong stark zurück, dafür aber breitet sich das einheimische Element immer kräftiger aus. Es ist ein ameisenartiges Rennen und Jagen und Treiben ohne Ende, besonders in der reichbelebten Chinesenstadt. Wir haben einen ganz anderen Menschenschlag vor uns als in Indien:

in der Genügsamkeit mit ihm verwandt, zeichnet sich der Chinese vor dem Inder durch seine zähe, rastlose Arbeitsamkeit aus, so daß der apostolische Delegat ihn nicht ohne Grund den Deutschen des Ostens genannt hat. In der Anlage und im Panorama nimmt es Hongkong mit den schönsten Plätzen Europas reichlich auf, ob man nun von dem vermittelst einer Zahnradbahn erreichbaren Pick her auf Stadt und Meer herabsieht, oder ob man vom Dampfer aus zu dem bei Tage vom Glanz der Sonne bestrahlten, bei Nacht von zahllosen Lichtern zauberhaft übersäten Abhang hinaufsieht, an den die Häuser und Villen sich anschmiegen. Wundervoll ist namentlich der von mir oft wiederholte Spaziergang von dem mit der Zahnradbahn bestiegenen „Pick" über Pockfulum, das idyllische Heim der Pariser Missionare, an den Friedhöfen der verschiedenen Religionen vorbei nach der Stadt herunter.

Ein ganz anderes Stadtbild bietet sich in Schanghai dar, wohin uns „Prinz Eitel Friedrich" nach einer dreitägigen Fahrt durch das schmutziggelbe chinesische Meer weiterbrachte. In der Mitte der chinesischen Küste und an der Mündung des Jangtsekiang gelegen, untersteht diese gleichsam den Pulsschlag Chinas darstellende Weltstadt gemeinschaftlich sämtlichen europäischen Mächten und wird von einem internationalen Munizipalrat regiert. Dem malerischen Hafen entlang schließen sich in stolzer Reihe die europäischen Konsulate, Banken, Firmen, Agenturen, Hotels, Klubs aneinander, und hinter ihnen folgen auf weiter Fläche die chinesischen Straßenviertel mit ihren bunten, farbensatten, vielverschnörkelten Verkaufsläden und Rieseninschriften, zwischendurch neben den Rikschas die Automobile und Elektrischen wie in Europa. Auch hier sind die Chinesen das unermüdlich tätige Ameisenvolk, das uns bei allem Schmutz und Geschrei doch Liebe und Achtung abgewinnen muß. Im Takte seufzend tragen die Kulis zwischen sich an langen Stangen willig und geduldig um ein paar Groschen

die schwersten Lasten. Der fruchtbare Boden außerhalb der Stadt ist bis auf das letzte Fleckchen gartenartig parzelliert und angepflanzt, obschon allenthalben noch Platz erübrigt ist für die zahllosen Grabhügel und Grabhüttchen der verstorbenen Familienglieder. Unter den europäischen Völkern wiegt in der Kolonie, im Handel und in der Sprache wiederum das englische vor. Aber neben ihm haben sich im Unterschied zu den Franzosen, die trotz ihrer eigenen „Konzession" (neben der internationalen) und ihres besonderen Munizipalrats immer mehr zurückgehen, die Deutschen in wenigen Jahren zu einer ansehnlichen Stellung aufgeschwungen. Dank ihrer Billigkeit bei relativer Solidität hat die deutsche Ware sukzessiv die französische, englische und amerikanische geschlagen, um jetzt freilich ihrerseits von der unreellen japanischen unterboten und bedroht zu werden. Einen starken Rückhalt und Zusammenschluß findet das Deutschtum in Schanghai am deutschen Klub, einem der feinsten Gebäude der Stadt, am deutschen Generalkonsulat und am Ostasiatischen Lloyd, dem Organ für deutsche Interessen in China. Auch an der wissenschaftlichen Beeinflussung des chinesischen Geisteslebens beteiligt sich Deutschland in Schanghai erfolgreich durch seine medizinische Fachschule, der eine deutsche Sprachschule als Vorbereitungskursus angegliedert ist und kürzlich auch eine Ingenieurschule beigefügt wurde. Tüchtige Lehrkräfte, schöne Gebäude, große Säle, gute Institute und Einrichtungen zeichnen die von deutschen Kaufleuten und vom Reich unterhaltene Anstalt aus, so daß sie bereits im ganzen 180 Schüler unterweist, die sie sämtlich in ihrem sauberen, wohlgeordneten Internat beherbergt.

Von Schanghai ging die Dampferfahrt auf dem Jangtsekiang vier Tage hindurch weiter bis nach Hankau, dem Endpunkt der Dampfschiffahrt, dem Mittel- und Knotenpunkt des ganzen Reiches. Der Riesenstrom, ein fließendes gelbes Meer, von dessen einem Ufer man kaum das andere erblicken

kann, paßt ganz zum Riesenreiche, das er der Breite nach durchquert, und übersteigt in seinen Dimensionen alle europäischen Vorstellungen. Während noch vor einem Jahrzehnt unsere Missionare auf ärmlichen Segelbooten mühsam und langsam den „blauen Fluß" hinauffahren mußten, können ihn jetzt im Hochsommer die größten und stolzesten Seedampfer bis Hankau befahren, bei Nebel freilich wegen mangelnder Orientierung nicht ohne Gefahren, da das Flußbett sehr veränderlich ist und die Sandbänke sich oft verschieben.

Im übrigen ist die Fahrt auf unserm englischen Schiff Tuckwo recht angenehm, Bewirtung und Bedienung (durch chinesische Stewards) ausgezeichnet, die Reisegesellschaft durchweg freundlich. In den freien Stunden unterhalte ich mich mit den beiden für Südschansi bestimmten holländischen Franziskanern und einigen protestantischen Missionaren über chinesische Missionsprobleme. Während bei uns in der ersten Klasse nur Europäer sich befinden, sind die Eingeborenen in der zweiten oder dritten untergebracht, zum Teil untergepfercht; an den Stationen rudern sie auch vom Land herüber und bieten uns Waren an. Mag es dabei zeitweise auch sehr laut und unsauber zugehen, im allgemeinen sind es doch stille, ernste, höfliche, friedfertige Leute, die sich in ihrem Äußern gar nicht mehr so sehr von uns unterscheiden, nachdem die Männer ihren Zopf abgeschnitten und die Frauen ihre Füße von der Einschnürung befreit haben. Aber auch das menschliche Elend tritt uns auf Schritt und Tritt in den abstoßendsten Gestalten entgegen, vor allem in den notdürftig von hundert Fetzen bedeckten Bettlern, die von ihren schwimmenden Fässern aus uns ihren langen Beutelstab unter jämmerlichem Geschrei entgegenhalten. Fast überall sieht man nach beiden Seiten hin neben wenigen schönen pagodengekrönten Felseninselchen (Tsiauschou und Siaukuschou) flaches Land, mit Reisfeldern und Maulbeerpflanzen bedeckt, nur selten durch kahle Berge und Vorsprünge oder durch Han-

delsplätze und Städte unterbrochen, aus deren winzigen Häusern bloß die hohen Pagodentürme und die schmucken christlichen Kirchen hervorragen.

Wo das Schiff anlegt, steigen auch wir aus (in Chiukiang, Nanking, Wuhu, Kiukiang). Am bedeutendsten ist Nanking, der von hohen, breiten Mauern eingefaßte, 38 Kilometer im Umfang messende Sitz der alten (von den Mandschu gestürzten) Mingdynastie, reich an ehrwürdigen Denkmälern aus längst verschwundener Zeit (Mausoleum des Kaisers Hungwu und Ruinen der Porzellanpagode), reich aber auch an Spuren der Verwüstung und des Niederganges. Als ich die Hafenstadt betrat, staunte ich über die vielen kahlen Mauern, die sich meinem Anblick darboten; es waren die Aufständischen, die hier vor zwei Monaten gerade die schönsten, europäisch gebauten Häuser erbarmungslos in Brand geschossen hatten. Auch die schon 1864 von den Taipingrebellen halb zertrümmerte Kaiserstadt im Innern, die ich auf meiner Rückreise besuchte, ist von den beiden neuesten Revolutionen arg mitgenommen worden. Noch immer sind die großen Firmenhäuser geschlossen und steht vor dem deutschen Konsulat eine militärische und eine polizeiliche Wache. Daß der Belagerungszustand andauert, ersah ich daraus, daß ich abends nur unter Vorweisung eines vom Konsul mir freundlichst besorgten chinesischen Passes zum Tore hinausgelassen wurde. Diese Vorsichtsmaßregeln sind nicht ganz unbegründet; denn wie verlautet, sind für die nächsten Tage neue Unruhen und Erhebungen signalisiert, so daß man froh sein kann, Nankings Mauern hinter sich zu haben.

In Kiukiang, dem Zentrum der Silber- und Porzellankunst, hatte ich auch Gelegenheit, das chinesische Volksleben näher zu beobachten. Überall kleine, enge Gäßchen und niedrige offene Läden, meist starrend von Schmutz und Gestank, aber in einem nimmer ruhenden Gewoge und Gedränge kleiner Menschen, von denen die Männer fast ebenso effeminiert aussehen

wie die Frauen. Nur am Hafen sah ich größere Gruppen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Schauerromane lauschten, welche ein Erzähler, gewöhnlich ein verkrachter Literat oder ein ausgemergelter Opiumraucher unter Begleitung seiner Klapper und leidenschaftlichen Gesten nach homerischer Weise vortrug oder vielmehr vorsang, indem er ganze Abschnitte aus den alten Geschichtsbüchern nach dem Gedächtnis herunterleierte. Überhaupt pflegt der Chinese, auch der christliche, bei allem zu singen: singend beten die Gläubigen in der Kirche, singend lernen die Kinder und Katechumenen den Katechismus, singend erklärt ihn der Katechet und predigt der Missionar. Noch eine andere Szene wird mir unvergeßlich bleiben: als ich das Vinzenzhospital besichtigte, brachten einige Kulis auf elendem Strohkorb einen Verwundeten, den sie mit zerschmetterten Beinen aufgehoben hatten; freundlich dankte ihnen die Schwester für das gute Werk, aber roh lachend erwiderten sie, man möge ihnen ihren Lohn geben, und feilschten mit dem Verunglückten, während sich dieser vor Schmerzen wand, bis er das verlangte Geld herausgegeben hatte. Solche häßliche Züge, die sich tagtäglich wiederholen, zeigen doch, wie hart und gefühllos, wie selbst- und gewinnsüchtig der Chinese ist, wenigstens wenn er nicht durch das Christentum veredelt wird. Darum auch sein unbezwinglicher Hang zum skrupellosen Lügen und Stehlen.

Mit Hankau will ich meinen Reisebericht abschließen. In diesem gewaltigen, von anderthalb Millionen bevölkerten Städtetrio (Hankau, Utschang und Hanyang), dessen Riesenpanorama von den Höhen der katholischen Kathedrale aus überwältigend vor uns liegt, befinden wir uns tatsächlich im Herzen Chinas. Hier, am Kreuzungspunkt des Jangtsekiang mit der Pekinger Bahn, laufen jetzt schon alle Wege des chinesischen Wirtschaftslebens zusammen, und noch größer wird die Hankau beschiedene Zukunft sein. Auch haben sich die Europäer in ihren Konzessionen, Konsulaten, Handelsfirmen und Besitzungen eine

starke, nicht mehr zu brechende Position gesichert, während die Chinesenstadt trotz ihrer nicht minder großen Regsamkeit im Vergleich dazu wie die Nacht vom Tage absticht. Gut vertreten ist unter dem europäischen Element auf der einen Seite das Deutschtum, auf der anderen die katholische Mission. Der deutsche Handel stellt nicht weniger als 70 Prozent des gesamten Hankauer Handels dar.

Viel weniger tröstlich ist unsere kirchliche wie nationale Vertretung in bezug auf die höheren Kulturbestrebungen. Schanghai, Nanking und Hankau sind geradezu geistige Hochburgen der englisch-amerikanischen protestantischen Mission geworden durch ihre dort konzentrierten Schul- und Preßunternehmungen; die katholische Mission steht hierin hinter jenen noch weit zurück, und am wenigen, was sie aufzuweisen hat, ist Deutschland fast völlig unbeteiligt. Eingehender werden wir auf diese wunden Punkte zu sprechen kommen, wenn wir die Missionslage im Zusammenhang behandeln. Aber schon jetzt dürfen wir im Gegensatz zum indischen Missionsfeld als das Charakteristische der Chinamission hinstellen, daß sie ihr Schwergewicht fast ausschließlich auf die individuelle Heidenbekehrung verlegt, die kulturellen Mittel dagegen ganz zurücktreten läßt, daß sie es mehr darauf absieht, schöne Kirchen als große Schulen zu bauen. Insofern hat P. Schwager, meines Wissens der beste Kenner der ostasiatischen Mission (wenigstens in der Heimat), zugleich derjenige, der mich am meisten zu meiner Studienreise drängte, den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er mir schrieb: „Sollten Sie nach Indien gehen, dann werden Sie erstaunt sein über den Kontrast zwischen dem dortigen Glanz einerseits und der Schlichtheit Chinas und der chinesischen Missionsanstalten andererseits."

5.

Von China nach der deutschen Südsee.

Macao! Welch glorreiche Ereignisse und Erinnerungen aus der Profan- wie Kirchengeschichte knüpfen sich an diesen Namen! Hier war der äußerste Vorposten der portugiesischen Kolonialmacht, hier auch der erste Ausgangspunkt der chinesischen Mission. Bis hierher drangen jene kühnen Seefahrer, deren Unerschrockenheit und Unternehmungslust uns heute noch in Staunen setzt und angesichts der viel ungünstigeren Verhältnisse alle späteren Kolonialunternehmungen wie Kinderspiel weit hinter sich zurückläßt; von hier aus rückten die nicht minder todesmutigen ersten Apostel des Reiches der Mitte in das ihnen noch durch Edikte unter Todesstrafe verschlossene Land ein. Ich durfte China nicht verlassen, ohne eine historisch so denkwürdige Stätte besucht zu haben. Ein englischer Dampfer brachte mich um hohen Fahrpreis von Hongkong hin und zurück. Was ich fand, war nicht viel mehr als eine Ruine, das konträre Gegenstück der gegenüberliegenden britischen Hafenstadt, von der die portugiesische völlig in Schatten gestellt worden ist, ein getreues Abbild des von England aus seiner Weltmachtstellung verdrängten Portugal. Noch immer erinnern die portugiesischen Straßen- und Schiffnamen (z. B. das Kriegsschiff „Ol Terror de los Mares"!) und die stolze Haltung der Bewohner an die alte Herrlichkeit; aber Gras wächst über den Straßen, die Kriegsdampfer und Befestigungen sind veraltet und fast unbrauchbar, die Macaisten verarmt, verachtet und sittenlos. Macao ist zur wahren Pest für die Umgebung geworden, von deren Laster es lebt, als Spielhölle, Opiumplatz und Bordell. Außer dem botanischen Garten und der Camoënshöhle gibt es wenig Sehenswürdigkeiten mehr, die den Blick des Wanderers erfreuen. Tief ergriffen stand ich vor der im letzten Jahrhundert durch ein Erdbeben (man betrachtete es als Gottesgericht) zerstörten

Johanniskirche, von der neben den Umfassungsfundamenten und der breiten Steintreppe nur noch eine prunkvolle Fassade als Symbol verfallener Pracht hoch in die Lüfte ragt. Zwar besitzt Macao noch jetzt Bischof, Domkapitel und Klerus mit reichen Kirchen und Anstalten, aber sie vermögen nicht einmal dem sittlich-religiösen Niedergang ihrer Christen zu steuern, geschweige denn daß sie an ernstliche Heidenbekehrung denken.

Nach dreitägiger qualvoller Fahrt auf dem südchinesischen Meer, das so stürmisch war, daß wir die ganze Zeit in der hermetisch geschlossenen Kabine liegen mußten, langte ich in der Philippinenhauptstadt Manila an. Wie Macao die östlichste Besitzung der Portugiesen, so waren die Philippinen die westlichste von Spanien, das als Kolonial- und Seefahrermacht ebenso wie Portugal unsere Bewunderung verdient. Es muß ihm nachgerühmt werden, daß es die Eingeborenen (bezw. Mestizen) mit Hilfe der Kirche und der Orden kulturell relativ hoch emporgebracht und längst nicht so unmenschlich mit ihnen gehaust hat wie in Amerika, trotz der sich daran knüpfenden Mißwirtschaft, aus deren Chaos das neue amerikanische Regiment sich noch nicht hat herauswinden können. Stadt und Land sind noch voll von Denkmälern aus der spanischen und damit offiziell katholischen Zeit, namentlich die von moosbedeckten Ringwällen umgebene alte Innenstadt (Intramuros). Hier finden wir auf engem Raum vereinigt außer einer Reihe von Monumenten — des Königs Karl II., der Königin Isabella II., des Entdeckers Magelhaes, des Erzbischofs Benavides — nicht weniger als zehn im spanisch-halbmaurischen Stil erbaute und überreich geschmückte Kirchen: an der Spitze die blendend weiße byzantinische Kathedrale mit silbernem Hochaltar, weiter Kuppel und viersäuligen Pfeilern; in der Nähe die gotische Dominikanerkirche mit zierlichen Portalen, Altären und Kanzel; die Jesuitenkirche, deren künstlerisches, von einheimischen Handwerkern und aus einer einheimischen Mahagoniart gefertigtes

Innere einem wahren Schmuckkästchen gleicht; die alte Augustinerkirche mit dem anstoßenden Konvent und Kreuzgang; die Franziskaner-, Rekollektenkirche usw. Auch eine Reihe katholischer Stiftungen und Anstalten hat den Sturm überdauert, große Hospitäler, wie die von S. Juan de Dios und San Pablo, Hospizien wie das von San José und das von St. Paul, schöne Kollegien wie das Ateneo der Jesuiten, das von St. Isabella, vor allem die von Dominikanern geleitete St. Thomasuniversität, die kürzlich ihr dreihundertjähriges Stiftungsfest gefeiert hat und alle Fakultäten umfaßt, gegenwärtig freilich in einer starken Krisis begriffen ist, weil ihr der amerikanische Staat nicht dieselben Rechte zuerkennen will wie der neuen Regierungshochschule. Weltberühmt ist die Jesuitensternwarte von Manila, das „Centralobservatorium des Philippinen-Wetterbureaus", gestiftet von P. Faura S. J., geleitet vom bekannten Meteorologen und Taifunforscher P. José Algué, dem Verfasser von „The Cyclones in the Far East", finanziell unterstützt von der Regierung, in der Ausstattung Schanghai noch vielfach übertreffend.

Trotz dieser vielen imposanten Überreste einer stolzen Vergangenheit leidet das kirchlich-religiöse Leben in Manila und den Philippinen ähnlich wie in Macao stark unter Veräußerlichung und Zuchtlosigkeit. Die Revolution und Annexion traf die Katholiken fast gänzlich unvorbereitet und spielte darum den unkirchlichen Elementen das Heft in die Hände. Nachdem die meisten Ordensleute infolge des eingetretenen politischen Wechsels die Philippinen hatten verlassen müssen, trat ein sehr empfindlicher Priestermangel und damit Hand in Hand eine grauenvolle Verwilderung ein. Auch die neueren Kongregationen, welche der neu eingesetzte, mit den Verhältnissen noch wenig vertraute amerikanische Episkopat aus Europa herbeirief (deutsche Steyler, belgische Scheutvelder, holländische Missionare vom heiligsten Herzen, englische Millhiller), geben sich große

Mühe, können aber bei weitem nicht allen Bedürfnissen genügen und der Trägheit des einheimischen Weltklerus kein hinreichendes Gegengewicht bieten. Seelsorge wie Heidenmission liegt darnieder, Gottesdienst, Predigt und Sakramentenempfang wird nur notdürftig durch geräuschvolle Novenen und Festlichkeiten ersetzt. Die Jugend wächst meist religionslos auf, da das katholische Schulwesen sehr mangelhaft organisiert ist und den Kampf mit den freigeistigen Staatsschulen nicht aufnehmen kann; um so verdienstlicher sind die Anstrengungen der spanischen Dominikaner, Jesuiten und Benediktiner für den höhern Unterricht auf männlicher, unserer deutschen Schwestern (Benediktinerinnen von St. Ottilien und Dienerinnen des göttlichen Wortes) auf weiblicher Seite. Die katholische Presse ist durch die Tageszeitung „Libertas" vertreten, die auch als Wochenausgabe in der eingeborenen Tagalensprache erscheint, aber sie vermag das Übergewicht der liberalen Blätter nicht zu brechen. Zur politischen Organisation der Katholiken hat man ein „katholisches Centrum" eingeführt, das die Statuten des deutschen Zentrums angenommen hat und nach seinem Muster zu arbeiten denkt; aber um durchschlagende Wirkungen auszuüben, fehlt dem Instrument die Seele und die genügende Zahl williger Kräfte. Um die katholische Studentenwelt nimmt sich eifrig die im „Ateneo" aufgerichtete Marienkongregation an, die ähnlich wie an den indischen Jesuitenkollegien auch Jahresberichte und Flugschriften herausgibt; aber sie kann nicht verhindern, daß alljährlich eine Menge von jungen Leuten in den auch von Katholiken benützten und unterstützten protestantischen Dormitorien und Organisationen (besonders der „Jung-Männer-Vereinigung") der Kirche verloren geht. So sind die Katholiken trotz ihrer numerischen Überzahl im öffentlichen Leben wehrlos der Übermacht der Freimaurer und Protestanten ausgeliefert.

Von Manila aus fuhren wir zwei volle Tage und Nächte

in ruhiger, angenehmer, abwechslungsreicher See zwischen den philippinischen Inseln hindurch. Es sind im ganzen nicht weniger als 3148 Eilande mit reicher Flora, aber an den Ufern von Mangrovengebüsch bedeckt, das derart mit den Wurzeln im Sumpf verwachsen ist, daß es fast nicht ausgerottet werden kann, obschon es zahllose todbringende Fieber- und Moskitonester birgt, wie die aufsteigenden Dämpfe und Nebel verraten. Nach weiterer dreitägiger stürmischer Fahrt erreichten wir die erste deutsche Südseeinsel, das zu den Karolinen gehörende Jap, eine schöne und freundliche, langgestreckte Insel. Vorn über der modern gebauten Kolonie gewahrten wir die katholische Mission, am Strande außer dem Telefunkenturm mehrere durch hohe Giebel charakterisierte Eingeborenenhütten, hinter den Mangroven die Kokosnußpalmen. Links hob sich ein gestrandetes Wrack gespensterhaft vom Hintergrund ab, rechts lagen am Gestade die beiden deutschen Marineschiffe „Comorran" und „Condor", letzteres mit dem Abschiedswimpel versehen, da es am folgenden Tage zur wohlverdienten Ruhe nach Deutschland zurückkehren sollte, nachdem es ein ganzes Vierteljahrhundert allen Stürmen getrotzt hatte. Leider durften wir nicht an Land gehen, dafür kamen Eingeborene an Bord, ein kräftiger Schlag mit dürftigster Kleidung und einem Pfeilkamm im dichten Haarschopf. In kirchlicher Beziehung gehört Jap zu dem von rheinisch-westfälischen Kapuzinern verwalteten Vikariat der Karolinen und Marianen, setzt aber durch die eingewurzelten heidnischen Gewohnheiten dem Bekehrungswerk große Schwierigkeiten entgegen, während die nördlicher gelegenen Marianen schon seit Generationen dem Christentum gewonnen sind.

Von Jap an hatte unser „Prinz Waldemar" eine ruhige Fahrt durch die vitriolblauen, bald ölglatten bald gekräuselten Fluten der deutschen Südsee. Bald erreichten wir Maron, einen wunderhübschen, dicht mit Kokospalmen bewachsenen Atollenkranz, der wie Blumenbeete aus dem Meer hervortauchte.

Das ganze Besitztum gehört dem reichen Konsul Wahlen, der auf der Spitze der größten Insel sich eine stolze Villa erbaut hat. Wir machten daselbst einen erfrischenden Spaziergang, wobei wir die Erwachsenen am Ausmachen der Kokosnüsse, die Jugend am Pfeilschießen beobachten konnten. Die ursprünglichen Eingeborenen von Maron, eine starke Rasse mit eigentümlich verzierten Armspangen und Kanoës, sind sämtlich ausgestorben oder nach Manus abgewandert. Statt ihrer hat man als Arbeiter Kanaken, meist Papuas, eingeführt, dunkelbraun gefärbte Gestalten mit Krausköpfen und wildem Gesichtsausdruck, aber hübsch kleidendem rotem Lendentuch, das gut zu Arm- und Halsband paßt. Bei Maron entdeckten wir auch das dritte Marine- oder Vermessungsschiff „Planet", von dem wir zwei Offiziere als recht fidele Reisebegleiter an Bord mitgebracht hatten.

Schon anderthalb Tage nachher landeten wir in Friedrich-Wilhelmshafen, der Hauptstadt von Kaiser-Wilhelmsland (Deutsch-Neuguinea), des größten deutschen Südseebesitzes. Die Lage ist zwar etwas ungesund, aber sehr freundlich, mit sauberen und gefälligen Anlagen und Wegen. Unter den eingeborenen Kanaken, die das Schiff ans Land zogen, befanden sich auch viele schmucke Polizeisoldaten, die durch Mütze, Säbel und Geste kenntlich waren. Bald nach unserer Ankunft fuhr das Missionsschiff „Gabriel" in den Hafen ein, um mich nach Alexishafen zur Zentralstation St. Michael abzuholen, ein großer, stattlicher Dampfer (mit 200 Pferdekräften), aufs modernste mit Speiseraum, Schlafkabine usw. ausgestattet, mit einem geprüften Bruder Kapitän und einem gut bezahlten Maschinisten an der Spitze. Der Unterhalt des Fahrzeuges, das auch Passagiere aufnimmt und zuweilen vermietet wird, kostet der Mission nicht wenig, aber es hat sich als Notwendigkeit erwiesen, um beim hohen Seegang den Personen- und Warenverkehr zu vermitteln. St. Michael mit seinen Werkstätten und Schulen, der Zentral-

und der Katechetenschule, die auch um die Pflege der deutschen Sprache große Verdienste aufzuweisen haben, gab mir eine imposante Vorstellung vom Missionsbetrieb der tüchtigen Steyler Patres, die still und bescheiden, aber solid und gründlich arbeiten und im Verhältnis zu den Schwierigkeiten und der Jugend der Mission schon recht anerkennenswerte Erfolge erzielt haben, wenigstens im Vergleich zu den beiden älteren protestantischen Gesellschaften, der Rheinischen und Neuendettelsauer im Osten.

Von Kaiser-Wilhelmsland ging die Fahrt an den „französischen Inseln" vorbei nach Neupommern. Im schönsten Sommermorgen lag Herbertshöhe, der Sitz der Neuguineakompagnie, früher auch der Regierung, und im Hintergrund die katholische Kathedrale von Vunapope mit den verschiedenen Missionsgebäuden vor uns. Während von den Türmen der Kirche her das liebliche Angelusläuten zu uns drang, näherte sich die Missionspinasse mit P. Superior und Provikar Dicks, um mich abzuholen. Nach einigen komplizierten Verhandlungen erhielt ich auf Fürbitte des ebenfalls an Bord gekommenen Regierungsarztes vom ängstlichen Kapitän schließlich die Erlaubnis, mit meinem Gepäck zu landen. Ich traf gerade die Missionsoberen des ganzen Neuguinea-Schutzgebiets, den apostolischen Vikar Couppe von Neupommern, den Kapuzinerbischof Salvator Walleser von den Karolinen und Marianen, den apostolischen Präfekten P. Limbrock S. V. D. von Kaiser-Wilhelmsland mit P. Erdweg, den Präfekt P. Forestier S. M. von den Nordsalomonen mit P. Flaus und den Vikariatsverweser P. Schinke M. S. C. von den Marschallinseln, zu einer Beratung über die brennend gewordene Schulfrage versammelt. P. Dicks nahm mich sofort zur Konferenz mit, so daß ich ausgezeichnet Gelegenheit hatte, nicht bloß die markanten Persönlichkeiten, sondern auch die Verhältnisse und Probleme unserer Südseemissionen näher kennen zu lernen. Das bald darauf stattfindende Kapitel der älteren Missionare vom heiligsten Herzen

ermöglichte mir das Gleiche speziell für das Vikariat Neupommern. Ich benützte meinen neuntägigen Aufenthalt, um sowohl die einzelnen Zentralwerke, besonders die Mischlings- und Kanakenschulen in Vunapope, als auch die umliegenden Stationen näher zu besichtigen. Ein Besuch beim liebenswürdigen Gouverneur in Rabaul und eine Nachmittagsausfahrt mit ihm nach der im Werden begriffenen Telefunkenstation bei Tavui erlaubte mir, mich auch mit Land und Volk mehr von der profanen Seite her vertraut zu machen.

Das Klima wirkt wegen seines tropischen Charakters auf die Dauer erschlaffend und aufreibend für den weißen Europäer, aber es ist längst nicht so gefährlich und unerträglich, wie man es sich oft vorstellt; ich kam ungefähr in die heißeste Jahreszeit hinein, und doch fühlte ich weder Fieber noch sonstige Beschwerden, obschon ich keine besonderen Vorsichtsmaßregeln ergriff. Die Kokospflanzungen und Urwälder können es an Schönheit mit unseren europäischen Waldungen und Gärten reichlich aufnehmen; ihre Fauna ist allerdings nicht sehr zahlreich und mannigfaltig, abgesehen von der buntfarbigen aber des Gesanges unkundigen Vogelwelt (Kasuare, Kakadus, Paradiesvögel usw.) Die europäischen Häuser sind meist luftig gebaute hölzerne Pfahlwohnungen auf Pfeilern wegen der weißen Ameisen, die sonst alles zerstören würden; die Eingeborenenhütten dagegen bestehen aus einem einzigen, aus Bambusstäben errichteten und mit Binsengras bedeckten engen Raume, in dem sämtliche Familienmitglieder um ein ständig brennendes oder glimmendes Herdfeuer ohne Lüftung wohnen und schlafen müssen, oft sogar über ihren Toten, die in der Wohnung begraben werden. Mit bewunderungswürdiger Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit nähren sich die scharf in Stämme, besonders in Ufer- und Buschbewohner sich scheidenden Kanaken von Taro (Art Kartoffel) und Kokosnüssen, einer Frucht, die übrigens auch mir als tägliche Erfrischung gut mundete, ohne daß ich deshalb in das

Extrem des Pflanzers Engelhard fallen möchte, der die ausschließliche „Kokovorage" in einer eigenen köstlichen Monatszeitschrift als Universalheilmittel für die Menschheit predigt. Die Uferleute leben außerdem vom Fischen (mit eigentümlichen Fischkörben und Stangen). Die große Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen hat freilich auch die Kehrseite, daß sie nur sehr schwer zur Arbeit heranzuziehen sind, und der Arbeitsmangel, verbunden mit der nur kaum aufzuhaltenden Bevölkerungsabnahme, führt seinerseits zu immer stärkeren chinesischen Einwanderungen. Im übrigen sind die Bewohner im allgemeinen noch recht roh und gefühllos, ihren eingewurzelten Gewohnheiten, wie dem Gebrauch des Muschelgeldes (Tambo), dem nicht selten zu Prostitution oder Polygamie führenden Braut- bzw. Mädchenkauf, dem Töten von Kindern, besonders Zwillingen, den oft von lasziven Gesängen begleiteten Tänzen u. dgl. mit Leidenschaft ergeben. Leider trägt das Leben und der Einfluß vieler Weißen eher zur Verschlechterung als zur Besserung der von ihnen oft bedrückten eingeborenen Rasse bei, die begreiflicherweise eine derartige Zivilisierung (mitunter Siphylisierung) mit Haß und Verachtung vergilt.

Trotzdem muß zugegeben werden, daß die Kolonie in der allgemeinen Wohlfahrt schon gewaltige Fortschritte gemacht hat, in sanitärer, wirtschaftlicher, kultureller und jeder anderen Beziehung. Bequeme Wege und Landungsplätze erleichtern den Verkehr, für öffentliche Ruhe und Sicherheit ist gesorgt, das Niveau der Eingeborenen hebt sich mehr und mehr, Wohlstand, Landwirtschaft, Gewerbe, Handel entwickeln sich aufs günstigste, kurz der Zustand von Jungdeutschland wird unserer heimatlichen Zivilisation immer ähnlicher. Wenn auch das bergige Innere Neupommerns noch immer unerschlossen ist und auch auf Neumecklenburg noch unvorhergesehene Überfälle möglich sind, wie z. B. während meines Aufenthalts bei der Expedition des Oberförsters Deininger (die Kunde davon wurde freilich

stark übertrieben nach der Mission Vunapope und von da nach Rabaul vermittelt), so schreitet doch die Kultur unaufhaltsam und schnell voran. Dieser unleugbare rasche Aufschwung ist vor allem dem umsichtigen Geschick und der eisernen Tatkraft des jetzigen Gouverneurs Dr. Hahl zuzuschreiben, der seit den elf Jahren seiner Regierung ganz und gar mit der Kolonie verwachsen und geradezu ihre Seele geworden ist, dessen Scheiden im nächsten Frühjahr für sie daher zweifellos einen großen Verlust bedeutet.

Wenn die deutsche Kolonialverwaltung nach so kurzer Zeit auf so ermutigende kulturelle Resultate zurückblicken kann, so verdankt sie es in erster Linie, dies hat auch Exellenz Dr. Hahl schon öfters ausgesprochen, der opferwilligen Vor- und Mitarbeit der Missionen. Niemals hätte unsere Kolonialpolitik auch nur annähernd Land und Leute dergrt emporheben können ohne die treue und selbstlose Bundesgenossenschaft der christlichen, insbesondere der katholischen Glaubensboten, die ihr hierin den größten Teil der Lasten und auch der Kosten abgenommen haben. Kein Faktor hat so kultivierend auf die Eingeborenen eingewirkt wie die katholische Mission. Überall, wo sie sich durchsetzen konnte, hat sie Aberglauben und Laster aus der Eingeborenenwelt verbannt, ihren Bildungsgrad und Bildungstrieb gehoben, ihre Sitten gemildert und geläutert, ihr reinere religiöse Vorstellungen und Übungen beigebracht, aber auch materiell und wirtschaftlich ihr Leben verbessert. Man vergleiche nur einen katholischen Kanaken, der zum Gottesdienst und zu den Sakramenten nach der Missionsstation kommt, mit seinen noch im Heidentum versunkenen Stammesgenossen, um den himmelweiten Unterschied und die radikale Umwälzung zu beobachten, die auch in allgemein menschlicher Hinsicht von der Mission unter den schwierigsten Bedingungen ausgegangen ist! Ungeheures leisten die Missionen vor allem durch ihre Schulen; sehr viel auch durch ihre wissenschaftlichen Forschungen

und ihre literarische Tätigkeit; nicht wenig auf caritativem und nicht zuletzt auf wirtschaftlichem Gebiet. Darum ist es zugleich im nationalen und staatlichen Interesse außerordentlich zu begrüßen, daß namentlich die Hiltruper Mission in Neupommern und die Steyler Mission in Kaiser-Wilhelmsland sich zugleich eine feste finanzielle Existenz gesichert und zu einer wirtschaftlichen Macht aufgeschwungen hat; denn dieses Geld und Gut wird mehr wie jedes andere dem Lande selbst dienen und im Lande verbleiben, wie der Gouverneur, der deshalb in diesem Punkte stets das weitherzigste Entgegenkommen gezeigt hat, ebenfalls mit vollem Recht betonte. Um so tiefer ist es zu bedauern, wenn zuweilen in anderer Beziehung die katholische Mission auch von amtlichen Kreisen mit Mißtrauen behandelt, in ihrer Wirksamkeit gehemmt und geschädigt, ja geradezu als Hemmschuh der gesunden Entwicklung betrachtet wird. Durch die zahllosen und unschätzbaren Wohltaten, die sie der Kultur und dem Staate in den Schutzgebieten erweist, hat sie einen unabweisbaren Anspruch darauf, von der Kolonialregierung und Kolonialpolitik in jeder Weise gefördert und unterstützt zu werden.

Aber auch wir deutsche Katholiken sind unseren Kolonialmissionen in besonderem Grade verpflichtet, wie ich bereits in meinem Jubiläumswerk über die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten auseinandergesetzt habe. Dank vor allem der regen Unterstützung des katholischen Deutschlands hat sich die Mission und damit auch die Kultur in unseren Kolonien so rasch und großartig entfalten können. Durch ihre heroische Hingebung und ihre bewunderungswürdigen Leistungen haben sich die Missionen des in sie gesetzten Vertrauens vollauf würdig gezeigt und mit den gegebenen Talenten reichlich gewuchert. Auch weiterhin sind sie auf das warme Interesse und die werktätige Sympathie der deutschen Katholiken angewiesen, wenn

sie ihren schwierigen Aufgaben genügend nachkommen und namentlich dem gesteigerten Gegendruck der protestantischen Mission gewachsen sein wollen. Angesichts dieses erhöhten Wettbewerbs und der dadurch noch komplizierteren Gefahren dürfen wir unsere Glaubensboten in Neudeutschland weniger denn je im Stiche lassen, müssen ihnen vielmehr mit Aufbietung aller Kräfte schützend und helfend zur Seite stehen. Wenn wir daher auch unseren Missionshorizont erweitern und andere, bisher unbeachtete Gebiete, speziell China, in denselben hineinziehen sollen, so darf dies keinenfalls auf Kosten unserer Kolonien geschehen, sondern möglichst dadurch, daß wir neue Kräfte und Mittel flüssig zu machen und für das bisher Versäumte einzustellen suchen.

6.

Das Christianisierungswerk in Süd- und Mittelchina.

Wer vom grünen Tisch in Europa her die kulturelle Umwälzung verfolgt, die sich gegenwärtig im Reich der Mitte vollzieht, könnte versucht sein, sich die Bekehrung dieses Riesenlandes und seines Vierhundertmillionenvolkes als einen verhältnismäßig leichten und einfachen Prozeß vorzustellen. Aus der Nähe besehen, ist die Aufgabe der christlichen Mission in China eine außerordentlich komplizierte, durch die mannigfachsten Schwierigkeiten gehemmte. Die heidnischen Kulte zwar, vor allem Buddhismus und Taoismus, erscheinen kaum mehr lebenskräftig und nur noch äußerlich mit dem Volksgeist verwachsen. Alle Tempel und Pagoden, die ich gesehen, sind schmutzig und verwahrlost, trotz der massiven Götzen- und Ahnenbilder, die von den Wänden her den Besucher angrinsen. Aber der spezifische Kern des einheimischen Kults, die Ahnen- und Konfuziusverehrung, wurzelt doch noch tief in der chinesischen Eigenart, die eine mehr in den niederen, die

andere in den höheren Schichten: jenes beweisen die Gräber, die nicht weniger als ein Drittel des ganzen Bodens einnehmen und oft zu Dutzenden auf einem einzigen Grundstück sich erheben, was bei der großen Sparsamkeit, Übervölkerung und Parzellierung gewiß viel heißen will; dieses die neuestens entstandenen Organisationen der Konfuzianer und ihre fieberhaften Schritte zur Wiederaufrichtung des staatlichen Konfuzianismus. Namentlich aber die in ihrer eigentümlichen religiösen Veranlagung angelnden Nationalfehler der Chinesen türmen dem vordringenden Christentum auf Jahrzehnte hinaus noch gewaltige Hindernisse entgegen: ihr Egoismus und Materialismus, ihre Herzlosigkeit und Undankbarkeit, ihre Verschlossenheit und Überhebung, ihre Gewinn- und Herrschsucht, ihr Hang zum Lügen und Stehlen.

Immerhin ist es jetzt schon eine imposante Erscheinung, daß ganz China von *christlichen Unternehmungen* durchsetzt ist, die direkt oder indirekt der Mission dienen wollen und teils zur unmittelbaren Heidenbekehrung, teils zur Hebung des geistigen und moralischen Einflusses der Kreuzesreligion nicht wenig beitragen. Von diesen verschiedenen Versuchen und Veranstaltungen, die beide Konfessionen in dem von Revolution und Teuerung besonders betroffenen Süden aufgerichtet haben, einen kurzen Überblick zu geben, ist der Zweck folgender Zeilen.

Besonders gut auf der ganzen Linie durchgeführt ist katholischerseits die *kirchliche und missionarische Organisation*. Das ganze Land ist in genau abgegrenzte Vikariate, jedes Vikariat in Distrikte oder Sektionen, jeder Distrikt in Hauptstationen verteilt, jede Hauptstation von Nebenstationen umgeben. Die einzelnen Vikariate sind apostolischen Vikaren (Missionsbischöfen) unterstellt und bestimmten Missionsgesellschaften anvertraut. Die weiten südlichen Provinzen (Kwangtung, Kwangsi, Jünnan, Kweitschau, Setschuan, Tibet), im ganzen neun Vikariate, werden von Weltpriestern aus dem

Pariser Missionsseminar (Société des Missions Etrangères) verwaltet und sind trotz des bereits recht fühlbar sich einstellenden Rückschlags der kirchlichen Krisis in Frankreich verhältnismäßig noch gut besetzt. Die spanischen Dominikaner versehen von den Philippinen aus die beiden Missionen von Fukien (Futschau und Amoy), die französischen Jesuiten der Pariser Ordensprovinz die von Kiangnan (Provinzen Kiangsu und Nganwei), die französischen Lazaristen die von Tschekiang (2) und von Kiangsi (3), die italienischen Franziskaner die meisten Vikariate der Zentralprovinzen (dazu die belgischen einen Teil von Hupe, die holländischen von Schansi, die spanischen Augustiner von Hunan, das römische Missionsseminar von Schensi, das mailändische und parmensische Honan). Also lauter romanische Genossenschaften, die zumeist eine durchaus ungenügende Zahl von Missionskräften für ihre chinesischen Gebiete aufbringen und darum dringend der Verstärkung bedürfen.

Ein Ruhmestitel der katholischen Chinamission ist und bleibt es, daß sie ihr religiöses Hauptziel in den Vordergrund ihres Interesses und ihrer Tätigkeit stellt. Überall tritt das Gotteshaus als Mittel- und Kulminationspunkt hervor; in den Zentren (Kanton, Hongkong, Kiukiang usw.) sind die Kirchenbauten gewöhnlich imposant und reich geschmückt, aber auch die einfachen auf dem Lande in der Regel würdig und relativ schön. Bei aller geistlichen Sorge ist indes die Mission bestrebt, ihre Kirchen gleich materiell sicherzustellen und zu fundamentieren. Einzelne Missionen, wie die der Jesuiten in Kiangnan und der Pariser in Ostsetschuan sind infolgedessen finanziell ziemlich gut gestellt, und auch die zentralen besitzen in Hankau schöne Häuserquartiere; im ganzen jedoch sind die Missionen im Süden Chinas arm, vielfach sehr arm, darum außerstande, selbst nur den dringendsten Bedürfnissen zu genügen.

Unter derart ungünstigen Voraussetzungen erscheint das bisherige Missionsergebnis im chinesischen Süden noch als verhältnismäßig sehr befriedigend. Die Christenzahl beträgt in den meisten Vikariaten je 20—40 000, in Kiangnan allein über 200 000, im Süden und im Zentrum zusammen etwa 800 000; die Katechumenen steigen in Kiangnan auf nahezu 10 000, in Kweitschau auf 36 000, in Setschuan auf nicht viel weniger, die Jahrestaufen in Kiangnan auf 4500, in Osttschekiang auf 3500, während die anderen Bezirke einen bescheidenern, aber in der Mehrzahl doch noch ansehnlichen Zuwachs aufzuweisen haben. Auch qualitativ sind die Missionsfrüchte im allgemeinen gut, namentlich in den alten Gemeinden, die schon Generationen hindurch im christlichen Leben unterwiesen sind, während die Neuchristen noch intensiver Nachhilfe und sorgfältiger Zucht bedürfen. In ihrem sittlichen Verhalten nehmen die katholischen Chinesen einen Vergleich mit den heidnischen und protestantischen reichlich auf, obschon die alten Erbfehler auch ihnen noch vielfach anhaften. Der religiöse Eifer wird durch die häufigen Beichten und Kommunionen dokumentiert, die Festigkeit im Christentum durch die bei Verfolgungen bewährte Treue und das standhafte Ertragen der mit dem christlichen Bekenntnis verbundenen Unannehmlichkeiten. In sozialer Hinsicht sind es freilich durchweg, abgesehen von einigen wohlhabenden und angesehenen Christen in den großen Städten, arme und einflußlose Leute aus den niederen Volksschichten, die sich zur Religion des Kreuzes bekennen. Ein guter Gradmesser für die Leistungsfähigkeit des chinesischen Christentums ist der ziemlich zahlreiche und im allgemeinen zuverlässige einheimische Klerus.

Obschon die Christenseelsorge auch in China einen großen Teil der verfügbaren Mittel und Kräfte absorbiert, ist man fast überall eifrig bemüht, durch die verschiedensten Propagandamittel das Evangelium zugleich unter den Heiden auszubreiten. Charakteristisch für diese chinesische Missionstätigkeit

ist das in der Regel systematisch durchgeführte Katechumenat. Soweit die Finanzen es erlauben, bestehen dafür an den Hauptstationen eigene Katechumenatshäuser, in welche die Kandidaten zur näheren Vorbereitung auf die Taufe einige Wochen oder Monate hindurch untergebracht und meist gratis beköstigt werden. Wenn dies nicht angeht, müssen eingeborene Katechisten unter Leitung und Mitwirkung der Missionare die Taufbewerber vorbereiten.

Wichtig ist vor allem die Schule. Die Missionsschulen verfolgen in Südchina in erster Linie, zum Teil ausschließlich, den Zweck, die Christenkinder und die zum Christentum neigenden Heiden in den Wahrheiten und Grundsätzen der Religion zu unterrichten, sind also größtenteils bloß Katechismusschulen. Einige Stationsschulen nehmen neben Lesen, Schreiben und Religion auch andere Elementarfächer sowie die Kenntnis der einheimischen Literatur in ihr Programm auf, doch sind die eigentlichen Volks- oder Privatschulen aus Mangel an Geld und Personal noch sehr dünn gesät. In den wichtigeren Städten und bischöflichen Residenzen leiten vielfach christliche Schulbrüder (meist Brüder Mariens) Schulen (Missionsschulen?) mit sekundärem Einschlag für Christen und Heiden; indes handelt es sich dabei gewöhnlich nur um englische oder französische Sprachschulen mit einigen Realien. Wirklich höhere Schulen im vollen Sinne habe ich katholischerseits nirgends entdecken können außer in Schanghai (Aurora), noch viel weniger eigentliche Universitäten. Von den fremdsprachigen Organen vertritt nur das Echo de Chine, das sich zugleich „Organ der französischen Interessen im äußersten Osten" nennt, die katholische Sache.

Eine intensive Aufmerksamkeit und Pflege wendet die katholische Mission Südchinas den caritativen Werken zu. Nicht bloß unterstützt sie die Armen und Notleidenden in außerordentlichen Bedrängnissen nach Kräften, sie unterhält

auch eine Menge ständiger Wohlfahrtseinrichtungen. Ihre zahlreichen Schwestern wirken auch in China als wahre Engel der Barmherzigkeit. Sämtliche Missionshospitäler, die ich besucht habe, in Amoy, Ningpo, Schanghai, Kiukiang, Hankau usw., beherbergen viele Kranke meist kostenlos und verbreiten dadurch reichen Segen im liebesarmen Reich der Mitte. Das gleiche gilt von den großen Waisenhäusern, die der Kindheit-Jesu-Verein in den Zentren aufgerichtet hat, als heilsames Gegengewicht gegen die grauenhafte Verlassenheit und Verwahrlosung der Kinderwelt in den niederen Klassen. Auch die Greisenasyle und Aussätzigenheime gehören zu den lieblichsten und heldenmütigsten Betätigungen christlicher Nächstenliebe in China. Zweifellos tragen alle diese Unternehmungen viel zur Gewinnung der allgemeinen Sympathie, damit auch indirekt zur eigentlichen Ausbreitung des Christentums bei.

Die Organisation der Katholiken steckt im südlichen China noch ganz in ihren ersten Kinderschuhen. Die kirchlichen Bruderschaften und Kongregationen (besonders die vom Rosenkranz und vom Skapulier) sind zwar vielerorts eingeführt, sonstige Vereinigungen fehlen aber noch fast vollständig. Erst in neuester Zeit haben die chinesischen Laien, gedrängt durch die Not des Augenblicks und die Bedürfnisse der Zeitlage, langsam begonnen, sich zur Pflege und Verteidigung der katholischen Interessen zu einer Action catholique zusammenzuschließen, die allerdings mehr nach französischem als nach deutschem Vorbild zugeschnitten ist. Wie mir der Vorsitzende des Zweigvereins in Schanghai auseinandersetzte, hat seine Organisation den Zweck, durch Unterricht, Caritas und Missionsmitarbeit, vor allem vermittelst Schule und Presse für die christlichen Ideen zu wirken. Diesen Ansätzen und Regungen innerhalb der gebildeten Laienwelt ist es zu verdanken, wenn das katholische Element trotz seines geringen numerischen Prozentsatzes unter den höheren Ständen doch in der gegenwärtigen

politischen Entwicklung des Landes zur Geltung kommt. Von den 500 neugewählten Senatoren soll eine ganze Anzahl katholisch sein, ebenso der Präsident der Verfassungskommission, wie vorher schon der Nankinger Wahlversammlung. Aus eigener Initative haben die chinesischen Katholiken (die Missionare blieben dabei im Hintergrund) kürzlich an Juanschikai ein Gesuch mit vielen Unterschriften aus den einzelnen Vikariaten geschickt, um gegen die von den Konfuzianern verlangte Wiedereinführung des obligatorischen Konfuziuskults zu protestieren. Dieses energische Vorgehen hat stark dazu beigetragen, die geplante Verordnung zum Scheitern zu bringen und damit der fortschrittlichen Richtung zum Siege über die Gegner der Religionsfreiheit, der katholischen Sache zur Ausnützung der durch die Revolution errungenen Verfassungsfreiheiten zu verhelfen.

Viel handgreiflicher und unmittelbarer ist der Zusammenhang zwischen Mission und Politik im chinesischen Protestantismus, auf den die politische Umwälzung der letzten Zeit zum großen Teil direkt oder indirekt zurückgeht. Diese Machtstellung verdankt die protestantische Mission in erster Linie ihren kulturellen Schöpfungen, durch die sie den chinesischen Geist, speziell die gebildeten Kreise viel nachhaltiger und weitgreifender zu beeinflussen imstande ist als die katholische. Namentlich das protestantische Missionsschulwesen ist verhältnismäßig hoch entwickelt. Das Canton Christian College, die St. Johns University von Schanghai, die Nanking University und andere protestantische Hochschulen, die ich besuchte, sind schultechnisch sehr auf der Höhe, legen aber auch auf Religionsunterricht und Bekehrung großes Gewicht; daneben gibt es eine Unzahl von kleineren Bildungsanstalten, die ganz Südchina wie ein Netz umspannen. Eine besonders starke Seite der protestantischen Mission bildet ihre medizinische Einwirkung durch die zahlreichen (gegen 20) Medizinalkollegien und die in

allen größeren Städten, manchmal auch auf dem Lande zu findenden Missionsärzte. In Verbindung damit unterhalten die protestantischen Missionen in den städtischen Zentren große Hospitäler und Waisenhäuser. Noch größere Anstrengungen zur intellektuell-religiösen Beeinflussung Chinas machen sie auf dem Gebiete der periodischen wie der Buchliteratur, namentlich durch die in Schanghai residierende christliche Literaturgesellschaft, weiter durch die vielen Traktat- und Bibelgesellschaften, wenn auch das wirkliche Eindringen dieser Überfülle literarischer Erzeugnisse in die Volksseele nicht überschätzt werden darf, weil sie dem eigentlichen chinesischen Empfinden gewöhnlich zu fremd und fern bleiben. Wesentlich ungünstiger, ähnlich wie in Indien, verhält es sich protestantischerseits mit dem engeren Missionswerk, der religiösen Wirksamkeit und Bekehrungsarbeit. Trotz ihrer 2500 Missionare und 5000 Hilfsprediger zählt die protestantische Mission im fraglichen Gebiet kaum eine Viertelmillion Gemeindeglieder, die freilich in der Bildung und sozialen Stellung zum Teil weit höher stehen als die Katholiken.

Das Verhältnis der christlichen Konfessionen in den einzelnen Provinzen wird durch folgende Statistik von 1913 illustriert: Kwangtung mit Macao und Hongkong: Katholiken (Getaufte) 114 800, Protestanten (Gemeindeglieder) 58 884, Kwangsi: 4716 bzw. 2378, Jünnan: 14 342 bzw. 7417, Kweitschau: 30 710 bzw. 3672, Setschuan: 118 014 bzw. 15 178, Fukien: 53 924 bzw. 68 869, Tschekiang: 39 243 bzw. 32 956, Kiangnan, bestehend aus den Provinzen Kiangsu und Anwei: 212 600 bzw. 21 303, Kiangsi: 63 729 bzw. 4440, Hunan: 15 344 bzw. 5184, Hupe: 70 438 bzw. 19 656, Honan: 34 378 bzw. 6271, zusammen 772 238 bzw. 246 206. Dieser relative Mißerfolg des Protestantismus hat verschiedene Gründe. Zunächst sind seine Missionsorgane vielfach ungeeignet, hinter den katholischen an Bildung und Hingebung weit zurückstehend;

dies gilt nicht bloß von dem einheimischen, sondern auch von dem auswärtigen, wenigstens dem weitaus überwiegenden weiblichen und amerikanischen Element, während die deutschen Missionare (rheinische, Berliner und Basler) in Hongkong und Kanton ernster und gründlicher arbeiten. Noch schädlicher wirkt die Dogmen- und Autoritätslosigkeit, ein Gemeinübel der protestantischen Mission. Sie führt einerseits wie in Indien zu einem immer bedrohlicher werdenden Independentismus und Synkretismus, anderseits zur Spaltung und Zersplitterung in viele unabhängig und unnütz neben- oder gegeneinander arbeitende Kräfte. Man hat versucht, dieser systemlosen Kraftverschwendung und Disharmonie durch Zusammenschluß mehrerer Denominationen und missionarische Konferenzen entgegenzuarbeiten; besonders die im vergangenen Jahre von John Mott arrangierten Zusammenkünfte suchten über die Missionsziele, Missionsmethoden, Organisationsfragen u. dgl. eine allgemeine Einigung herbeizuführen, ohne namhafte praktische Erfolge zu erzielen, weil die trennende Kluft nicht durch ein paar Schlagwörter und Phrasen überbrückt werden kann. So bietet die protestantische Mission trotz all ihrer meist ehrlich gemeinten Aufwendungen und Anstrengungen ein Bild trostloser Zerrissenheit, gegen das die katholische Geschlossenheit vorteilhaft absticht. Aber das hindert nicht, daß sie dank ihren Verständigungsversuchen in manchen Detailfragen einheitlicher vorgeht als die fast jeden äußern Zusammenhalts entbehrenden katholischen Vikariate bzw. Genossenschaften, daß sie darum auch viele für die Zukunft wichtige Kreise und Faktoren dauernd dem Katholizismus entzieht.

Schließlich sind noch außerhalb des Christentums stehende, zum Teil un- oder antichristliche Mächte an der Arbeit, um China und dessen Kultur in ein christenfeindliches oder doch farbloses Fahrwasser zu lenken. Zunächst sucht sich das einheimische Element mehr und mehr vom europäischen

und damit zugleich vom christlichen Einfluß zu emanzipieren; es besteht infolgedessen große Gefahr, daß die nationale Bewegung sich auch hier wie in Indien mit der heidnischen identifiziert, wie u. a. der neuerwachende Konfuzianismus lehrt. Auch die staatlichen Unternehmungen, speziell ihre höheren Schulen, drohen in diese konfuzianische Reaktion hineinzugeraten, so das von mir besuchte Nanjang-Kolleg bei Schanghai, in welchem 13 heidnische Chinesen und 6 protestantische Amerikaner 250 Hoch- und 350 Mittelschüler unterrichten. Auf neutralen d. h. religionslosen Boden stellen sich die von den europäischen Staaten errichteten und unterstützten Schulen, wie die englische Universität in Hongkong und die deutsche Medizin- und Ingenieurschule in Schanghai, Anstalten von wissenschaftlich ernstem Charakter, wie ich mich durch den Augenschein überzeugen konnte, in religiöser Hinsicht aber nicht selten eher destruktiv als zugunsten des Christentums wirkend. Am feindlichsten aber steht der christlichen Mission der moderne Unglaube und Materialismus entgegen, der von Europa her, durch die Mehrzahl der angesiedelten Europäer prinzipiell vertreten und praktisch befolgt, das Reich der Mitte ähnlich wie das der aufgehenden Sonne immer stärker in seine Schlingen zu ziehen sucht. Namentlich im Kampf mit diesem Todfeind jeder christlichen Kultur gilt es, alle positiven Kräfte zusammenzuschließen, um das chinesische Volk, nachdem es den finsteren Gewalten des einheimischen Aberglaubens halb entrissen ist, den viel gefährlicheren Krallen unseres Neuheidentums zu entreißen.

7.

Kulturarbeiten der Gesellschaft Jesu in Schanghai und Sikawei.

Wenn ich aus der großen Menge von Missionsunternehmungen, die ich auf meiner Studienreise zu sehen und zu be-

wundern Gelegenheit hatte, ein verhältnismäßig recht kleines Fragment herausgreife, so geschieht es, weil wir hier harmonisch vereint ein interessantes Beispiel all jener Schöpfungen vor uns haben, die das katholische Missionswesen über das Reich der Mitte ausgestreut hat. Diese Missionswerke der Gesellschaft Jesu bilden tatsächlich eine Welt im Kleinen, die als Miniaturbild der ganzen chinesischen Mission gelten, zugleich aber den Anspruch erheben kann, was Leistung und Güte anbelangt, in mehr als einer Hinsicht als vorbildlicher Typus an der Spitze aller übrigen Missionen zu schreiten. Ich möchte vor allem die kulturelle Seite dieser Missionstätigkeit würdigen, um zu zeigen, wie segensreich, auch rein menschlich betrachtet, unter sozialprofanen Gesichtspunkten die katholische Kirche und speziell der vielverschrieene Jesuitenorden unter den fremden Völkern wirkt. Ich bin zwar nicht der erste, der dieses Thema behandelt: in jedem Bädeker, wenn er auch noch so klein und dürftig ist, auch in dem Meyerschen Weltreisebuch, dessen Umfang und Wert zum Preise, den ich in der deutschen Buchhandlung von Schanghai dafür ausgeben mußte (16 Dollars), nicht im Verhältnis steht, ist unter Schanghai von der großartigen Jesuitenniederlassung die Rede; und noch neuestens hat sie bei uns in der Kontroverse über das Jesuitengesetz eine Rolle gespielt. Aber es wird doch nicht unnütz sein, wenn ich speziell als Missionsforscher vom Gesamtüberblick meiner Reise aus diese kulturellen Unternehmungen in und bei Schanghai nach dem persönlichen Augenschein schildere und beurteile.

Freilich wird oft mit vielsagendem Augenzwinkern darauf hingewiesen, daß die französischen Jesuiten in Schanghai ungeheuer reich und darum unschwer solche Einrichtungen zu schaffen in der Lage seien. Es herrschen jedoch vielfach übertriebene Vorstellungen über diese Reichtümer. Weiter ist zu berücksichtigen, daß sie zum großen Teil unproduktiv sind, wenigstens der Mission finanziell nichts eintragen. Endlich muß an-

erkannt werden, daß sie, soweit sie wirkliche Einkünfte und Überschüsse abwerfen, möglichst nutzbringend zum leiblichen und seelischen Wohl der Menschheit angelegt sind. Vor allem aber ist es der praktische haushälterische Sinn der klugen Väter, der durch rationelle Verwendung und Verteilung die Kosten zu decken und aus Kleinem Großes hervorzubringen weiß.

Der Bischof von Kiangnan, des auf zwei Provinzen sich erstreckenden, die übrigen Missionen um das Vierfache an Umfang übertreffenden Jesuitensprengels, residiert gewöhnlich in Schanghai selbst; aber das eigentliche geistige wie wirtschaftliche Zentrum und Herz der Mission ist Sikawei (mit der Elektrischen geradlinig vom Hafen in 35 Minuten zu erreichen). Im Mittelpunkt der weiten, von mehr als 3000 Menschen bevölkerten Anlage steht alles krönend und beherrschend die prachtvolle Kathedrale, nach innen wie nach außen, in ihren beiden Türmen wie in ihrem Querschiff und ihren 16 Seitenkapellen ein Meisterwerk kirchlicher Gotik (abgesehen von den etwas verfehlten Proportionen der Fassade), das der Mission nicht weniger als eine halbe Million Franken gekostet hat (davon trugen die einheimischen Christen 25 000 bei). Sie dient als Pfarrkirche für die 2500 umwohnenden Katholiken (ohne die Anstalten) und ist an hohen Festtagen (Patrozinium, Fronleichnamsprozession) der Schauplatz glanzvoller Zeremonien.

Rechts vom Vorhof treten wir durch einen niedrigen Eingang (im chinesischen Schnörkelstil) in das von einem liebenswürdigen Rektor regierte Reich der Wissenschaft und Aszese. Auf der rechten Seite steht das große Residenzgebäude, das den Patres als Wohnung dient und alljährlich einen Monat hindurch sämtliche Missionare der Provinz Kiangsu beherbergt, damit sie hier Exerzitien halten und sich zugleich physisch wie geistig erholen können. Was mir am meisten in diesem Gelehrtenheime imponierte, sind die beiden großen Bibliotheken,

die jeder Universität Ehre einlegen würden: unten die chinesische, die, geleitet von einem einheimischen Jesuitenliteraten, unter ihren aufeinandergelegten Bändeschichten die kostbarsten und seltensten Werke (so eine Sammlung der wertvollen Provinzialchroniken) birgt; oben die europäische zum Studium für die Väter, unter der Leitung meines freundlichen Mentors, P. de la Servière, dem Historiographen der Mission und Verfasser der köstlichen Croquis de Chine, wohl die reichhaltigste aller katholischen Missionsbibliotheken, auch unter missionsliterarischem Gesichtspunkt. Da sie auch von den Missionaren eifrig benutzt wird, liefert sie wiederum einen Beweis dafür, wie sehr die Gesellschaft Jesu bestrebt ist, ihre Mitglieder wissenschaftlich auf der Höhe zu halten und zur Vollbringung ihrer Aufgabe zu befähigen. Mit der Residenz ist das Scholastikat verbunden, in welchem die europäischen und eingeborenen Ordenskandidaten eine gründliche und systematische Ausbildung genießen.

Auf der linken Seite finden wir zwei Häuser: vorn das große und das kleine Seminar für die fünfzig chinesischen Jünglinge, die sich auf das Priestertum vorbereiten, mit dem alten Kirchlein, das vor dem Bau des neuen Gotteshauses (1909) als solches gedient hatte; hinten das „Ignatiuskolleg" für die 320 fast ausschließlich internen Schüler (davon 88 Heiden), unter fünf Patres und einer Reihe teils christlicher, teils heidnischer Laienlehrer. Der Unterricht verteilt sich auf sieben Jahre und beginnt mit der Primärschule, in der zugleich die Knaben der Christenkolonie und des Waisenhauses im Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen usw. unterwiesen werden, natürlich nach chinesischer Methode, d. h. unter ständigem Singen und buntem Durcheinanderschreien. Dann folgt neben der ebenfalls meist mechanisch eingetrichterten chinesischen Literatur das ernstere Studium der europäischen Sprachen (Französisch obligatorisch, Englisch fakultativ) und Realien (Ge-

schichte, Geographie, Mathematik, Naturlehre), den neuesten staatlichen Vorschriften angepaßt, ohne obligatorischen Religionsunterricht für die Heiden. Als Lehrziel schwebt vor, die Schüler beim Abgang zur Aufnahme der Hochschulstudien ohne weiteren Vorbereitungskursus zu befähigen; einen Vergleich mit den europäischen Gymnasien oder Realschulen oder auch mit den indischen Jesuitenkollegien kann die Anstalt bezüglich der Höhe ihres Studiums natürlich vorläufig noch nicht aushalten, aber unter ihren chinesischen Schwestern darf sie sich schon sehen lassen. Monatliche Prüfungen und Zeugnisse sollen den Fleiß nach Kräften aufstacheln. Wie lebhaft die hochpolitischen Ereignisse der jüngsten Umwälzung auch in diesen sonst so friedlichen und ruhigen Gängen widerhallten, zeigte Ende 1909 die gelegentlich der Entlassung eines als Revolutionär bekannten heidnischen Lehrers entstandene Rebellion des jungen Volkes, die nur mit Mühe gedämpft werden konnte. Seitdem herrscht wieder musterhafte Zucht und Ordnung, in wohltuendem Gegensatz zur Disziplin- und Autoritätslosigkeit in den heidnischen Staatsschulen, z. B. im benachbarten polytechnischen Nanjangkolleg, mit dem die Patres trotzdem gute Beziehungen aufrechtzuhalten suchen, in welchem sie sogar bis vor kurzem in den europäischen Sprachen unterrichteten.

Große Beachtung verdient auch die Anstalt Tusewe, einen halben Kilometer von der Residenz entfernt. Hier werden 307 Waisenknaben vom Kindheit-Jesu-Verein ernährt und nicht bloß in den elementaren Unterrichtsfächern, sondern auch in Handwerken aller Art unterwiesen. Aber auch nach ihrer Schulentlassung finden sie Gelegenheit zur Arbeit und Erlernung nützlicher Fertigkeiten, zunächst (bis etwa 18 Jahre) als Lehrlinge von der Anstalt (nicht mehr von der Kindheit-Jesu) verpflegt, dann als Meister oder Gesellen mit nach und nach steigendem Lohn. Die dafür angelegten Magazine und Ateliers können als wahre Mustersammlung der verschiedensten Werk-

stätten und Gewerbeschulen im äußersten Osten gelten. Da treten wir zunächst, von einem ergrauten und vielgereisten bayerischen Bruder, der dies alles unter sich hat, mit philosophischer Ruhe begrüßt, in die Säle der Holzschnitzereien und Holzarbeiten: in dem einen werden religiöse Arbeiten angefertigt, in dem anderen kleinere Gegenstände, in einem dritten Pagodentürme, in einem vierten Juanschikaibüsten usw., zum Teil wirklich künstlerische und gediegene Sachen, die in Europa leider noch viel zu wenig bekannt sind. Die von den Handwerkern selbst gezeichneten Entwürfe lehren uns, daß unter diesen schlichten Arbeitskitteln manches Künstlergenie steckt, ähnlich wie im Mittelalter. In einer anderen Abteilung leitet ein lebhafter und quecksilbriger portugiesischer Bruder die Metallarbeiten: feine Vergoldereien und Versilberungen, die unendliche Geduld und Vorsicht verlangen, Schmiede und Schlosserei, wo arme Idioten sich durch Aus- und Einziehen der primitiven chinesischen Blasebälge nützlich machen. Dann folgen Glockengießerei, Lackiererei, Wagnerei, Tischlerei, Schreinerei, Schusterei, Schneiderei und dergleichen. Selbst kunstvolle Kelche und Monstranzen, Altäre und Harmoniums, ja ganze Orgeln gehen aus diesen Laboratorien hervor, wobei der Versuch geglückt ist, Bambusrohre als Orgelpfeifen zu verwenden. Schließlich zeigt uns ein hagerer französischer Bruder die von ihm geleitete Malerwerkstätte (mit Photogravüren und Photographien); auch hier finden sich neben den vielen dem Volksgeschmack angepaßten Devotionsbildern, die in großen Mengen in ganz China abgesetzt werden, wahrhaft sehenswerte Kunstgegenstände mit oft wohlgelungener Verwendung chinesischer Motive (z. B. eine Madonna mit dem Zeremonienmantel der verstorbenen Kaiserin angetan). Und wie jeder Saal ein kleines Heiligtum besitzt, so thront als Schutzherrin über dem Ganzen eine Muttergottes, die zwei Chinesen segnet.

Eine bedeutsame Einrichtung des Komplexes, die uns wieder

der Wissenschaft näher bringt, ist die Druckerei. Setzer und Drucker sind darin rastlos an der Arbeit, um die Geisteserzeugnisse mit Hilfe moderner Maschinen zu vervielfältigen. Die meisten dieser Schriftchen dienen praktischen Zwecken, der Erbauung oder dem Schulgebrauch, teils von den alten Jesuiten verfaßt, teils aus den europäischen Sprachen übersetzt; aber auch eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten geht aus diesem Arsenal hervor. Vor allem die berühmten Jesuitenabhandlungen Variétés Sinologiques, die bereits 35 Nummern umfassen; dann linguistische Werke über die chinesischen und europäischen Sprachen; geschichtliche und geographische Publikationen; die Jahrbücher und Denkschriften des Observatoriums und des Museums von Sikawei; die chinesischen Monatszeitschriften Chengkiatschetse (Katholische Revue) und Chengsinpao (Sendbote des Herzens Jesu); kürzlich auch eine apologetische Broschüre, die Übersetzung der Lepinschen Schrift „Das Lebensziel". So ist die Jesuitenmission erfolgreich bemüht, der regen literarischen Propaganda, die der Protestantismus gerade in Schanghai (Hauptsitz der christlichen Literaturgesellschaft) entfaltet, Gleichwertiges und teilweise Besseres an die Seite zu stellen.

Noch einige Schritte weiter, und wir stehen vollends in der Domäne wissenschaftlicher Forschung, am Fuße der von weitem sichtbaren, von einer eisernen Turmpyramide für die Windmesser gekrönten Sternwarte. Durch sie namentlich ist Sikawei zu seiner Weltberühmtheit gelangt. Hier werden mit Hilfe komplizierter, äußerst sorgfältig behandelter Apparate die meteorologischen und astronomischen Beobachtungen und Berechnungen für den ganzen Orient angestellt, die meteorologischen Tageskarten gezeichnet, die drohenden Taifune (Meeresorkane) nach Standort und Richtung durch Symbole am Semaphor im Schanghaier Hafen mitgeteilt, die genaue Mittags- und Mitternachtszeit durch bestimmte Zeichen ebendaselbst angegeben. Um

die Ergebnisse auszutauschen, steht das Observatorium mit einer Unmenge von Stationen und Schiffen in Verbindung, und nicht wenige Seefahrer sind schon durch seine Warnungen vor dem Untergange gerettet worden. Besonders ergiebig hat die deutsche Flotte von diesen philanthropischen Diensten Gebrauch gemacht, und in dankbarer Anerkennung dessen hat unser Kaiser den Direktor der Anstalt, P. Froc, mit einem Orden ausgezeichnet. Was mich bei meinem Besuch besonders ergriff, war die tiefe Frömmigkeit, mit der dieser Gelehrte samt seinen Gehilfen, auch den chinesischen, die zu den Bravsten der Gemeinde gehören, alles dem übernatürlichen Ziele unterordnet und unter den Schutz Gottes stellt. Im großen Bibliotheksaal zeigte er mir ehrfurchtsvoll ein altes Messungsinstrument der Pekinger Jesuiten und an der Wand die Bildnisse von Ricci, Schall, Verbiest, Rhodes. Mit dem meteorologischen Observatorium ist auch ein seismologisches und ein Museum für Naturgeschichte verbunden. Das magnetische Observatorium ist mittlerweile (wegen der Elektrischen) nach Lukiapong verlegt worden, ein astrophysisches besitzen die Jesuiten auf den Zosi-Hügeln.

Die eigentliche Pflegestätte ihrer Wissenschaft liegt jedoch in Lukawe, auf halbem Wege zwischen Sikawei und Schanghai: die Aurora. Klein waren deren Anfänge: ein einheimischer Pater, der inzwischen nach mannigfachen Metamorphosen zu einem der einflußreichsten Staatsmänner Chinas emporgerückt ist, hatte 1903 auf Bitten einiger Schüler des staatlichen Nanjangkollegs philosophische Privatkurse eingerichtet und später sein Werk der Mission übergeben, um es vor dem Zusammenbruch zu bewahren; seit 1909 ließ sich die Anstalt in ihrem neuen Heim nieder und nahm den stolzen Titel Universität an, entsprechend der Sitte vieler ähnlicher chinesischer Institute, an die wir natürlich keine europäischen Maßstäbe anlegen dürfen (eine eigentliche volle Universität gibt es in ganz China nicht).

Nach ihrem Programm verfolgt die Aurora den Zweck, „den jungen Chinesen das Studium der europäischen Wissenschaften zu erleichtern und ihnen den höheren Unterricht zu bieten, ohne daß sie ihn in Europa oder Amerika zu suchen brauchen". Als Studienfächer werden angegeben: Englisch, Französisch, Latein, Philosophie, Mathematik, Physik und Chemie, Zeichnen, Technologie, Naturgeschichte, Mineralogie, Hygiene, Medizin, Sozialökonomie, Recht. Der Unterricht umfaßt zwei Abteilungen von je drei Jahren, die Vorbereitungskurse, die bei ihren Teilnehmern bloß die Kenntnis der chinesischen Sprache voraussetzen und einige Sprachen und Realien beibringen (etwa auf der Höhe unserer Mittelschulen), insbesondere zum Anhören der französischen Vorlesungen befähigen sollen; und den eigentlichen Hochschulkursus, dessen Abgangszeugnis „in gewisser Weise" dem französischen Lizentiat entsprechen soll und im vorigen Jahre auch von der Regierung insofern anerkannt worden ist, als es zum Besuch der Pekinger Universität berechtigt. Er zerfällt seinerseits in zwei Parallelkurse, Lettres und Sciences, erstere zur Vervollkommnung der Sprachen (mit einigen wenigen rechtlichen Vorlesungen), letztere zur Vertiefung der Realien (mit gewissen technischen Fächern). Seit kurzem hat ein Pater auch mit medizinischen Materien begonnen, und das nahe Hospital bietet dazu eine praktische Ergänzung. Wir sehen also, die Durchschnittsstufe ist etwa die einer Oberrealschule, auch die Räume und Institute sind noch recht bescheiden; aber abgesehen davon, daß die ausschließliche Unterrichtssprache französisch ist, erscheint die Anstalt wenigstens entwicklungsfähig und erfreut sich jetzt schon eines guten Rufes. Wurde sie doch letztes Jahr von den Söhnen der Gouverneure von Kiangsu und von Kwantung besucht. Im ganzen beträgt die Schülerzahl 180, wovon 30 in den höheren Kursen und nur 15 Christen. Von direkten Bekehrungsversuchen, sogar von Religionsunterricht wird abgesehen, dafür ist seit diesem Jahre ein zwei-

stündiges Kolleg über Religionswissenschaft eingeführt worden. Die heidnischen Studenten wohnen gegenüber der Schule in einem eigenen Gebäude und besorgen ihre Küche selbst. Als Schulgeld bezahlen sie jährlich bloß 40—50 Dollar. Die Zucht läßt im allgemeinen nichts zu wünschen übrig. Semesterprüfungen, Preise, Monatszeugnisse, Sonntagskonferenzen dienen dazu, den Lerneifer zu heben und zu unterhalten. Mag der Missionserfolg der Schule gering sein, die kulturelle Beeinflussung durch die Väter der Gesellschaft, die fast allein den Lehrkörper zusammensetzen, ist jedenfalls bedeutend.

Was mir in Schanghai noch am besten gefällt, sind die katholischen Organisationen, die sich an den Pfarreien und Missionswerken emporzuranken beginnen, als erfreuliche Symptome kirchlicher Reife und Bodenständigkeit. An der Herz-Jesupfarre in Hongkeu (internationale Konzession) besteht seit einiger Zeit ein katholischer Verein mit 120 Mitgliedern, dort wie in Tongkadu eine Vinzenzkonferenz. Dem Zusammenschluß der chinesischen Katholiken Schanghais war schon die Gründung und Dotierung des Armenhospizes von Tongkadu und des Arbeiterhospizes von Laotiësüdang zu verdanken. Die jüngste und stolzeste Errungenschaft ist aber das Hospital St. Joseph, in welchem ein halbes Dutzend Vinzenzschwestern unter einer ungarischen Vorsteherin (das erste Mal, daß mir Ungarn in der Mission begegnete!) mit der gewohnten Ordnung und Sauberkeit bereits 900 Chinesen verpflegen und auch sittlich-religiös auf ihre Kranken vollkommen frei einwirken können, unter einem gut katholischen einheimischen Arzte, der seine Studien an der deutschen Medizinschule in Schanghai absolviert hat, und einem ebenso ausgezeichneten Katholiken als Direktor. Letzterer, Hr. Lopaong, Haupt einer mit Recht auf ihre Traditionen stolzen, Jahrhunderte alten Christenfamilie, Direktor der elektrischen Bahnen, hat als Mitglied der chinesischen Munizipalität das Schwesternspital allen Wi-

derständen zum Trotze durchgesetzt und auch viele heidnische Wohltäter dafür gewonnen (so z. B. einen Bonzen, der sein Grundstück dafür schenkte). Lopaong, zugleich Präsident der „katholischen Aktion" in Schanghai, ein Mann von vollendeter Europäerbildung, entwickelte mir in fließendem Französisch und mit großer Begeisterung die Ziele der neugegründeten Laienorganisation. Auf ihrem Programm stehen vorwiegend drei für China hochwichtige Aufgaben, die Glaubenspropaganda unter den heidnischen Landsleuten, Unterricht und Caritas; besonders eifrig sollen den modernen Bedürfnissen entsprechend Schule und Presse gepflegt werden. Demgemäß hat die Aktion bereits eine katholische Revue ins Leben gerufen und steht im Begriffe, in Tongkadu eine höhere Schule für Laien als Pendant zum Sikaweier Kolleg einzurichten. Namentlich auf diese Bestrebungen, die mit den unsrigen so sehr übereinstimmen, möchte ich das Interesse der europäischen und besonders der deutschen Katholiken lenken. Das katholische Europa muß dem katholischen China wie der ältere Bruder in Christo dem jüngeren zur Seite stehen, wenn es die schwierigen Probleme lösen soll, die ihm diese gegenwärtige Lage aufgibt.

8.

Allerlei aus Schantung.

Vom Süden (Nanking) her gelangen wir in die vom deutschen Einfluß am meisten durchsetzte und daher für deutsche Leser ein ganz besonderes Interesse bietende Provinz Schantung. Links und rechts sehen wir meist weder Wälder noch Bäume, auch keine Städtebilder wie bei uns in Europa mit Straßen, Kirchen, Gebäuden u. dgl., sondern lauter arme Lehm- und Strohhütten bunt und wirr auf unebenem Boden durcheinander-

gewürfelt; zahllose Gräber und zuweilen plumpe Steinbilder mitten auf dem kahlen Feld; dazwischen die Chinesen in Aussehen und Kleidung wie Eskimos.

Angenehm berührt es uns, inmitten dieses wenig zivilisierten Betriebes uns wie auf deutschem Boden zu fühlen, in der Tientsin-Pukow-Bahn, einer gemeinsamen Schöpfung deutscher und englischer Ingenieure unter chinesischer Bau- und Betriebsherrlichkeit. Die nördlichen zwei Drittel der Strecke wurden von deutschen Kräften mit deutschem Kapital und deutschem Material gebaut, das südliche Drittel fiel den Engländern zu. Unsere deutschen Ingenieure brauchen sich ihres Werkes wahrhaftig nicht zu schämen. Der Bau der ganzen Nordstrecke zeugt von deutscher Gediegenheit; die gewaltige Brücke über den so unberechenbaren, stromesmächtigen Hoangho ist ein wahres Musterwerk der Technik, das rollende Material vorzüglich. Man möchte nur manchmal bedauern, daß es unter der chinesischen Leitung nicht besser gepflegt wird, und daß gerade auf dieser Strecke der deutsche Einfluß sehr zurückgedrängt wurde. Zwar hat sie noch einen deutschen Chefingenieur und einige deutsche Beamten, im übrigen aber ist die amtlich gebrauchte Fremdsprache englisch, die chinesischen Angestellten sind zumeist unter englischem Einfluß erzogene Südchinesen. Noch immer erinnern uns die deutschen Inventarverzeichnisse, die sauberen Abteile und Aborte, die schmucken und originellen Bahnhöfe, vorzügliche Mischungen deutschen und chinesischen Stiles in den verschiedensten Variationen, an das zielbewußte Schaffen deutschen Fleißes und Geschicks, aber mehr und mehr lassen die Chinesen jetzt schon alles verkommen und verlottern. Durch diese Bahn ist eine direkte Verbindung zwischen Nanking und Peking hergestellt und damit eine uralte, überaus wichtige Heeres- und Verkehrsstraße Chinas modern umgeformt. Der Weg von der aus politischen Gründen weit gen Norden vorgeschobenen Hauptstadt nach Nanking,

der alten Metropole im reichen Jangsetale, war für China stets von allergrößter Bedeutung und wurde darum auch in frühen besseren Zeiten ganz besonders gepflegt. Die Tientsin-Pukow-Strecke hat dem Verkehr zwischen Süd und Nord einen neuen Aufschwung gegeben; sie bildet sozusagen das Gegenstück zur Peking-Hankow-Bahn. Beide Linien spielten eine nicht zu verachtende Rolle während der revolutionären Wirren.

Bei Hanchnang, einem armseligen Marktflecken am Kaiserkanal, überschreiten wir die Südgrenze Schantungs. Hier soll der End- und Anschlußpunkt der künftigen Kamni-Schowse-Bahn liegen, über deren Bau die deutsche Gesandschaft sich dieser Tage mit der chinesischen Regierung verständigt hat. Durch den Abschluß dieses Vertrages und die Angriffnahme dieses Eisenbahnbaues wird ein langgehegter Wunsch der Deutschen in Schantung erfüllt. Der Süden Schantungs, ohnedies ein in günstigen Jahren überaus ergiebiges Gebiet, wird dadurch erschlossen und an die von Tsingtau nach Tsinanfu fahrende deutsche Schantungbahn angegliedert. Für die Kiautschou-Kolonie wird dadurch ein neuer Verkehrsweg geschaffen, auf dem sich ihre wirtschaftlichen Interessen nach Südwesten hin tiefer in das Innere hinein erweitern und vergrößern werden.

Während die Tientsin-Pukow-Bahn Schantung von Süden nach Norden durchquert, zieht die ganz in deutschen Händen liegende Schantungbahn einen Querstrich von Westen nach Osten durch die Provinz. Sie wurde vor mehr als einem Jahrzehnt auf Grund des sogenannten „Kiautschou-Vertrages" gebaut, als erste Bahnlinie in Schantung, und ist für die Erschließung und wirtschaftliche Hebung der Provinz wie für das Aufblühen der deutschen Kolonie von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Obwohl sie bei Tsinanfu ihren Endpunkt erreicht und somit nicht ein so weites Hinterland wie die beiden oben genannten chinesischen Linien hat, so scheinen doch nach allem, was man davon hört, ihre Einkünfte recht befriedigend zu

sein. Nicht zum mindesten mag das der rationellen Betriebsführung zuzuschreiben sein. Man merkt sofort, wenn man von der chinesischen Linie zu dieser deutschen Bahn übergeht, wie viel ruhiger, einfacher, geregelter sich der ganze Dienst vollzieht. Freilich muß die Unruhe und Unregelmäßigkeit auf den übrigen Strecken wohl noch zum Teil den endlosen Militärtransporten zugeschrieben werden.

Schon von der Bahn aus haben wir Gelegenheit, Land und Leute zu studieren. Auch dem flüchtigsten Beobachter macht sich der Gegensatz bemerkbar, welcher zwischen den Südchinesen, namentlich auch den Jangsetalleuten, und den Schantunesen obwaltet. Es scheint ein ganz anderer Menschenschlag zu sein. Zwar finden wir auch hier die typisch mangelnde Gesichtsbildung, aber die Leute sind durchweg kräftiger gebaut, gröber, unbeholfener, und nach allem, was man von ihnen hört, prägt sich diese Eigenart auch in ihrem Charakter aus. Der Schantungmann hat den Ruf, daß er etwas schwerfällig auch in seinen geistigen Arbeiten ist, daß er sich leicht bereit zum Dreinschlagen findet, während die Mittelchinesen es vielmehr beim Schimpfen und Gestikulieren bewenden lassen. Dafür gilt er aber auch als solider und zuverlässiger, obschon es ihm zumeist nicht ganz an den berühmten chinesischen „Herzlöchern" fehlt. Jedenfalls haben die meisten derjenigen, welche lange in Schantung gelebt, die Bevölkerung recht gern und stellen derselben trotz aller widrigen Vorkommnisse im allgemeinen ein gutes Zeugnis aus. Der Schantungmann und überhaupt der Chinese ist doch nicht allein der krasse Materialist und Egoist, als welchen man ihn verschreit. Die Leute haben einen hervorragenden Familien- und Heimatsinn. Es ist geradezu merkwürdig, die Eisenbahnzüge jetzt um die chinesische Neujahrszeit zu beobachten, wie sämtliche 3. Klasse-Wagen (hier die niedrigste Klasse) und selbst die angehängten Frachtwagen überfüllt sind. Die Kulis und Angestellten, die Arbeiter aus der Mandschurei

und aus den Hafenstädten kehren stromweise zurück zum heimatlichen Dorfe, um mit den Ihrigen Neujahr, das große chinesische Familienfest zu feiern. Die Anspruchslosigkeit, Genügsamkeit und Geduld der Chinesen und namentlich auch der Schantungleute sind bekannt und zeigen sich selbst dem rasch vorübereilenden Reisenden. Man braucht nur diese Leute bei ihrer einfachen armseligen Mahlzeit zu beobachten und nur zu sehen, wie sie sich von einer Ecke in die andere drücken lassen. Man wird es da fast mit Händen greifen, wie lenksam und gefügig dieses Volk sein kann, und wundert sich nicht mehr, daß die Revolutionsstürme und selbst auch eine langwierige Mißwirtschaft und Mißregierung verhältnismäßig so wenig Erregung verursachen. Es muß ein starker, solider Kern in diesem Volke stecken, welches sich so lange auf dem Schauplatze der Geschichte behauptet, trotz seines Heidentums eine gewisse sittliche Höhe wenigstens in den äußeren Lebensverhältnissen sich bewahrt hat, den ganzen Osten Asiens sich politisch oder doch wenigstens kulturell tributpflichtig machte und auch jetzt noch in der neuesten Zeit soviel Anpassungsfähigkeit, soviel Expansionskraft zeigt. Man kann an dem Chinesen noch so vielerlei aussetzen, aber im Ganzen genommen bleibt es ein überaus merkwürdiges und überaus gesundes Volk, dem eine große Zukunft unstreitig beschieden ist und das darum unser lebhaftestes Interesse erweckt.

Schantung ist ein armes Land, wie es uns die armseligen Dörfer mit den schlecht erhaltenen Lehmhäusern zur Genüge sagen. Und doch ist die Gegend anscheinend recht fruchtbar. So weit das Auge reicht, sieht man die wohlbestellten Weizenfelder, auf denen die in Furchen stehende junge Saat frisch aufzugrünen und aufzuleben beginnt. Da reiht sich ein Ackerland an das andere, nur durchschnitten von den elenden Landwegen. Jedes Fleckchen Erde ist ausgenützt, selbst an den Bergen hinauf steigen die mühsam aufgeschütteten

Terrassen des Ackerbodens. Wenn im Sommer die Saaten hoch geschossen sind, dann muß das ganze Schantung oben einem einzigen wogenden fruchtbaren Erntefelde gleichen. In merkwürdigem Gegensatz dazu stehen die kahlen Berge, auf denen nur hier und da ein einsamer Baum oder eine kleine Baumgruppe aufragt. Selbst die Grasnarbe ist offenbar wund vom steten Abkratzen und Abharken der armen Brennmaterialiensammler. Man fragt sich, warum dem so ist. Welch ein Schatz wäre es für das Land, wenn diese gewaltigen Gebirgsmassen aufgeforstet wären, wie würden auch die Wasserläufe von selbst dadurch schon eine Regulierung erfahren! Jetzt tut es geradezu wehe, diese kahlen Gebirgsmassen zu sehen, deren Formen, so gigantisch und scharf ausgeprägt sie auch erscheinen mögen, im Waldkleide viel anmutiger und vor allem viel nutzbarer sich darstellen würden. Und noch mehr möchte es einem leidtun um die arme Landschaft, welche durch die wilden Gebirgsflüsse weithin aufgerissen und mit unfruchtbarem Gerölle und Sand bedeckt ist. Es fehlt offenbar der Gemeinsinn und die Vorsorge einer weisen Regierung. Jeder rafft und reißt, soviel er mit bekommen kann, und um die Allgemeinheit kümmert sich kein Mensch. Dasselbe Leid klagen uns die elenden ausgefahrenen Wege, die zerbrochenen Brücken, die eingefallenen Amtshäuser. Verfall an allen Enden, weil keine für alle sorgende und ordnende Hand da ist.

Die Bevölkerung lebt vom Ackerbau. Schantung ist ein ausgesprochenes Bauernland; was an Industrie und Gewerbe vorhanden, sieht man ja zum Teil an den Waren, die auf den Bahnhöfen lagern: Strohmatten und Strohborten, das letztere eine Großindustrie, welche in Schantung seit einigen Jahren immer weiter sich ausbreitet, baumwollenes Hausgewebe, Seidenkokons und einfaches Seidengewebe. Der größte Teil der Ausfuhrgüter besteht aber zweifellos aus Produkten des Ackerbaues. Der Handel ist in Schantung und überhaupt in China

sozusagen allgegenwärtig, insofern als die fliegenden Kleinhändler mit ihren Körben und Tragstangen überall zu finden sind. Im wirklich großen Stile konzentriert sich der Handel in den großen Städten, in deren Straßen das regste kaufmännische Treiben hin- und herwogt. Bei alledem ist, wie schon gesagt, die Bevölkerung durchschnittlich arm, zum Teil sogar sehr arm und steht die Lebensführung weiter Kreise auf einer überaus niedrigen Stufe. In der Nähe von Kiautschou wurden uns getrocknete Schnitzel von Süßkartoffeln gezeigt, welche im Winter das Hauptnahrungsmittel des Volkes bilden. Im Westen sieht man die Leute an schwarzem unförmigen Kanliangbrot und einer Hirsenbrühe sich sättigen. Die Kleidung ist vielfach zerlumpt und schmutzig, an Bettlern kein Mangel. Wie man uns sagt, nimmt die Verarmung im Westen der Provinz immer mehr zu, während im Osten die Lage des Volkes sich bessert. Der Grund ist sehr einfach. An der Ostküste liegen die reichen Hafenstädte, welche Geld und Verdienst ins Land bringen. Außerdem ist von dort die Auswanderung nach der Mandschurei außerordentlich stark. Auf dem mandschurischen Neulande ist Arbeitsmöglichkeit und Verdienst leicht. So ward die Schantungheimat entlastet und das Geld von der Mandschurei fließt herein. Schlimmer ist es im Westen. Hier nimmt die Bevölkerung immer mehr zu; in beängstigender Weise liegen die Dörfer beieinander; durch das chinesische Erbrecht werden die Bauerngüter zerkleinert und zerbröckelt. Mißernte gibt ihnen den Rest. Arbeitsmöglichkeit ist fast gar nicht vorhanden, die Auswanderung nach der Mandschurei nicht so leicht. Dazu kommen die ständigen Unruhen, Räuberunwesen, Hungerzeiten, Mißwirtschaft der Regierung, eine unglückselige Münzordnung. Alles das hat die Bevölkerung arg zurückgebracht, so daß die soziale Frage hier geradezu nach Hülfe schreit. Trotzdem ist bisher in dieser Beziehung gar nichts geschehen. Die Regierung hat andere Sorgen, und private Tätigkeit ist der

Größe dieser Aufgabe gegenüber fast machtlos. So laufen denn vorläufig zahlreiche junge Leute aus dem Westen Schantungs zu den Soldaten oder schlagen sich zu den Räubern, und darum ist es nicht zu verwundern, wenn in den dortigen Gegenden das Räuberunwesen „wie Schnittlauch" (es ist das die gebräuchliche Redeart des Chinesen) immer wieder neu aufschießt. Was könnte eine tatkräftige einsichtige Regierung mit einem so gesunden, genügsamen Menschenschlage machen!

Für die Befähigung dieses Bauernvolkes spricht auch die Tatsache, daß ihm die ganz Großen Chinas: Konfucius und Mencius mit ihren Schülern und Anhängern entstammen. Auf unserer Bahnfahrt vom Süden her nähern wir uns jetzt der Heimat dieser Weisen, dem sogenannten hl. Lande. Zunächst erreichen wir Dschouhien, die Vaterstadt des Mencius, ein Städtchen am Fuße der Hügel und Berge, die als Ausläufer des östlichen Gebirgstockes sich bis hierher erstrecken. Vor dem Südtore der Stadt liegt der mächtige Tempelbau. Wenn man von chinesischen Tempeln redet, so darf man nicht an unsere heimischen Dombauten denken. Der Chinese baut nicht in die Höhe, sondern in die Breite. Raumverteilung, Dachkonstruktion sind die beherrschenden Elemente in seiner Architektur. Betritt man vom Süden her einen solchen Tempel, so hat man eine ganze Reihe Hallen vor sich liegen, welche durch weitläufige Höfe von einander getrennt sind. Breite Wege, fast immer durch eine Brücke über einen künstlichen Wassergraben führend, laufen von Süd nach Nord, bringen uns die Steinstufen hinauf in die von Säulen gestützte Veranda, von dort durch die mächtigen Flügeltüren in die Tempelhalle, meist ein einstöckiges Gebäude mit offener Dachkonstruktion und einer weit ausgeschweiften, phantastische Figuren tragenden Bedachung. Durch die nach Norden sich wiederum öffnende Pforte beschreiten wir einen neuen Hof und wiederum eine neue Halle, bis wir endlich im Hintergrund angelangt sind. Nach

beiden Seiten öffnen sich ebenfalls Höfe und Hallen, ein ganzer Wohnungskomplex von Gotteshäusern. In den Hallen stehen die Bilder der Götter bzw. der Weisen, oder bloße Seelentäfelchen und geschnitzte Tafeln mit der Inschrift, daß hier der Sitz der Seele des N. N. sei. Reinlichkeit ist die Sache des Chinesen auch selbst in diesen so berühmten Nationalheiligtümern nicht. Der Tempel des Mencius wurde vor kurzem renoviert; noch glänzen die bunten Farben fast zu grell für die Würde dieses Ortes. Daß man dieselbe trotzdem nicht vergißt, dafür sorgen die uralten Cypressen, welche die Höfe überschatten, die wie Schätze gehüteten ehrwürdigen Inschriften und vor allem die mächtige Größe des Raumes und die ungestörte Stille, die über diesen Gehöften lagert. Noch viel großartiger und viel weitläufiger ist die Tempelanlage des Konfucius in Küfu, von Dschouhien zirka 30 Kilometer. Die Stadt Küfu ist sozusagen ganz dem Andenken des Konfucius geweiht. Dessen Tempel macht in seiner stillen Größe, in seiner mächtigen Ausdehnung, durch den Reichtum der Denksteine und Inschriften, durch die herrlich gemeißelten Drachensäulen und nicht zum wenigsten durch die alten, im Sturm zersetzten Cypressen, in deren Gipfel meist Reiher horsten, auch auf den verwöhnten Weltreisenden einen starken Eindruck. Dasselbe gilt von dem Grabe, welches schlicht und einfach, ein mächtiger Erdhügel mit einfachem Denkstein und Opfertisch am Eingange der weitausgedehnten Totenstadt liegt, welche die Nachkommen des Weisen hier für sich und die Ihrigen gegründet haben.

Wenn man durch diese Tempelhallen schreitet und vor dem alten Grabhügel steht, dann fragt man sich, worin das Geheimnis liegen mag, welches diesen Männern und vor allen dem Konfucius einen solchen Einfluß auf sein Volk verliehen. China ist, wenn nicht reich, so doch auch nicht ganz arm an originellem Denken gewesen und erst recht die Zeit vor und um Konfucius war reich an geistigem Leben. China ist auch nicht

arm an Politikern, Geschichtsschreibern, Dichtern, wenn man auch die Kunst großen Stiles wohl vermissen möchte. Trotzdem ist es keinem dieser Männer gelungen, die Stelle zu erringen, welche Konfucius einnimmt. Seine Schriften bildeten wenigstens bis in die neueste Zeit die Grundlage jeglicher Bildung, sein Tempel ist das Hauptheiligtum einer jeden Stadt, und erst in den allerletzten Jahren wurde sein Opferdienst von dem Mandschukaiser im Range erhöht, so daß Konfucius nun wirklich mit „Himmel und Erde" eine geheiligte Trias bildete. Und doch war Konfucius kein großer Gesetzgeber, nicht einmal der religiöse Führer seines Volkes; er wollte nur die Tradition der Alten sammeln und sein in wirren Fehden zerklüftetes Land zur Reinheit früherer Sitten und Gebräuche zurückführen. Trotzdem ist er sozusagen der geistige Schöpfer der Einheit Chinas geworden, indem in seiner Schule das Volk die gemeinsame Geistes- und Sittenbildung fand und in ihm das Ideal seines bessern Selbst verehrte.

Auch jetzt noch steht seine Figur mitten im chinesischen Leben und in den Geisteskämpfen der Gegenwart. Augenblicklich, wo diese Zeilen geschrieben werden, wird im politischen Ausschuß der höchsten Ratsversammlung Chinas darüber gestritten, ob die Opfer zu Ehren des Konfucius wieder eingesetzt werden sollen. Ein mächtiger Verein, der Konfuciusbund, hat sich gebildet, um den Weisen wieder zu Ehren zu bringen, nachdem die Revolution an seinem Altar gerüttelt. In Küfu, der Heimatstadt des Konfucius, wurde im Herbst letzten Jahres eine große Versammlung des Bundes mit Opferfeiern und Reden abgehalten.

Merkwürdigerweise steht das Volk Schantungs dieser Bewegung ziemlich teilnahmslos gegenüber. Vielleicht denken sie ähnlich wie eine alte chinesische Exzellenz, ein ehemaliger Gouverneur einer Provinz, welcher gelegentlich der Konfuciusfeier die Äußerung tat: „Was wollen doch diese Leute?

Konfucius ist viel zu groß, als daß er eine Agitation nötig hätte. Ebenso wenig wie Himmel und Erde kann man Konfucius erschüttern." Das ist allerdings eine hohe Sprache, und man darf wohl fragen, ob Konfucius eine solche Anerkennung verdient habe. Es ist ein schwieriges Problem, festzustellen, inwiefern Konfucius seinem Volke zum Nutzen oder zum Schaden gewesen. Ihm hat China es ohne Zweifel zum Teil zu verdanken, daß es auf einer gewissen sittlichen Höhe sich gehalten hat, daß es auch politisch an seinem Ideal sich orientierte und sich zur Einigkeit zurückfand. Anderseits hat er aber auch das Volk religiös ernüchtert, seinen Blick ins Diesseits gebannt. Da das religiöse Bedürfnis bei ihm nicht befriedigt wurde, konnte China eine leichte Beute des Buddhismus, des Taoismus und des buntesten Aberglaubens werden. Konfucius mag unschuldig daran sein, wenn Formalismus und Indifferentismus ein so stark ausgeprägter Charakterzug namentlich der gebildeten Chinesen sind. Jedenfalls kann er ein Führer zum Christentum nur in einem gewissen Sinne genannt werden und dürfte er wohl für viel mehrere ein Hindernis sein. Schon lange geht die Rede, es solle in Küfu eine Konfucius-Universität gegründet werden; neuerdings wurde dieser Plan wieder angeregt. Möchte unseren Glaubensboten da keine neue feindliche Macht erstehen!

Die katholische Mission Süd-Schantung, welche in dem K'üfu sehr nahe gelegenen Yenchowfu ihre Hauptniederlassung hat, kann aus Erfahrung davon reden, ein welch scharfer Gegner der Konfuzianismus zu sein im Stande ist.

Es sind jetzt 32 Jahre, seit diese erste deutsche katholische Mission in China gegründet wurde. Ihre Anfänge waren wahrhaftig nicht leicht. Während sämtliche übrigen Missionen, welche in den letzten Jahrzehnten in China gegründet wurden, eine größere oder geringere Anzahl älterer christlicher Gemeinden vorfanden, welche als Stützpunkt der Missionierung, als Vor-

bild für die Neuchristen und als Quelle von Hilfskräften dienen konnten, mußte die Steyler Missionsgesellschaft bei Übernahme des Gebiets eines solchen nützlichen Erbes fast ganz entbehren. Dazu kamen die Räuberunruhen, welche diese Gegend mit periodischer Regelmäßigkeit heimsuchen, und die Gegnerschaft des hier beheimateten Konfuzianismus.

Es hat manche Kämpfe, mehrmals selbst blutige gekostet, bis es der Mission gelang, den nötigen Boden zu gewinnen. In Yenchowfu allein mußte die Mission zehn Jahre lang darum ringen, bis es ihr endlich erlaubt wurde, sich daselbst niederzulassen. Trotz aller Vertragsrechte hieß es immer: Im hl. Lande des Konfucius darf keine fremde Mission sich ansiedeln. Jetzt wohnt die Mission friedlich in der alten Stadt und keinem Konfuzianer fällt es mehr ein, ihr die Existenzberechtigung abzusprechen.

Die Missionsstation in Yenchowfu zerfällt in zwei Hälften, welche durch eine breite Straße getrennt sind. Nördlich von dem Wege liegt die sehr große Kirche, auch hier deutlich hervortretend als Mittelpunkt der ganzen Missionsanlage. Sie ist eine und zwar die erste der drei Sühnekirchen, welche nach Ermordung der beiden Missionare Nies und Henle im Jahre 1897 von der chinesischen Regierung bewilligt wurden. Demgemäß besagt auch eine Inschrift an der Frontseite, daß die Kirche auf „kaiserlichen Befehl erbaut" sei, somit unter kaiserlichem Schutze steht. Zu beiden Seiten der Kirche befinden sich die noch von Bischof Anzer errichtete Wohnung, das kleine und große Seminar, Räume für Prokur, Druckerei, eine kleine Dampfmühle, Arbeiterhäuser usw. Der Unterricht im Seminar wird von 5 Priestern und 5 chinesischen Lehrern erteilt. Der Studiengang umfaßt die Humaniora: Chinesisch, Latein, Rechnen usw. in 8 Jahren, 2½ Jahre Philosophie, 1 Jahr Missionspraxis und 4 Jahre Theologie, so daß die Weihekandidaten durchschnittlich 26—28 Jahre alt sind, wenn sie zum Altare

geführt werden. In der Druckerei werden fast ausschließlich Arbeiten für die Mission hergestellt, zum Teil Werke in chinesischen und ausländischen Sprachen, die von den hiesigen Missionaren selbst verfaßt werdnen, u. a. auch eine Art von Sonntagsblatt (alle 14 Tage eine Nummer) für das gewöhnliche christliche Volk. Die Dampfmühle, von einem Missionar selbst konstruiert, liefert das für die zahlreichen Insassen der Anstalt nötige Mehl. Südlich der Straße finden wir das Mädchenwaisenhaus mit Mädchenschule für auswärtige Kinder und zur Heranbildung von Lehrerinnen und Katechistinnen; dazu noch ein Noviziat für den Nachwuchs einer einheimischen Jungfrauenkongregation, „Oblatinnen der hl. Familie"; alles in allem zirka 300 Personen, für deren Erziehung und Leitung die Steyler Missionsschwestern mit opfervoller Treue und sehr gutem Verständnis sorgen. Die Anstalt ist zu schnell gewachsen und ihr das Kleid, d. h. die zur Verfügung stehenden Häuser, zu eng geworden. Neben dem Hause der Schwestern liegen die Wirtschaftsgebäude und endlich ein sehr einfach gehaltenes, aber viel in Anspruch genommenes Krankenhaus mit Poliklinik.

Eine Ergänzung dieser schon an und für sich recht umfangreichen Zentrale bilden die nahegelegenen Stationen Tsining und Dädja. Tsining ist eine der bedeutendsten Handelsstädte am Kaiserkanal. Obwohl diese ehemals so berühmte Wasserstraße elend heruntergekommen ist, so bildet sie doch noch eine Lebensader für den Handel Schantungs. Das sieht man in der südlichen Vorstadt und in den Hauptstraßen von Tsining. Die Stadt ist neuerdings auch durch eine Zweigbahn mit der Tientsin-Pukow-Linie verbunden und somit leicht zu erreichen.

Die Missionsstation in Tsining ist einige Jahre älter wie die von Yenchowfu. Sie wurde im Jahre 1892 gegründet, als Yenchowfu seine Tore noch feindlich geschlossen hielt. Damals wurde diese Stadt als vorläufige Zentrale der Mission von Bischof Anzer ausersehen. So finden wir auch hier eine

schöne gothische Kirche, welche schon früher begonnen, 1897 als eine der drei Sühnekirchen ausgebaut wurde. Die damals errichtete Residenz der Missionare ist jetzt in eine höhere Schule umgewandelt: das St. Franziskus-Xaverius-Kolleg, an welchem augenblicklich 5 Missionare und 5 chinesische Lehrer zirka 150 Schüler, zum Teile Nichtchinesen nach dem Plane der chinesischen Mittelschulen unterrichten. Die Anstalt ist staatlich anerkannt. Leider sind die Schulräume eng und unzureichend und bedürfen sehr einer Erweiterung. Ein Umbau ist geplant, obwohl nur wenig Bauplatz frei ist. Nördlich von der Schule befinden sich die für die Missionierung, Katechumenat usw. bestimmten Räume. Jenseits der Straße finden wir eine Niederlassung der Steyler Schwestern mit Mädchenschulen, welche von zirka 40 heidnischen Kindern aus den bessern Ständen besucht wird. Im Südwinkel der Stadt, ziemlich weit von der Hauptstation liegt die Katechistenschule, auch hier ist man gerade daran, die alten Gebäude durch ein neues Haus zu ergänzen.

Etwa eine Wegestunde nördlich von Tsining liegt Dädja, auf's Ganze besehen das dritte Glied in der Zentralleitung der Mission. Dädja, ursprünglich der Wohnsitz eines reichen, pensionierten Beamten mit prächtiger Gartenanlage, wurde samt der zugehörigen großen Ackerwirtschaft von der Mission für billiges Geld erworben. Gegenwärtig wohnt hier der Regionalobere der Gesellschaft des göttlichen Wortes. Rings um die neugebaute Kirche gruppieren sich die Wohnungen der Missionare, eine größere Schulanlage, ein Knabenwaisenhaus, Werkstätten und recht weitläufige Wirtschaftsgebäude. Vieles ist noch im unfertigen Zustand und mächtige Haufen von Ziegelsteinen warten noch der Verwendung. In Dädja vereinigen sich die Missionare während der heißen Sommerzeit für einen Monat zur Abhaltung der geistlichen Übungen und zu gemeinsamen Konferenzen. Noch sind die Wohnungsverhält-

nisse ziemlich übel, dafür bietet aber der prächtige Garten, eine in echt chinesischem Stile gehaltene alte Anlage mit künstlichen Hügeln und prächtigen alten Bäumen eine schöne Gelegenheit zur Abspannung. Im Hintergrund des Gartens ruhen unter stillen Cypressen die verstorbenen Missionare. Jenseits des Weges liegt die Knabenschule: höhere Volksschule mit Lehrerseminar mit zirka 170 Schülern unter der Leitung von 3 Priestern und 8 chinesischen Lehrern. Auch diese Schule ist staatlich anerkannt. Als vor einigen Jahren das chinesische Schulwesen eine umstürzende Änderung erfuhr, drängte sich auch der Mission die Notwendigkeit auf, möglichst rasch für Heranbildung von Lehrern und Lehrerinnen zu sorgen, die imstande waren, nach den neuen Schulplänen zu lehren. Die alten chinesischen Schulmeister, welche nur ihren „Konfucius" beherrschten, konnten das nicht. So wurde denn diese Anstalt in Dädja gegründet zur Heranziehung von Lehrern, während die Mädchenschule in Yenchowfu für Lehrerinnen sorgt.

Die Schule in Dädja war bis jetzt in armseligen chinesischen Häusern untergebracht. Der Neubau ist soeben unter Dach und Fach. Das Waisenhaus ist noch mehr primitiv und wird allgemach auch eines bessern Heimes bedürfen. In den Werkstätten und der Landwirtschaft haben die kleinen Burschen die Möglichkeit, sich praktisch auszubilden. Wie wir hören, trägt sich die Mission mit dem Gedanken, die vorhandenen Werkstätten, in welchen vor allem sehr schöne Schreinerarbeiten verfertigt werden, einer größeren Handwerkerschule anzugliedern. Die Ackerwirtschaft wird unter Leitung eines Laienbruders, eines alten osnabrückischen Ökonomen von mächtiger Größe im erprobten chinesischen Stile unter Zuhilfenahme einiger Neuerungen betrieben.

Die Mission hat hier einen recht bedeutenden Grundbesitz, welcher nach Angabe der Missionare günstige Erträge liefert. Man rechnet bei der Ackerwirtschaft hier im Durchschnitt auf

eine Einnahme von 10% und mehr. Wie schon oben erwähnt, hat auch die Station Yenchowfu einen großen Komplex von Ländereien, und der die dortigen Ökonomien mit großem Fleiße leitende Bruder war nicht wenig stolz darauf, daß es ihm neuerdings nach und nach gelungen, die Station nicht bloß mit den nötigen Gemüsen und Kartoffeln, sondern selbst auch mit Milch und Butter, Gegenständen, die man in China sonst nur als importierte Konserven erhält, zu versehen. Ebenso ist mit den Knabenwaisenhäusern in Wangdschuang und Puoli eine Ökonomie mit größerem oder kleinerem Grundbesitz verbunden. Zwar reichen die Einkünfte für den Unterhalt der Angestellten noch lange nicht aus, es ist aber ein Grundstock dafür geschaffen und den Kindern Gelegenheit geboten, sich zu betätigen und etwas fürs Leben zu lernen. Dagegen hat die hiesige Mission nicht die Gewohnheit, Land an Christen oder solche, die es werden wollen, abzugeben. Es geschieht das nur in äußerst seltenen Fällen aus besonderen Gründen. Ein Missionsmittel ist das hierorts jedenfalls nicht.

Auch das Katechumenat scheint hier nicht dieselbe Bedeutung zu haben, wie in einigen anderen Missionen, von denen früher berichtet wurde. Die Neuchristen werden zu demselben erst zugelassen, nachdem sie schon längere Zeit sich dem Christentum zugewandt und die nötigsten Religionswahrheiten in der eigenen Gemeinde angeeignet haben. Das Katechumenat soll kein Mittel sein, Neuchristen zu gewinnen, sondern nur um den schon gewonnenen eine gediegene Vorbereitung auf die Taufe und die übrigen hl. Sakramente zu vermitteln. Allerdings ist auch hier die Gefahr nicht ganz ausgeschlossen, daß namentlich in Hungerzeiten der eine Monat im Katechumenat auf Ärmere eine gewisse materielle Anziehung ausübt, und es wird, wie das überhaupt von allen indifferenten und äußeren Missionsmitteln gilt, von der Art und Weise des einzelnen Missionars abhängen, daß es ihm gelingt, die Neuchristen über

die materiellen Motive hinauszuheben und sie in den geistigen Gehalt des Christentums einzuführen.

Wenn wir nun den Komplex dieser Anstalten in Yenchowfu-Tsining-Dädja überschauen, so haben wir sozusagen ein Summarium der in China zunächst in Frage kommenden Missionsanstalten: Kirche, Seminar, Knaben und Mädchenschule für die gewöhnliche und die Mittelschulstufen, Katechisten- und Katechistinnenschule, Gelegenheit zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen, Knaben- und Mädchenwaisenhäuser mit Werkstätten und landwirtschaftlichen Betrieben und endlich ein Hospital mit Poliklinik. Manches von alledem ist noch mehr oder minder im Werden begriffen. Die Räumlichkeiten sind zum Teile noch unzulänglich, aber alles das präsentiert schon eine tüchtige Arbeitslast und ist eine nicht zu verachtende Grundlage für den Ausbau der Mission.

Es wurde schon oben erwähnt, daß die Mission auch anderswo noch Schulen und Waisenhäuser hat, so in Tsingtau, Kiautschou, Ichowfu, Wangdschuang, Puoli usw. Einiges davon war uns noch auf unserem Wege begegnet. Außerdem besitzt die Mission Niederlassungen in fast allen Städten des Gebietes, von dem jede die Hauptstation eines Rektorates bildet. Esgibt unter diesen Rektoraten solche mit 3000—4000 Getauften, die in eine Unmenge kleiner Gemeinden zerstreut wohnen.

Alle sind mit verschwindender Ausnahme Neuchristen, die meisten seit 1900 gewonnen. Das erhöht natürlich die Schwierigkeit der Arbeit und stellt an die Missionare große Anforderungen. Es ist durchaus nicht so leicht, wie man sich das gewöhnlich denkt, aus diesen Neubekehrten fromme, im Glauben gefestigte Christen zu machen. Auch das geht, wie alles andere im geistlichen und im natürlichen Leben, Ausnahmefälle abgerechnet, nicht mit einem Schlage, sondern muß in einem langsamen Wachstumsprozeß unter Mitwirkung der göttlichen Gnade erreicht werden.

Mit K'üfu und den Nachkommen des Konfucius steht die Mission schiedlich friedlich; sie hat einige kleine Gemeinden in dem genannten Kreise, jedoch wurde es ihr bislang nicht erlaubt, käuflich dort Eigentum zu erwerben und Kirchen zu bauen. Die „Heiligkeit des Konfuzius" wurde von der Regierung als Hindernis vorgeschoben. Das ist die alte Intoleranz des Konfuzianismus, von welcher Prof. de Groot in seinem Werke Sectarianism in China so viel zu berichten weiß.

Wenden wir uns nun von Yenchowfu und K'üfu weiter nach Norden, so erreichen wir bald den schon oben erwähnten Taischan, den hl. Opferberg Chinas. Dieser Berg, die höchste Erhebung im Gebirge Schantungs ist von der Bahn aus in seiner vollen Größe sichtbar. Die Stadt zu seinen Füßen ist Pilgerstadt ähnlich wie K'üfu. Hierher kamen die Kaiser der Vorzeit; hierher kommen jetzt noch Wallfahrer aus allen Teilen des Reiches, um bei der „himmlischen Großmutter" Hilfe zu suchen. Im allgemeinen gilt der heidnische Chinese als wenig religiös, und der Schantungmann steht in dieser Beziehung noch hinter den Süd- und Mittelchinesen zurück. Selbst in Tsingtau wurde uns erzählt, daß am 1. und 15. eines jeden Monats im dortigen Tempel zu allermeist die Südchinesen und zwar auffallenderweise die Bewohnerinnen öffentlicher Häuser zu finden seien. Ein Schantunese verläuft sich selten in einen Tempel, es sei denn, daß eine offizielle Gelegenheit dazu drängt. Dementsprechend sind denn auch die Tempel meist sehr verwahrlost. Und auch die Heiligtümer auf dem Taischan sind, soweit nicht die Regierung eingegriffen, in keinem besonders guten Zustande. Trotzdem ist auch der Chinese nicht ohne religiösen Sinn, derselbe ist bei ihm nur vielfach verkleinert. Infolgedessen ist der Chinese nur zu geneigt, auch die Religion von der materialistischen Seite aufzufassen, mit der Frage: Was nützt das, was bringts ein? Für viele ist erst eine längere religiöse Erziehung nötig, ehe sie die Religion tiefer geistiger

erfassen. Jedoch gibt es auch hier zahlreiche Ausnahmen von dieser Regel, und bei manchen Personen, die eine genügend tiefe religiöse Erziehung erhalten, darf man wohl staunen über die gesunde, echte Frömmigkeit, die sie offenbaren.

Jetzt wird es aber Zeit, daß wir auch dem neueren Kulturleben Schantungs unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Reichste Gelegenheit dazu bietet uns die Provinzialhauptstadt Tsinanfu, die wir vom Taischan aus als nächste größere Stadt erreichen und immer noch im Belagerungszustand treffen, wie die Gepäckrevisionen und die überall aufgepflanzten Bajonette bekunden. Tsinanfu ist kein Kanton, noch weniger ein Schanghai, aber immerhin eine sehr anständige chinesische Beamten- und Handelsstadt. In den engen Straßen wogt ein interessantes Leben und Treiben: Schiebkarren, Rikschas, Sänften, Fußgänger, überwiegend Zopfträger, alles bunt durcheinander. In den Auslagen der Geschäfte, die auch hier vielfach nach den einzelnen Branchen zusammenliegen, sieht man schöne echt chinesische Sachen neben modernen Waren ausländischen Ursprungs, zum Teil wertloses Zeug. Die Tempelbauten ähnlichen Amtshäuser sind durch eine mit einem mächtigen Tierbilde bemalte, den Eingang schützende Mauer kenntlich.

Tsinanfu ist eine prächtig gelegene wasserreiche Stadt. Nach Süden sind die Berge vorgelagert, an deren Wänden Tempelbauten sich angenistet haben. Im Norden sieht man die gelben Fluten des Hoangho, die an eigentümlich geformten Bergeskuppen vorbeitreiben. Eine herrliche Quelle entspringt mitten in dem Geschäftsviertel und wird beständig von Müßiggängern umlagert. Im nördlichen Teile der Stadt dehnt sich ein Seegebiet aus, welches von Tempeln und Vergnügungshallen unterbrochen ist. Mehr als das interessiert uns die Niederlassung der katholischen Mission, die Zentrale des fast ausschließlich von deutschen Franziskanern besorgten apostolischen Vikariats Süd-Schantung. Hier war seit langer

Zeit die Hauptstation der ganzen Schantung-Mission. Mitten aus dem Häusergewirr ragt die noch von italienischen Franziskanern errichtete Kirche auf. Um dieselbe gruppieren sich die Wohnung des Bischofs, Unterkunftsräume für die Missionare, eine Druckerei, eine kleine Katechistenschule und jenseits der Straße eine Schwesterniederlassung. Diese Station ist eine der ältesten in Schantung. In den Zeiten der Verfolgung, im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in jener Zeit, da die Missionare oft nur im Dunkel der Nacht oder in unkenntlich machender Verkleidung reisen konnten, war sie von der Regierung konfisziert und wurde dann beim Abschluß der Verträge zurückgegeben. Mehr interessant als kunstvoll sind die Malereien in der Kirche, halb chinesisches Fresko. Weit bedeutender als diese Station innerhalb der Stadtmauer ist diejenige außerhalb der östlichen Vorstadt, in Hungdjialou. Schon aus der Ferne sieht man die mächtige Kathedrale mit den zwei hochragenden Türmen. Im Schatten derselben liegen das staatliche Seminar, die neuerdings umgebauten Waisenhäuser und weiten Wirtschaftsräume. Da Platz in Genüge zur Verfügung stand, so konnte alles so eingerichtet werden, daß jede Anstalt ihre nötigen Räume hat. Das Mädchenwaisenhaus steht unter Leitung von chinesischen Jungfrauen. Für die Knaben besteht in der Ökonomie, die auch mit der Mission verbunden ist, und in den Werkstätten Gelegenheit zur Betätigung. Nicht weit von dieser Station entfernt liegt eine Niederlassung der Franziskanerinnen Missionarinnen Mariens, mit einem Altenheim, einer Poliklinik und einer Arbeiterschule, in welcher zahlreiche Mädchen und junge Frauen mit Spitzenklöppeln, Haarnetzflechten, Stickerei usw. beschäftigt sind. Eine ganz neue Schöpfung der Mission ist die Niederlassung in der westlich außerhalb der Stadt befindlichen neuen Handelsviertel Ulikou. Ganz in der Nähe des Bahnhofs wurde hier eine Prokur mit einigen Unterkunftsräumen errichtet, verbunden

mit einem Kapellchen, einem Klubhaus für die katholischen chinesischen Angestellten, welcher eine Schule sich angliedern soll. Unfern davon sieht man das freundliche Türmlein einer kleinen Kirche aufragen, es ist das Gotteshaus der altchristlichen Gemeinde Tschenkialou. Die Mission Tsinanfu kann auf eine recht bedeutende Vergangenheit zurückblicken. Darum besitzt sie auch einen Grundstock guter alter Gemeinden, welchen sich von Jahr zu Jahr neue hinzugesellen. Ursprünglich gehörte ganz Schantung zu Tsinanfu; im Jahre 1885 wurde Süd-Schantung und im Jahre 1894 Ost-Schantung abgetrennt. Seit zirka 10 Jahren hat die sächsische Provinz der Franziskaner die Sorge für die Mission übernommen; es sind jedoch immer noch einige nichtdeutsche Missionare (Italiener, Holländer, Österreicher) hier tätig. Der Bischof ist Mgr. Giesen, ein im Boxersturm erprobter tüchtiger Mann, der die Narben der damaligen schweren Verwundung noch an der Stirn trägt. Er spricht, obwohl er Holländer ist, sehr gut deutsch. Die Mission in Tsinanfu hat keine gerade leichte Aufgabe. Die Stadt wächst, durch die Eisenbahn und durch die seit einigen Jahren gegründete ausländische Niederlassung hat ihre Bedeutung zugenommen und sind auch die Verhältnisse vielseitiger und verwickelter geworden. Die dem Handel dienende Niederlassung, in welcher das deutsche Element weitaus vorherrscht, schießt mächtig empor. Es entsteht hier eine ganz neue Stadt in dem den Konzessionshäfen eigentümlichen Mischstile und dürfte die Zeit kommen, daß dieses neue Tsinanfu die in Mauern eingezwängte Altstadt überflügelt. Um so schmerzlicher vermissen wir eine katholische Mittelschule auf deutscher Grundlage; das katholische Deutschland sollte daher seine Ehre darin suchen, die Söhne des hl. Franziskus in Stand zu setzen, dieses hochwichtige Werk recht bald in Schantungs Hauptstadt aufzurichten.

Von Tsinanfu aus fährt uns die in deutschen Händen

liegende Schantungbahn zur Ostküste, zum deutschen Tsingtau. Eine der ersten großen Stationen auf dieser Linie ist Dschangdien, der Anknüpfungspunkt der in das deutsche Kohlenbergwerk bei Poschan gehenden Zweigbahn. Die Schantung-Bergbau-Gesellschaft, welche sich neuerdings mit der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft vereinigte, hat auf Grund des Kiautschouvertrags das Recht, innerhalb einer gewissen Zone längs der Eisenbahn Bergwerke zu eröffnen. Schantung ist kohlen- und wiesenreich, und gerade die Poschankohle, welche hier in der Nähe massenhaft gefördert wird, erfreut sich eines sehr guten Rufes. So ist denn jenseits der Gebirgskette, welche uns die Aussicht nach Süden versperrt, eine kleine deutsche Kolonie entstanden, deutsche Bergleute, unter ihnen einige brave Katholiken, die ihren eigenen Borromäusverein haben und denen ein Missionar öfter Gelegenheit bietet, dem Gottesdienst beizuwohnen.

Eine weitere Station Dschontsuin bringt uns zum größten Dorfe Schantungs; denn mehr ist dieser Ort Dschontsuin eigentlich nicht, obwohl er wie eine regelrechte, mit Mauern umwehrte Stadt aussieht. Er bildet das Zentrum für den Seidenhandel, der gerade hier großartig aufgeblüht ist, weil früher die am Platze verkauften Waren einem Privileg gemäß abgabenfrei waren. Die Seidenzucht ist namentlich für Ost-Schantung von ausschlaggebender Bedeutung. Die beiden Arten Seidenraupen, Maulbeerspinner und Eichenspinner, werden gezüchtet und deren Ergebnisse roh verkauft oder zu einfacher Seide versponnen. China, ehemals das klassische Seidenland, hat die Führung auf diesem Gebiete längst an Japan abgegeben und muß sich sehr anstrengen, wenn es dieselbe zurückerobern will.

In der Stadt Tsingtschoufu, zu welcher wir von Dschontsuin aus bald gelangen, lernen wir nun auch die Mission Ost-Schantung kennen. Von Nord-Schan-

tung wie schon bemerkt im Jahre 1894 abgetrennt, wurde dieses Gebiet den französischen Franziskanern übergeben. Der erste Bischof Mgr. Schang und sein gegenwärtiger Nachfolger Mgr. Wittner sind Elsässer, und auch unter den Missionaren befinden sich mehrere Nichtfranzosen. Die Mission hat einen Stock sehr guter Altchristen, die Zahl der Neuchristen wächst in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr. Ihre Hauptniederlassungen sind in Tsingtschoufu, dem wir uns soeben genähert haben; sie umfassen das kleine Seminar und ein Mädchenwaisenhaus unter der Obsorge chinesischer Jungfrauen. Die Residenz des Bischofs befindet sich in der Hafenstadt Tschifu, dem ehemals ersten Küstenplatze Schantungs, welcher jedoch seit einigen Jahren in der Entwicklung zurückgeblieben ist. Dort besitzt die Mission außer einer schönen, massiv in Stein gebauten Kirche eine Druckerei, ein Seminar, ein Knabenwaisenhaus mit Werkstätten, eine von Schulbrüdern geleitete höhere Schule für Chinesen und vor allem eine sehr umfangreiche Niederlassung der Franziskanerinnen Missionarinnen Mariens mit Mädchenwaisenhaus, Schule, Pensionat, Arbeitsschule, Krankenhaus und Noviziat. Es ist dieses unseres Wissens die erste und Mutterniederlassung der „weißen Schwestern" in China; man hat hier reichlich Gelegenheit, das Wirken dieser tüchtigen Missionarinnen in seiner verschiedenfachen Ausgestaltung kennen und sie als gute Mitarbeiterinnen im Missionswerke schätzen zu lernen. Wie uns die prächtig ausgemalte Hauskapelle beweist, finden sich unter ihnen auch einige recht künstlerisch ausgebildete Kräfte.

Außer diesen beiden Hauptstationen dürfen für Ost-Schantung als noch besonders hervortretende Punkte gelten die englische Kolonie Weihaiwei und die deutsche Bergwerkkolonie in Fangtse. Im letztern Orte, welchen man mit der Bahn durchfährt, sieht man zwischen den schmucken deutschen Häusern und den Bergbaugebäuden, welche hier wie eine fremde Welt

mitten im Chinesentum stehen, das Klösterlein der Schwestern und die Residenz der mit der europäischen und chinesischen Seelsorge betrauten Missionare.

Indem wir Fangtse erwähnen, sind wir eigentlich schon über Weihsien hinausgefahren, welches unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen darf. Weihsien ist eine der größten Handelsstädte Schantungs. Was dem Fremden in seinen Straßen besonders auffällt, sind nicht die prächtigen Stickereien oder die imitierten Bronze-Altertümer, die hier feilgeboten werden, sondern vielmehr die zahlreichen steinernen Triumphbogen, welche seine Straßen überspannen, die sogenannten „Paifang"; es sind das in der Tat imposante Steindenkmäler, die aber zum großen Teil keinen andern Zweck haben, als das Andenken reicher ehrenhafter Witwen festzuhalten. Mag einem die Sache auch etwas protzig vorkommen, so ist es doch ein für die Chinesen überaus ehrenvoller Zug, daß sie einer würdigen, in Tugend rein gehaltenen Witwenschaft eine solche Hochschätzung beweisen. Manche dieser Denkmäler sind prachtvoll durchgearbeitet und haben einen nicht zu verachtenden künstlerischen Wert.

In der östlichen Vorstadt finden wir eine kleine Niederlassung der Ost-Schantung-Mission. Dieselbe tritt aber sehr in den Hintergrund gegenüber den großen Anlagen der amerikanischen Mission, welche unfern davon gelegen sind. Sie bilden einen Teil des großartig angelegten Schulsystems, mit welchem die angelsächsischen Missionen in gemeinsamer Arbeit Schantung überspannen haben, und dessen einzelne Teile wir in Tengchowfu, Tsinanfu und tiefer hinab in den meisten größeren und zahlreichen kleineren Städten und Ortschaften von Schantung finden. Die amerikanische Mission ist mit aller Energie dabei, dieses System weiter auszubauen und zu vervollkommnen. Selbst im Süden Schantungs, wo sie verhältnismäßig weniger bislang in den

Vordergrund trat, hat sie in neuester Zeit mehrere neue Schulgründungen ausgeführt oder doch schon vorbereitet, so in Yenchowfu, Tengsien, Ihsien, Tsaohsien und vor allem in Ichowfu. Der Schulplan dieser Anstalten in ihrer Zusammenstellung soll das ganze Schulwesen von dem Elementarunterricht bis zur Hochschule umfassen. Wir haben leider keine Gelegenheit gehabt, einen Einblick in den inneren Betrieb zu tun, aber es ist zweifellos, daß die anglo-amerikanischen Missionen sich auch hier in diesen Anstalten ein machtvolles Mittel geschaffen haben, um ihren Einfluß in die Kreise der Gebildeten zu tragen und ihre Leute für eine weitergreifende Wirksamkeit vorzubereiten. Die Freigebigkeit der reichen Amerikaner bietet ihnen in ausgiebigster Weise die nötige pekuniäre Unterstützung. Jedenfalls hat die katholische Mission in Schantung dieser mächtigen Konkurrenz im Schulwesen gegenüber keinen gar zu leichten Stand.

Hier im Innern der Provinz tritt die Schultätigkeit der deutschen protestantischen Missionen weniger hervor. Dieselben haben ihre Kräfte auf Tsingtau, die Kolonie und die Interessensphäre konzentriert und zwar steht da der allgemeine protestantische Missionsverein, der liberale Zweig der protestantischen Mission, welcher in Dr. Wilhelm einen namhaften Vertreter hat, in bezug auf Missionsschulen an erster Stelle. Es ist das auch nicht gerade zu verwundern, da die ganze Tätigkeit dieser Missionsgesellschaft sich auf Schule, literarische Arbeit und Krankendienst beschränkt, während die Berliner Mission neben ihren Knaben- und Mädchenschulen in Tsingtau und den Anstalten, Seminar und Poliklinik in Tsien sich auch mit eigentlicher Missionsarbeit befaßt.

Nennen wir daneben dann noch die zu Süd-Schantung gehörenden Anstalten der Steyler Mission in Tsingtau und Kiautschou nächst einer Druckerei und einem sehr stark frequentierten Krankenhaus und einem Kasino für die deutschen Katholiken,

die Knabenschule in Tsingtau, ferner das sehr prächtig gelegene, schöne hl. Geist-Kloster der Schwestern Franziskanerinnen, mit europäischem Mädchen-Pensionat und chinesischer Mädchenschule (alles das gruppiert um die unscheinbare Kapelle, in welcher der Gottesdienst für Europäer und Chinesen abgehalten wird, und um den Hügel, der die künftige St. Michaels-Kirche tragen soll) nehmen wir ferner noch dazu das von der Bahn aus sehr gut aussehende Mädchenwaisenhaus mit Mädchenschule in Kiautschou, so haben wir an Missions- und namentlich Unterrichtsinstituten genannt, was sich so im Fluge übersehen läßt.

In Schantung ist aber auch die deutsche Regierung mit in den chinesischen Schulbetrieb eingetreten, und es erscheint selbstverständlich, daß sie bei ihren viel größeren Mitteln die Missionen bald überflügelt hat. Außer einer deutschen Sprachschule für Chinesen in Tsinanfu, welche samt dem zugehörigen Museum unter der Obhut des Konsulats steht, hat Deutschland sich in der Hochschule in Tsingtau einen bedeutsamen Mittel- und Fachpunkt für seine Schultätigkeit in China geschaffen. Die Anstalt zählt gegenwärtig zirka 400 Schüler, zum großen Teile Interne, für deren Unterkunft eigene Räume geschaffen sind. Außer dem Vorstufenunterricht, welcher die Schüler auf das hohe Studium vorbereiten soll, werden gegenwärtig schon Jus, Medizin, Technik und Ackerbau gelehrt. Die Dozenten sind zum Teil Fachmänner, zum Teil Herren, die im Nebenamte mit aushelfen. Reiche Sammlungen, einbegriffen der stattliche „Lehrstall", unterstützen den Unterricht, und prächtige Spielplätze sorgen für die Möglichkeit einer gesunden Bewegung. Mehrere der Dozenten sind auch literarisch bzw. durch Herausgabe von Übersetzungen tätig. Alles in allem genommen ist es eine bedeutende Anstalt, der man gerne allen Fortgang wünscht, obschon man zugleich den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß es doch auch der katholischen Mission vergönnt sein

möge, im Norden Chinas eine ähnliche Anstalt zu errichten. An Bildungsbedürfnis fehlt es ja nicht; was von Seiten der chinesischen Regierung bisher geschieht, ist sehr unzulänglich. Diese 400 Millionen Menschen geistig zu heben, dazu ist auch eine unabsehbare Anzahl von Bildungsstätten erforderlich; und wir Katholiken dürfen es ja im Vollbewußtsein der uns gewordenen Gnade aussprechen, daß wir neben der bloß intellektuellen Bildung Güter mitzuteilen haben, welche an Segenskraft weit über alles Verstandeswissen hinausgehen.

Durch den Besuch der Hochschule sind wir nunmehr schon mitten im Herzen unserer deutschen Kolonie angelangt: Tsingtau, die deutsche Stadt am Meere, die „Musterniederlassung in Ostasien", eine Musterschöpfung der deutschen Marineverwaltung. Rings um uns die blaue See, aus ihr aufsteigend die im grünen Waldeskleid freundlich grüßenden Berge, die den Blick zu den schroffen Gipfeln des Lanschan hinüberlenken. Auf den Hügeln und am Fuße derselben die immer weiter sich ausdehnende Stadt mit ihren vorzüglichen öffentlichen und hygienischen Einrichtungen, mit ihren breiten reinlichen Straßen, ihren überaus wechselvollen europäischen Bauten, die zu einem prächtigen Stadtbilde sich zusammenfügen. An die Europäerstadt dicht angeschlossen die schon eng ausgebaute, geschäftige Chinesenstadt. Nach der ruhig abgeschlossenen Bucht hin der großartig angelegte Hafen, vielleicht einer der schönsten und bequemsten in ganz Ostasien. Man muß staunen über das, was deutsche Energie und zielbewußte Schaffenskraft, beide allerdings unterstützt durch die hinreichenden Geldmittel, in anderthalb Jahrzehnten aus diesem kahlen Felsengestein hervorgezaubert haben, und kann es leicht begreifen, daß die alten chinesischen Exzellenzen, vielfach ehemalige Vizekönige, die sich mit ihren Familien vor den Revolutionswirren hierher flüchteten, sich hier heimisch fühlen.

Eine auch nur oberflächliche Beschreibung der Kolonie

würde einen eigenen umfangreichen Artikel für sich in Anspruch nehmen und müssen wir darum für jetzt darauf verzichten. Was uns natürlich vor allem interessierte, war das Schul- und das Missionswesen. Nicht ohne Bewunderung besichtigten wir neben der deutschen chinesischen Hochschule die für europäische Kinder (Knaben und Mädchen) bestimmte und bereits von 260 Schülern bzw. Schülerinnen besuchte Gouvernementsschule, ein Reformrealgymnasium bis Untersekunda einschließlich. Ebenso besah ich die beiden unteren Mittelschulen der Weimarer Mission für chinesische Knaben und Mädchen, dann die gegenüberliegende Berliner Mission mit ihrem eifrigen und tiefgläubigen Superintendenten Voßkamp. Nichts aber hat mich auch hier so sympathisch berührt wie die katholische Steyler Mission mit ihrem ausgezeichneten Superior P. Barthel und seinen hingebungsvollen Konfratres; durch Seelsorge und Heidenbekehrung wie durch Schule und Hospital verbreitet sie unschätzbaren Segen in unserer chinesischen Kolonie im Interesse unserer Kirche wie unseres Vaterlandes. Was wir ihr vor allem wünschen und als dringend nötig erachten, ist ein schönes, würdiges Gotteshaus und eine katholische Studentenburse mit Hilfe der deutschen Missionsalmosen.

9.

Aus Chinas Hauptstadt und Norden.

Peking: d. h. Hauptstadt des Nordens! Wie viele Denkmäler aus spezifisch chinesischer Vergangenheit umschließen deine zinnengekrönten Mauern, wie viele Wandlungen hat deine Geschichte, dein Stadtbild und dein Name durchgemacht! Tsi im 12. Jahrhundert v. Chr., Yen im 5. v. Chr., Yotscho im 7. n. Chr., Nanking im 10., Tschungtu im 12., Tatu oder Kambalik im 13., zur Zeit, wo die ersten europäischen Missionare

(Franziskaner) als Boten des Papstes und Königs an die Mongolenfürsten hier einzogen, erhielt es nach ihrem Sturz im 14. den Titel Pepingfu und bald darauf den jetzigen, den die Jesuitenmissionare des 17. Jahrhunderts in ihre Chinakarte einzeichneten. Nur noch ein Schatten alter Pracht, von Ruinen übersät und mit Hütten vollgepfropft, auf weiten Flächen unbebaut und verödet, einem Labyrinth von ausgestorbenen Mauern und Toren gleichend, ist es doch im Innern und Hintergrund derselben von zahllosen Wohnungen und Familien belebt (nach der kürzlich stattgehabten Volkszählung 1 300 000 Einwohner), mit goldglänzenden und buntfarbigen Triumphbögen, Palästen und Tempeln geschmückt, von schwerbeladenen Kamel- und Pferdekarawanen durchzogen, auch politisch und wirtschaftlich nach Einquartierung des neuen Regiments anscheinend in neuem Aufschwung begriffen; trotzdem erscheint es unfehlbar dem Untergang oder wenigstens der Entthronung geweiht, da es nur eine Frage der Zeit sein dürfte, wann der Schwerpunkt des Reichs der Mitte vom Norden nach dem Zentrum rückt.

Mittlerweile gravitiert aber immer noch wenigstens die ganze staatliche Etikette — von jeher ein wichtiger Faktor im chinesischen Staatsleben — nach dieser von bodenständigem Zauber umwobenen alten Kaiserresidenz, und auf den Trümmern der Kaiserherrlichkeit hält ihr von der Revolution emporgehobener Erbe Wacht. Juanschikai, d. h. Juan der ewig Siegreiche, der vom Glück belächelte, von Tausenden Umschmeichelte, selbst vom ehemaligen Kaiserhaus mit Huldigungen Überhäufte, aus Furcht vor Attentaten Tag und Nacht von Truppen und Geheimpolizisten Beschützte, von einer Armee bezahlter Journalisten und Literaten als Bezwinger der Anarchie und Restaurator der Ordnung Gerühmte, nennt sich immer noch Präsident der chinesischen Republik. Tatsächlich ist von dieser kaum noch der Schein oder, um uns chinesisch auszudrücken, das Gesicht zurückgeblieben; in Wirklichkeit steht China,

seitdem sein Napoleon die verfassungsgemäße Kammer nach Hause schicken konnte, ohne daß eine wirkliche Gegenbewegung entstand, unter dem Zeichen der Diktatur oder Tyrannis, wie mir eine hochgestellte Persönlichkeit Pekings im Vertrauen sagte; denn absoluter und autokratischer als je ein Kaiser herrscht über Chinas Geschicke der allgewaltige Mann des Tages, vorläufig in erster Linie darauf bedacht, mit allen Mitteln seine Herrschaft zu befestigen und durch Entledigung von seinen Gegnern sich persönlich auf dem schwankenden Staatsschiff zu erhalten. Ob es ihm gelingen wird, dieses bedenkliche Provisorium allmählich in geregelte monarchische Verhältnisse umzuwandeln, oder ob eine jähe Reaktion den raschen Wechselprozeß beschließen wird, muß eine nicht allzu ferne Zukunft lehren.

Wie wird diese Schicksalsfrage im Reich der Mitte für unsere europäische Zivilisation und unser katholisches Christentum ausfallen? Wie stellt sich speziell Juanschikai persönlich zu beiden Faktoren? Den Westmächten und ihrer Kultur zeigt er eine freundliche Miene, weil er sein Emporkommen ihrer Gunst verdankt und seinem Lande die Vorteile der abendländischen Bildung sichern möchte; aber ich kann mir kaum denken, daß die modern wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Unternehmungen in der neuen Republik einen so kläglichen Ausgang nehmen und so langsam voranschreiten würden, wenn ihr Haupt sie ernster und nachdrücklicher fördern wollte. In religiöser Hinsicht scheint er von der durch die Revolution erkämpften Religionsfreiheit beinahe in die reaktionäre Strömung zugunsten der heidnischen Kulte zurückkehren zu wollen; zwar hat er den Konfuzianismus noch nicht zur Staatsreligion erklärt, zurückgehalten vielleicht durch die zahlreichen Eingaben der Christen; aber daß er soeben allen Postämtern verbot, jedes weitere gegen den Konfuziuskult gerichtete Telegramm anzunehmen, ist doch kaum geeignet, beruhigend zu

wirken (inzwischen haben drei Dekrete vom 7. Februar die Himmels- und Konfuziusopfer wieder hergestellt). Es wirkt ja sehr schön, wenn er bei seiner Installation und bei der Neujahrsgratulation den in wallendem Prälatenmantel und mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust erschienenen Bischof Jarlin von Peking gleich hinter dem diplomatischen Korps und den kaiserlichen Prinzen empfing, als einzigen offiziellen Religionsvertreter; aber gerade wegen des Überwiegens konventioneller Äußerlichkeit am Pekinger Hofe darf man solchen Zeremonien nicht allzu viel Bedeutung beimessen. Das Gleiche gilt übrigens von den geräuschvollen Empfängen des Kirchenfürsten bei den Visitations- und Firmungsreisen durch die einheimischen Christen und die staatlichen Behörden.

Immerhin darf es uns freuen und mit Stolz erfüllen, daß die katholische Kirche in Chinas Hauptstadt so würdig vertreten ist. Außer der mehr für Europäer berechneten Kirche St. Michael im Gesandtschaftsviertel (mit Schule und Spital) besitzt sie, nach allen Dimensionen verteilt, vier „Kathedralen", die durch ihre Höhe und Form das ganze Stadtbild wesentlich verschönern helfen: den Dungtang (= Ostkirche) mit Greisenasyl; den Sitang (= Westkirche) mit Normalschule; den Nangtang (= Südtempel) mit Pfarrschulen und Brüderkolleg; endlich als Mittelpunkt des ganzen Vikariats den berühmten Petang (= Nordtempel). Das von weitem sichtbare, von zwei Türmen gekrönte Gotteshaus, mitten in der sogenannten Kaiserstadt gelegen, wurde 1887 von Bischof Favier an Stelle des von der Kaiserin besetzten früheren Petang auf dem dafür eingetauschten Platze erbaut, wie die chinesischen Inschriftsäulen unter den beiden Pavillons vor der Kirche bekunden. Hier war es, wo beim Boxeraufstand von 1900 viertausend Christen mit dreißig französischen und zehn italienischen Soldaten sich monatelang erfolgreich gegen die Belagerer hielten, woran uns

die auf den Stein des Residenzgebäudes unter der Madonnenstatue angebrachte Inschrift erinnert (16. August 1900 Liberatrix: Sie war unsere Hoffnung und kam uns zu Hilfe). Hier wird an Sonn- und Festtagen ein würdevoller Gottesdienst mit schönem Gesang gefeiert, unter Assistenz des auf dem Throne sitzenden Bischofs und vieler mit dem goldgestickten „Zickin" bedeckten Priester. Hier reihen sich unter dem Schatten der Kirche auf einem Riesenkomplex als wahre Stadt in der Stadt an die geräumigen Wohnungen des Lazaristenbischofs und seiner Missionare die hauptsächlichsten Zentralwerke des Vikariats: das große und das kleine Priesterseminar, die Brüderschule, das Hospital, das Waisenhaus, das Noviziat der einheimischen Vinzenzschwestern, die Missionsdruckerei usw.

Während meines viertägigen Besuches im gastlichen Petang durfte ich es nicht verfehlen, auch dem altehrwürdigen Christenfriedhof (Schala) außerhalb der Stadt einen Besuch abzustatten. Er barg bis vor kurzem die Gebeine der alten Jesuitenmissionare, die im 17. und 18. Jahrhundert als hochangesehene Pioniere unserer Kultur und Religion in Peking wirkten, fiel aber 1900 dem Vandalismus der Boxer zum Opfer. Nach Wiederherstellung der Ruhe ließ der gegenwärtige Bischof pietätvoll die Grabmäler der bedeutendsten Missionare, eines Ricci, Schall, Verbiest usw. neu aufrichten und die übrigen (darunter auch von vielen Deutschen) in die Außenwand der Kirche einmauern, so daß wir in diesen zahlreichen Epitaphien die kostbarsten Dokumente zur alten chinesischen Missionsgeschichte vor uns haben. Die Überreste der getöteten Christen wurden unter einem kuppelgekrönten Altar beigesetzt. Die Kirche selbst ist zum Gedächtnis dieser Ermordeten von 1900 erbaut; rings herum stehen auf schwarzem Marmor die Namen der sechstausend Gläubigen, vorn im Chor die der getöteten Lazaristen, Weltpriester, Brüder und Soldaten. Mit der Kirche im Zusammenhang steht auf der einen Seite das Provinzialat

und Scholastikat (für die eingeborenen Ordenskandidaten) der nordchinesischen Lazaristenprovinz, auf der anderen Seite das Provinzialat und Vorbereitungshaus (für die eingeborenen Brüder) der Kleinen Brüder Mariens für China. Nicht weit davon liegt der ähnlich angelegte Friedhof der französischen Jesuiten, die etwas später in China ankamen, um die Reihen ihrer meist portugiesischen Ordensbrüder zu verstärken.

Natürlich benutzte ich meinen kurz bemessenen Aufenthalt nach Kräften, um auch die übrigen Sehenswürdigkeiten der Chinesenhauptstadt in Augenschein zu nehmen. Konzentrisch schließt sich in regelmäßigen Rechtecken, je von hohen Mauern umgeben und markiert, rings um die „rote verbotene Stadt", die dem entthronten Kaiserhaus noch immer als Wohnung dient und für die Fremden unzugänglich ist, zunächst die „gelbe Kaiserstadt", dann die „innere" Mandschu- oder Tatarenstadt, endlich die „äußere" Chinesenstadt, obschon der mit diesem Namen bezeichnete Charakter durch die gegenwärtige Freizügigkeit bereits stark verwischt ist. Im Südosten der Innenstadt, hart an der Grenze der äußeren, stehen auf einem eigenen großen Viertel neben den Ministerien brüderlich beisammen in bunter Reihenfolge die Gesandtschaften der auswärtigen Mächte (Amerikas, Hollands, Deutschlands, Belgiens, Frankreichs, Österreich-Ungarns, Spaniens, Japans, Italiens, Rußlands, Englands), wie drohende Festungen mit eigenen Kasernen und Besatzungen (seit der Revolution noch verstärkt), an sich schon ein bleibendes Zeichen der einheimischen politischen Schwäche. In der Nähe der deutschen Gesandtschaft befindet sich die deutsche Walderseekaserne, das deutsche Militärlazarett, das deutsche Offiziersquartier, die deutsche Post, Bank usw. An die Greuel von 1900 erinnert das Kreuz, das im Gesandtschaftsgarten zum Andenken an den ermordeten Gesandten Freiherrn von Ketteler errichtet worden ist, und der am Ort seiner Ermordung ihm zur Ehre und Sühne vom chinesischen Reiche

erbaute Kettelerbogen, der das Bedauern über die völkerrechtswidrige Tat ausspricht. Löwen, Drachen, Schildkröten und andere mythische Tiergestalten verzieren auch sonst noch mannigfach die öffentlichen wie privaten Bauten und grüßen in den abenteuerlichsten Formen von den Dächern herunter.

Besonders die vielen Tempel, von denen die ganze Stadt wie durchsetzt und in ihrer Eigenart bestimmt ist, verdienen unsere Aufmerksamkeit. Zunächst besuchte ich den schönsten und größten unter allen, den Himmelstempel oder „Altar des Himmels" im Südosten. Er hatte für mich um so mehr Interesse, als nach den Zeitungsnachrichten beschlossen worden war, daß der Präsident der Republik nach der alten Kaisersitte hier am ersten Tage des chinesischen Neujahrs feierlich namens des Staates dem Himmel ein Stieropfer darbringen sollte. Ich war aber just am Neujahrstage mit meinem Begleiter fast ganz allein auf weiter Flur, in fast beängstigender Einsamkeit wie in einer von allem Menschengetriebe abgelegenen Landschaft, ein ergreifendes Bild der Ausgestorbenheit des chinesischen Heidentums. Um so besser konnte ich in schönster Muße die einzelnen Heiligtümer betrachten, vor allem den schneeweißen, terrassenförmig aus Marmor aufgebauten, mit wirklich künstlerischen Geländern und Säulchen verzierten, freilich auch wehrlos der Zerstörung preisgegebenen „Südaltar", am Fuß desselben den Brandopferaltar und die von den letzten Kaisern gestifteten Eisenkessel, gegenüber den in sonniger Farbenglut blinkenden Rundbau des „Nordaltars", dessen Inneres jetzt als Beratungslokal der Kommission für die Ausarbeitung der neuen Konstitution dient, wie uns die Stühle verrieten. Daneben liegt der Ackerbautempel mit dem Felde, das der Kaiser alljährlich an einem Frühlingstag mit seinen höchsten Beamten eigenhändig zu pflügen pflegte. Von da ging es unter dem Kettelerbogen hindurch auf der längsten Straße Pekings nach dem „Lamatempel", in dem außer interessanten Gebetsmühlen, Sta-

tuen, Pavillons usw. ein 14 Meter hoher Riesenbuddha steht und Hunderte von tiebetischen Lamas (Priestern), meist heruntergekommene, nichts weniger als erbauliche Gestalten, unter einem Abt ihre Gebete und Opfer verrichten. Weiter nach dem Konfuziustempel, der die Seelentafeln des großen Philosophen und seiner Schüler verwahrt; im Vorhof die Steintrommeln mit den uralten Inschriften über die Feldzüge eines sagenhaften Königs, die steinernen Berichte der Kaiser des 18. Jahrhunderts über ihre Eroberungen, die Erinnerungstafeln, welche die Promoventen nach glücklich bestandenem Doktorexamen stifteten, anschließend die sog. Klassikerhalle mit dem authentischen Text der neun chinesischen Klassiker auf weißem Marmor. Schließlich am Pauken- und am Glockenturme vorbei zurück nach Petang.

Auch die Stätten der Wissenschaft durften mich als Universitätsprofessor nicht unberührt lassen. Leider fand ich keine Zeit zur Besichtigung der „großen Prüfungshallen", in denen die früheren Studenten ihr Staatsexamen und Doktorat „bauten", und der dicht daneben gelegenen Kaiserlichen Sternwarte, deren kunstvolle Instrumente (Sextanten, Äximentalkreise, Armillarsphären) noch von den Jesuiten des 17. Jahrhunderts stammten, aber 1900 von den europäischen Truppen fortgenommen und zum Teil nach Potsdam gebracht wurden. Ebensowenig war es mir vergönnt, die Überreste des Pekinger Versailles zu bewundern, das dieselben Jesuiten in den kaiserlichen Sommerpalästen nordwestlich von der Stadt angelegt. Wohl aber konnte ich mich eingehend über die jetzige vielgenannte Reichsuniversität mit Hilfe eines ihrer Dozenten informieren. Sie gibt uns eine konkrete Vorstellung von dem, was das moderne China auf dem höheren Schulgebiet geplant und erreicht hat. Nach den Reformedikten von 1902 und 1905 sollte die Pekinger Universität die höchste, ja die einzige im ganzen Reiche, die Spitze und Krönung des chinesischen Schulwesens sein; acht Fakultäten sollten unter einem Rektor und je

einem Dekan den gesamten westlichen Wissensstoff vermitteln, zudem noch in drei Parallelsektionen je nach der Sprache (englisch, französisch, deutsch). In Wirklichkeit studieren bloß 300—400 junge Leute, weitaus die Mehrzahl bloß die sprachlichen Anfangsgründe, den Vorbereitungskursus, in der Regel ohne Zucht und Plan. Die Professoren, teils Ausländer (Deutsche, Franzosen, Engländer, Amerikaner), teils Chinesen, die im Ausland studiert haben, beziehen hohe Gehälter, aber ohne Pensionsberechtigung und Festigkeit, den Launen ihrer Schüler machtlos überliefert. So ist die Pekinger hohe Schule zu einem wilden Tummelplatz politischer und sprachlicher Rivalitäten geworden, ein Stelldichein zweifelhafter Existenzen und halbgebildeter Stümper, denen die genügende Vorbildung fehlt; und wie die Basis, die Auslese und Vorbereitung des (Lehrer- und) Schülermaterials, so fehlt auch die Mündung, die spätere Anstellungsmöglichkeit, für die der Staat nicht hinreichend sorgt. So ist Geschichte und Gegenwart der chinesischen Reichsuniversität ein abschreckendes Beispiel dafür, daß man einen Bau, namentlich wenn er hochgehen soll, niemals oben mit dem Dache, sondern unten mit den Fundamenten beginnen muß.

Mehr und mehr erbleicht Pekings Glanz vor seiner mächtig aufsteigenden Hafen- und Handelsstadt im Osten, dem bereits 800 000 Einwohner zählenden Tientsin. In den Fremdenkonzessionen (deutsche, englische, französische, japanische, russische, italienische, österreichische, belgische), unter denen die deutsche am hübschesten liegt und mit einem Kriegerdenkmal für die Gefallenen von 1900 geschmückt ist, haben wir eine moderne europäische Großstadt vor uns; aber auch die viereckige, früher ebenfalls ummauerte Chinesenstadt sieht in ihrem Weichbilde große chinesische Geschäfte und Hotels in immer größerer Zahl aus dem Boden wachsen. Die Lazaristen bauen jetzt neben ihrer Prokur und Ludwigskirche im französischen Viertel Kathedrale, Seminar und Generalspital für ihr erst im vorigen Jahre von

Peking abgezweigtes Vikariat. Die Seele ihrer neueren Bestrebungen ist der flämische P. Lebbe, ein ebenso eifriger und energischer als intelligenter und fortschrittlicher Priester. Ihm ist es vorab zu verdanken, wenn Tientsin auf dem Gebiete der katholischen Organisation und Presse in China nahezu obenan steht; er war es, der die katholische Union oder Aktion, freilich nach französischen Statuten, außerdem im Verein mit dem katholischen Herausgeber eine weitverbreitete chinesische Zeitung (Unparteiische) und ein viel gelesenes katholisches Wochenblatt begründete; daneben schreibt er noch apologetische Traktate, gibt soziale Kurse usw.

Die übrigen Städte der Nordprovinz Tschili, die ich auf der Fahrt von Peking nach Mankau besuchte, sind weniger bedeutend. Zunächst kam ich an der berühmten Marco-Polo-Brücke vorbei, die schon der venezianische Kaufmann, nach dem sie benannt ist, als eine der chinesischen Merkwürdigkeiten beschrieben hat, nach der Provinzhauptstadt Paotingfu, die schon seit dem Mittelalter ummauert ist und seit einigen Jahren eine Staatsuniversität besitzt. Tschentingfu, das ebenfalls mit alten romantischen Mauern umzogen ist, umschließt ein großes buddhistisches Kloster (Tafuo), dessen Abt mit seinem Nachbar, dem katholischen Bischof, in den besten Beziehungen steht und gelegentlich der Boxerwirren die Mission in Schutz genommen hat. Auch dieses Heiligtum ist eine Verkörperung des trostlosen Verfalls der einheimischen Religion: einsam und verlassen streckt der bronzene Riesenbuddha seinen dicken Kopf durch das zerbrochene Dach heraus, hilf- und schutzlos allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, die große Gebetsmühle liegt zertrümmert im Vorhof, die alten Wandgemälde sind verblichen, einem großen Teil der zahllosen kleinen Wandgötzen die Köpfe abgeschlagen.

Kirchlich zerfällt Tschili in sechs apostolische Vikariate, von denen vier den französischen, eines (Osten) den

holländischen Lazaristen und das sechste (Südost) den Jesuiten anvertraut sind. Im ganzen zählt die Provinz nach der letzten Statistik (1913) nicht weniger als 411 556 Katholiken, also fast ein Drittel der ganzen katholischen Bevölkerung Chinas; davon entfallen auf das Vikariat Peking allein 133 515 (3 Prozent der Gesamtbevölkerung, in der Stadt Peking 8500), auf die Jesuitenmission 85 618, auf Paotingfu 84 196, auf Tschentingfu 62 014. Der Zuwachs betrug im verflossenen Jahre für Peking allein 36 740, für Paotingfu 9918, für Tschentingfu 1414, bei den Jesuiten 2530, Unterschiede, die sich teils aus dem Missionsgegenstande, teils aus der Missionsmethode erklären, auf deren Eigentümlichkeit namentlich die Pekinger Massenbekehrungen in der Hauptsache zurückzuführen sind. Durchweg steht aber auch hier die Zahl der Missionskräfte (145 europäische und 131 einheimische Priester auf 1740 Kirchen und Kapellen zerstreut) in keinem Verhältnis zu den stets sich mehrenden und wachsenden Aufgaben.

Die Bevölkerung von Nordchina ist im allgemeinen ruhiger, ernsthafter, kühler, langsamer, ausdauernder, tatkräftiger, vielfach intelligenter, aber auch ärmer als im südlichen China. Daß der vorherrschende Zug ein konservativer ist, verraten schon die Zöpfe bei vielen Männern, der Haarschopf und die verkrüppelten Füße bei den Frauen. Nicht wenig leidet das friedliche Volk unter den Überfällen bewaffneter Räuberbanden, die monatelang ungestört ihr Unwesen treiben können, ein charakteristisches Symptom der mangelhaften Miliz und Polizei; auch die Missionare finden vor ihnen bei den staatlichen Behörden nicht bloß keinen Schutz, sie müssen selbst nicht selten ganze Städte und Dörfer einschließlich der Mandarine schirmen. Trotzdem hat die öffentliche Meinung, die sich nach dem Sturze des Kaisertums den christlichen Ideen zuzuwenden schien, in neuester Zeit einen Umschlag zugunsten des Heidentums erfahren, wie die konfuzianische Kampagne beweist; mit wachsen-

dem Eifer reparieren auch die Bauern ihre Pagoden, von denen die eine oder andere sogar zur Verehrung und Anrufung christlicher Missionare erbaut worden ist (so des Priesters Liu wegen Heilungen in Peking und bei Paotingfu).

Daß auch hier im Norden der Chinese sich nicht verleugnet, bekam ich mehr denn einmal am eigenen Leibe zu kosten. In Peking mußte ich es teuer bezahlen, daß ich mein Handköfferchen nach europäischer Gewohnheit während des kurzen Aufenthaltes an der deutschen Gesandschaft (meines Passes wegen) auf dem Rikschah stehen ließ. Als ich wieder herauskam, war der Mann mitsamt dem Köfferchen, der die wichtigsten Gegenstände enthielt, spurlos vor den Augen des Gesandschaftspostens verschwunden und ein anderer an seine Stelle getreten. Vergeblich ließ ich durch das deutsche Personal und die chinesische Polizei nach meinem Eigentum fahnden, vergeblich eine Belohnung für die Zurückerstattung ausschreiben; ich sah es nie mehr wieder, vermutlich hat der Gauner den Inhalt, soweit er ihn nicht brauchen konnte, unbarmherzig verbrannt. In Paotingfu hätte ich dank der echt chinesischen Sorglosigkeit eines andern Rikschahmannes nahezu meinen Kopf verloren. Als er mich durch eine Bahnunterführung zum Bischof brachte, bedeutete er mir, ich solle ruhig sitzen bleiben und nur den Kopf etwas beugen. Die Eisenstangen über mir waren aber so tief, daß ich eine schwere Wunde davontrug, welche die Schwestern sofort auswaschen und verbinden mußten; dessenungeachtet raste der Kuli unbekümmert weiter, und ich glaube, er hätte es auch gerade so getan, wenn er mich ohne Kopf hätte fortführen müssen. In China gilt eben das Leben eines Einzelmenschen wenig oder nichts. Freilich rächte ich mich im großen Buddhatempel von Tschentingfu dadurch, daß ich zwei abgeschnittene Götzenköpfe, die vor mir im Staube lagen, mit mir gehen hieß. Wie so manches andere noch bewahre ich sie als glorreiche Siegestrophäen meiner Reise.

10.

Im „Land der Morgenstille“.

Bevor ich den Boden Chinas verließ, erwartete mich in Tientsin ein eigenartiges Schauspiel, welches mir die erfreulichsten Ausblicke in die Zukunft der chinesischen Kirche eröffnete. Unter den Konferenzteilnehmern von Tsinanfu, die mit mir nach Tientsin reisten, befand sich auch der berühmte Organisator der Katholiken von Tientsin und damit gewissermaßen von ganz China, der von seiner belgischen Heimat zurückkehrende P. Lebbe. Es wurde ihm ein Empfang zu teil, um welchen ihn viele Priester Europas beneiden dürften. Schon mehrere Stationen vorher waren ihm Deputationen entgegengefahren, um ihn zu begrüßen. Auf dem Bahnhof waren an die 200 Christen versammelt, die eigens Bahnsteigkarten gelöst hatten, um früh genug den längst Ersehnten wiederzusehen. Sofort wurde er umringt und mit jubelnder Begeisterung nach Hause geleitet. Jeder drängte sich an ihn heran, um mit freudestrahlenden Augen ihm die Hand zu drücken. Ein solch spontaner Enthusiasmus, dessen Aufrichtigkeit man allen Gesichtern ablesen konnte, läßt uns zuversichtlich hoffen, daß die chinesischen Katholiken, speziell diejenigen Tientsins, die in letzter Zeit einen im Vergleich zu ihrer numerischen Stärke geradezu überraschenden politischen Erfolg erzielt haben, immer mehr dem Stadium kirchlicher Vollreife entgegengehen.

Von Tientsin führte mich die Bahn über Tongku und Schanhaikwan, wo die chinesische Mauer mit ihren pittoresken Zickzacklinien beginnt, nach Mukden, der von einer doppelten Mauer umgebenen Hauptstadt der Mandschurei. Leider erlaubte mir die kurz bemessene Zeit nicht, die Sehenswürdigkeiten, besonders Kaiserpalast und Kaisergrab, zu besichtigen. Statt dessen fand ich Muße genug, den Werken der katholischen Mission gebührende Beachtung zu schenken, vor allem der herr-

lichen Kathedrale, welche aus den Indemnitätssummen errichtet worden ist, ein in jeder Hinsicht seinen Meister lobendes Werk des Provikars Lamasse (Elsässer). Die an sämtlichen Stationen von Tientsin bis Mukden in Abteilungen aufgepflanzten internationalen Truppen, deutsche, französische, englische, amerikanische, italienische, russische, japanische erinnerten mich freilich daran, wie prekär immer noch die Lage der fremden Gesandtschaften in Peking ist, da sie eines so gewaltigen militärischen Aufwandes bedürfen, um von der Verbindung mit dem Auslande nicht abgeschnitten zu werden.

Schon der japanische Bahnhof von Mukden schien mich in eine ganz andere Welt zu zaubern, so hochmodern war alles eingerichtet. Der Expreßzug, der mich von Mukden nach Söul führte, mit seinen sauberen, feinen und höflichen Schaffnern und Beamten, mit seinen luxuriösen Sofas und Spiegeln, seiner elektrischen Beleuchtung usw. kann den Vergleich mit unseren schönsten Luxuszügen aufnehmen. Auch das Bild von Land und Leuten war völlig verändert. Malerische Landschaften und bewaldete Berge grüßten uns auf beiden Seiten; zierliche japanische Bauten wechselten mit idyllischen koreanischen Hütten ab, unter deren Strohdächern aus einer rußigen Öffnung der Mauer der Rauch hervorkam. Männer mit stolzer Haltung, feierlich selbst bei der Feldarbeit in ihre weißen Thurumäki (Oberkleid) gehüllt und köstlich geziert mit dem eigentümlichen koreanischen, aus schwarzem Roßhaar verfertigten Zylinderhütchen, begegneten allenthalben meinem Blicke. Ich war im japanischen Reiche eingezogen, das in seiner Jugendfrische und seinem fieberhaften Kulturdrang zum alten, schwerfälligen China wie Tag und Nacht sich verhält.

Die Koreaner nennen ihr Land Tchôson, d. h. Land des frischen, klaren, hellen Morgens, Land der Morgenklare oder Morgenfrische. Zuweilen liest man in Reisewerken die Übersetzung Land der Morgenstille, zutreffender und richtiger ist

aber erstere; denn die Morgenstunden breiten über Berg und Tal eine entzückende und erquickende Klarheit des Himmels, wie sie den europäischen Ländern, den Süden vielleicht ausgenommen, nur an wenigen Tagen des Jahres beschieden ist. Das Klima stellt eine eigentümliche Mischung von Nord und Süd dar. Da Korea in demselben Breitegrade wie Sizilien und wie die Nordküste Afrikas liegt, so macht sich der Einfluß der tropischen Sonne bereits geltend. Man erzählte mir, es sei im Sommer schrecklich heiß; auch kennt Korea eine Regenzeit. In den Tagen meines Aufenthaltes, welche in den beginnenden Frühling fielen, wehte ein starker, kalter Wind. Bei alldem schien aber die Sonne warm und hell, erst gegen Abend bewölkte sich der Himmel. Das ist das Merkwürdige der kalten Jahreszeit, ein fast beständiger Wechsel von oft recht rauhem Frost und milder Witterung, was auf die Nähe Sibiriens und des Meeres und auf die Bodenverhältnisse des Landes zurückzuführen ist. Korea, ungefähr so groß wie Italien, von 18 Millionen Menschen bewohnt, in mancher Beziehung der Übergang zwischen China und Japan, ist von Bergen ganz durchzogen und reich an Naturschönheiten. Mir fiel der große Unterschied zwischen dem Reich der Mitte und dem Lande der Morgenfrische auf. China weist wenig Anziehendes auf bezüglich des Charakters der Landschaft, die meist eben, flach und öde erscheint. Auch das koreanische Volk ist ein ganz anderes als das chinesische: während man dem Koreaner Sinn für Reinlichkeit nicht absprechen kann, dürfte der Chinese wenig von dieser lobenswerten Eigenschaft besitzen, dabei fand ich den Koreaner stiller, ruhiger, ernster, rühriger als den Chinesen.

Koreas Hauptstadt Söul (= Hauptstadt), innerhalb deren 230 000 Menschen leben, wovon 35 000 Japaner und 100 Europäer, ist von hohen Bergen und malerischen Steinmauern umschlossen und stellt an sich schon eine Verbindung zwischen dem koreanischen Alten und dem japanischen Neuen

dar. An die ehemalige Kaiserherrlichkeit erinnern außer den Königsgräbern, zu denen uns ein entzückender Spaziergang führte, die beiden Kaiserpaläste, der neue mit seinem dunkelgrünen Dach, seiner schmucken Gartenvilla, seinen drei mächtigen Torbogen, seinem steinernen Riesenlöwen, und der alte mit seinem anmutigen Park, seinen schönen Granitbauten, seinen poetischen Lotosteichen und künstlerischen Pavillons, seinem rein koreanischen Hauptgebäude, seinem wundervoll farbensatten Thronsaal und seiner prächtigen Audienzhalle. Noch immer dient der letztere als Residenz des entthronten, von Japan zum Prinzen Yi degradierten koreanischen Kaisers und seiner zahlreichen Beamten. Ein unerwarteter Ohrenschmaus erfreute mich beim Besuche des Palais, eine Reihe trefflich ausgeführter Serenaden des Hofmusikkorps unter der bewährten Leitung des deutschen Kapellmeisters Eckert. Gegenwärtig ist Söul Sitz eines japanischen Generalgouverneurs und eines Zivilgouverneurs. Japan befolgt, im Gegensatz zu manchen europäischen Staaten, das kolonialpolitisch sehr gesunde Prinzip, nach Korea nur seine besten Beamten zu schicken. Der Sohn des Zivilgouverneurs Jamagata, dessen Vater sich als Präsident des japanischen Staatsrates seinerzeit hervorgetan hat, studiert zur Stunde an der Tübinger Hochschule Land- und Forstwirtschaft. Überhaupt wird die deutsche Wissenschaft und Sprache gerade in diesen hohen japanischen Gesellschaftskreisen außerordentlich geschätzt und mit Eifer gepflegt.

Den Lesern wird noch in Erinnerung sein, auf welche Weise Korea eine Provinz Japans wurde. Die Tatsache liegt erst wenige Jahre zurück, und nach all dem, was man zu beobachten Gelegenheit hat, kann nicht geleugnet werden, daß sich der japanische S t a a t alle Mühe gibt, wenigstens durch äußerlich glänzende Kulturwerke aller Art sich in seiner neuen Provinz Korea gut einzuführen und der Bevölkerung zu empfehlen. Mit bedeutendem Kostenaufwand unterhält er in Söul ein nach

europäischem Muster vollständig ausgebautes Gouvernementshospital, ein koreanisches Lehrerseminar, eine höhere Schule für koreanische Beamten, eine Medizinschule zur Heranbildung von Koreanern, drei höhere Mädchenschulen und eine ansehnliche Gewerbeschule mit 200 Schülern, neben der Kleinkunstgewerbeschule des Prinzen Yi. Schon um einen Vergleich mit unserer katholischen Handwerkerschule der Benediktiner anstellen zu können, schenkte ich der staatlichen eine besondere Aufmerksamkeit. Ich besichtigte sie unter Führung des freundlichen Direktors, der drei Jahre an der Universität München studiert hat und infolgedessen gut deutsch versteht. Es läßt sich deutlich die Absicht erkennen, durch Förderung des spezifisch koreanischen Kleinbetriebs und der Handarbeit die alte Landeskultur zu erhalten. Zweifellos liegt eine solche Stärkung des Mittelstandes und Aufrichtung des Proletariats im wohlverstandenen Interesse des Volkes. Indes dürfte dieses Bestreben vielfach zu weit gehen, wie mir namentlich die intensive Pflege veralteter Methoden, z. B. der Papierfabrikation, der Webestühle, des Töpferhandwerks zeigte. Ich konnte mich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß einzelne japanische Regierungskreise es im Stillen bei ihren koreanischen Einrichtungen doch darauf anlegen, die selbständige moderne Entwicklung bei der einheimischen Bevölkerung eher niederzuhalten als zu fördern. Auch das Verbot der Pflege fremder Sprachen und die Fernhaltung europäischer Lehrkräfte von den öffentlichen Schulen scheint in derselben Richtung zu liegen.

Es ist darum leicht begreiflich, daß die von amerikanischem Gelde unterhaltenen, mit amerikanischen Kräften besetzten, die amerikanischen Interessen vertretenden, die amerikanische Sprache kultivierenden protestantischen Missionsanstalten der Regierung im Grunde ein Dorn im Auge sind. Immerhin muß anerkannt werden, daß die verschiedenen protestantischen Sekten (Presbyterianer, Methodisten und An-

glikaner) sich eifrig bemühen, besonders kulturell auf Land und Volk einzuwirken und es dadurch den christlichen Ideen näher zu bringen. Ihre Presse ist sehr ausgedehnt und erstreckt sich auf nicht weniger als vierhundert verschiedene Gebiete. Das protestantische Hospital, eine reiche Stiftung, ist mit einer eigenen Medizinschule (70 Schüler) verbunden. Außerdem besitzen die Protestanten in Söul zwei höhere Schulen, deren Schülerzahl allerdings nicht sehr groß ist und zumeist dem theologischen Lehrernachwuchs dient. Eingehend besah ich die vom ehemaligen Generalpostmeister der Vereinigten Staaten gegründeten Anlagen und Schulen (Tag-, Abend- und Sonntagsschulen) der christlichen „Jung-Männer-Vereinigung“, besonders ihre reich ausgestattete Gewerbeschule. Im Gegensatz zur Regierungsschule ist sie auf Maschinen- und Fabrikbetrieb angelegt, scheint mir daher eher zur Heranziehung eines abhängigen Arbeiterstandes als zur Kräftigung eines gesunden Mittelstandes beizutragen.

Im ausgesprochenen Gegensatz zu ihr steht die Gewerbeschule unserer deutschen Benediktiner von St. Ottilien, deren Gastfreundschaft und Unterstützung ich während meines ganzen Aufenthalts genoß. Das junge, erst vor vier Jahren gegründete, aber schon 1913 zur Abtei erhobene Kloster, ein wahres koreanisches Dreizehnlinden, liegt am kleinen Osttor auf einem mäßig hohen Hügel, der einen wundervollen Ausblick über die Stadt und Umgebung gewährt. Gerufen zur Hebung des sehr darniederliegenden katholischen Schulwesens und speziell zur Gründung höherer Schulen haben die Söhne St. Benedikts, treu ihren alten Ordenstraditionen, ihre erzieherische Tätigkeit mit der Gründung einer Gewerbe- oder richtiger Handwerkerschule begonnen. Sie soll vor allem den durch eine mehr als 80 jährige Verfolgung verarmten Christen, die oft in einer schrecklichen Weise am Hungertuche nagen, wirksam aufhelfen, dann auch besonders in den größeren Städten des

Landes einen soliden, christlichen Mittelstand gründen, wie es in Deutschland die freien Handwerker des Mittelalters waren. Auch zur Verbreitung des Glaubens kann und wird diese Schule sicherlich viel beitragen, indem sie das Ansehen der katholischen Religion auch in den Augen der Heiden hebt. Abt Bonifatius faßte mir gegenüber den Zweck und Wert dieser Schule in folgende Punkte zusammen: 1. sie soll Regierung und Volk zeigen, daß die katholische Kirche auch heute noch befähigt ist, die für Korea nicht minder als für Deutschland brennende soziale Frage zu lösen; 2. sie soll einen katholischen Handwerkerstand schaffen und damit der katholischen Kirche, die bis jetzt in Korea sozusagen die Religion der Armen ist, das notwendige Rückgrat geben; 3. kann und wird sie auch viel zur Verbreitung des Glaubens mithelfen. Zugleich wurde mit der Abfassung von Lehrbüchern für die einzelnen Handwerke begonnen, die alles Wissenswerte über das betreffende Handwerk enthalten.

An Werkstätten bestehen bereits Schreinerei, Holzschnitzerei, Wagnerei, Malerei, Schlosserei und Schneiderei. In allen diesen Werkstätten wird ganz systematisch nach deutscher Art gearbeitet, ohne daß deshalb die einheimische Art und Kunstform unterdrückt würde. So zeigt z. B. das Sprechzimmer eine vollständige europäische Ausstattung unter Wahrung der alten koreanischen Kunstformen. Sicher würden diese Möbel, wenn sie in Europa bekannt wären, dort großen Anklang finden. Da die Schule wirklich Handwerker und keine Fabrikarbeiter erziehen soll, so sind Maschinen — mit Ausnahme einiger kleiner Handmaschinen in der Schlosserei — mit voller Absicht ausgeschlossen; vielmehr werden sämtliche Handwerkszeuge möglichst in den Werkstätten selbst angefertigt. Dabei werden die Schüler an eine strenge Ordnung gewöhnt. Jeder hat seinen eigenen Handwerkskasten, für dessen Inhalt er verantwortlich ist. Ebenso muß der Schüler über die für die Anfertigung eines Gegen-

standes notwendige Zeit, über den Preis der Materialien usw. Rechenschaft geben und am Schluß der betreffenden Arbeit eine Detailberechnung aufstellen. An Arbeiten erblickten wir in der Wagnerei verschiedene ganz moderne Wagen und Karren, wie man sie sonst vergeblich auf der ganzen Halbinsel suchen wird. In der Schreinerei wurden gerade mehrere Altäre für französische Patres angefertigt. An der Drehbank war ein Junge beschäftigt, Leuchter für diese Altäre fertigzustellen. Auch Stühle, Kommoden, ein Schreibtisch mit Einlagen waren gerade in Arbeit.

Neben dem praktischen Unterricht erhalten die Schüler auch eine entsprechende theoretische Unterweisung, allerdings nur insoweit, als diese unbedingt notwendig ist, damit, wie der hochw. Herr Abt betonte, der Schüler über dem „Studium“ die Lust an der praktischen Arbeit nicht verliere. So weist ihr Schulplan nur folgende Fächer auf: Religion, Chinesisch (Schrift), Japanisch, Rechnen und Zeichnen. Im letzten Jahr wird noch Buchführung gelehrt. Der theoretische Unterricht dauert täglich zwei bis drei Stunden, die körperliche Arbeit sechs Stunden. Die gesamte Lehrzeit umfaßt etwa vier Jahre. Nach abgelegter Gesellenprüfung sollen die Schüler noch zwei Jahre Gesellen bleiben. Sie können sich als solche in ihrem Handwerk noch theoretisch und praktisch weiterbilden und sollen sich zugleich ein kleines Betriebskapital zusammensparen, so daß sie später selbständig anfangen können. Zu diesem Zweck wird ihnen auch nur die Hälfte ihres Lohnes ausgezahlt, während die andere Hälfte auf der Bank für sie angelegt wird. Nach Ablauf der zwei Jahre soll die Meisterprüfung folgen. Damit die ehemaligen Schüler mit ihren Lehrern in Kontakt bleiben und sich in ihrem Handwerk weiter bilden und auch gegenseitig weiter helfen können, wurde bereits eine kleine Zeitschrift ins Leben gerufen (Der gute Kamerad). Sie enthält religiöse und allgemeine Belehrungen, speziell über das Handwerk, Skizzen und Berechnungen, Ernstes und Heiteres.

Von den Leistungen der Schule legen das Kloster mit seinen schon ziemlich zahlreichen Nebengebäuden beredtes Zeugnis ab; denn mit Ausnahme der Maurerarbeiten wurde alles übrige, Türen, Fenster, Treppen, Möbel von den Lehrlingen fertiggestellt. Damit die Schüler neben den europäischen Formen aber auch im einheimischen Hausbau Bescheid wissen, soll jeder Schüler ein genaues koreanisches Hausmodell anfertigen. Zwei solcher Modelle, die bis ins kleinste den kunstvollen koreanischen Hausbau wiedergeben und für das ostasiatische Museum in Hamburg bestimmt sind, waren gerade fertig. Die Zahl der Schüler beträgt bis jetzt etwa 60, soll aber bereits im kommenden Frühjahr auf etwa 100 erhöht werden. Man hofft, wenn einmal Unterricht und Wohngebäude und die notwendigen Werkstätten fertiggestellt sind, die Schule durch ihre Arbeitseinkünfte einigermaßen selbst unterhalten zu können. Allerdings wäre dazu ein ziemliches Betriebskapital notwendig, das leider bis jetzt fehlt. Auch sonst legt der Mangel an Geldmitteln den Bestrebungen der Patres manche Fessel an.

Neben dieser mehr auf das praktische gerichteten Tätigkeit lassen die Patres ihr eigentliches Ziel, die höhere Schule, keineswegs außer acht; allerdings haben sie ihr Lehrerseminar, nachdem die beiden ersten Kurse fertig ausgebildet waren, vorläufig aus Schülermangel schließen müssen, aber man hofft wenigstens in ein bis zwei Jahren, wenn die Verhältnisse sich etwas mehr geklärt haben werden, wieder mit einer höheren Schule zu beginnen. Die größte Schwierigkeit liegt darin, daß die Katholiken Koreas durchschnittlich außerordentlich arm sind und kaum ein geringes Schulgeld, geschweige denn eine große Pension zahlen können. Eine Schule aber, welche mit den mit großen Mitteln arbeitenden Staatsschulen konkurrieren will, muß auf jeden Fall eine bedeutende jährliche Einnahme haben, wenn auch die gewaltigen Summen, mit denen der amerikanische Protestantismus gerade auf dem Schulgebiete in Korea arbeitet,

kaum zum sechsten Teil notwendig wären. Aber so groß auch die Schwierigkeiten auf diesem Gebiete sind, es muß etwas geschehen, wenn nicht die in ihrer Vergangenheit so glorreiche koreanische Martyrerkirche, langsam zurück und vielleicht sogar untergehen soll. Daß dies nicht geschehen wird, dafür bürgt der Mut und die feste Entschlossenheit unserer deutschen Landsleute.

Die eigentliche Christenseelsorge und Heidenmission liegt in den Händen der französischen Missionäre der Missions Etrangères. Schon von weitem erblickt man auf einer die ganze Stadt beherrschenden Anhöhe die schöne Kathedrale. Einer ihrer Altäre ist dem hl. Ordensstifter Benediktus geweiht, dessen Fürbitte die Patres es zuschreiben, daß ein so günstiger Platz für die Errichtung des Gotteshauses gewonnen werden konnte. Im übrigen wird auch diese französische Mission auf Schritt und Tritt gehemmt durch ihre peinliche Mittellosigkeit und ihren fühlbaren Mangel an Personal. Infolgedessen ist ihre kulturelle Betätigung eine sehr geringe und namentlich das Volksschulwesen wenig entwickelt, ja sogar infolge der ungünstigen Verhältnisse seit der Annexion bedeutend zurückgegangen (1909: 135 Schulen mit 3540 Schülern, 1913: 88 Schulen mit 2396 Schülern, dabei fast lauter Knaben). Die von der Mission 1906 gegründete koreanische Zeitung, die mehrere Jahre hindurch inhaltlich wie der Verbreitung nach (über 6000 Abonnenten) an der Spitze der koreanischen Presse stand, ist wie alle anderen koreanischen Blätter zurzeit der Annexion von der japanischen Regierung unterdrückt worden, die als Ersatz dafür geschaffene religiöse Wochenschrift ist nur ein dürftiger Notbehelf. Soll die katholische Mission Koreas auch in sozialer und kultureller Hinsicht erfolgreich in den Wettbewerb mit dem Protestantismus und Japanismus eintreten, dann muß sie unbedingt von den europäischen und amerikanischen Katholiken viel nachhaltiger unterstützt werden.

11.

Aus dem Reich der aufgehenden Sonne.

Was mich das zur japanischen Provinz gewordene Korea auf den ersten Blick gelehrt hatte, das fand ich in Japan selbst vollständig bestätigt: Nippon, für die Chinesen schon zur Zeit Marco Polos das Land der aufgehenden Sonne, hat sich der europäischen Zivilisation aufgeschlossen, ist ein moderner Kulturstaat im wahren Sinne geworden. Das Reich der Mitte, seinen ehemaligen Lehrmeister auf fast allen Gebieten, hat es in dieser Assimilation weit übertroffen: während dort überall, in den politischen Verhältnissen, in Militär und Polizei, im Handel und Verkehr, in der Industrie und Produktion, in Schule und Presse der alte Schlendrian noch immer nicht ausgetrieben ist, hat Japan sein Nachahmungstalent auch hier glänzend bewährt und das Erlernte rasch zu seinem geistigen Eigentum gemacht. Man braucht nur den Eifer zu beobachten, mit dem die Kinder überall den Schulen zuströmen, oder den Schneid, mit dem die Soldaten exerzieren, um eine Vorstellung von den Umwälzungen zu gewinnen, die im Gefolge der allgemeinen Schul- und Dienstpflicht eingezogen sind. Imitation, Japanisation, Emanzipation sind von jeher die großen Vorzüge des impulsiven Japaners vor dem phlegmatischen Chinesen gewesen. Dazu kommt seine größere, gefühlvollere Empfänglichkeit, sein ausgesprochener Reinlichkeitssinn und sein ästhetisch-künstlerisches Empfinden, seine unbezähmbare Wißbegier und sein glühender Patriotismus, um den Fremden sympathisch zu berühren. Als Schattenseite hat sich freilich vielfach ein geradezu abstoßender und unerträglicher Hochmut eingestellt, der bereits mit Verachtung auf den Westen herabblickt und sich einbildet, auch in kultureller Hinsicht die erste Nation der Welt zu sein, nachdem der japanische Fort-

schritt erst auf halbem Wege angelangt ist. Nicht ganz mit Unrecht wird dem Japaner vorgeworfen, daß er einerseits wenig originell und produktiv, andererseits gegen seine eigenen Lehrmeister pietätlos, undankbar und selbstsüchtig sei. So kommt es, daß der vorzügliche Eindruck, den der zunächst mit ausgesuchter Zuvorkommenheit behandelte Europäer gewinnt, bei näherem Zusehen infolge der erlebten Rücksichtslosigkeit leicht ins Gegenteil umschlägt, während in China der Prozeß umgekehrt verläuft. Allerdings muß zugestanden werden, daß wir an dieser Entwickelung nicht ganz unschuldig sind: auf der einen Seite haben viele europäische Reisende und Zeitungen durch ihre maßlose Verhimmelung den japanischen Nationalstolz genährt und gezüchtet; auf der anderen Seite tragen manche (nicht zuletzt Deutsche) durch ihr schroffes, herrisches Wesen nicht wenig dazu bei, das Europäertum unbeliebt und verächtlich zu machen. Die Sympathie für Deutschland hat speziell durch den Eingriff zugunsten Chinas und die Siemens-Schuckertsche Bestechungsaffäre viel eingebüßt.

Im großen Ganzen lernte ich Land und Volk von der angenehmsten Seite kennen. Die Eisenbahnwagen sind bequem eingerichtet, mit zwei langen Polsterbänken auf beiden Seiten und einem eigenen feingekleideten Boy zur Bedienung der Fahrgäste in jedem Abteil. Ich betrat Japan anfangs März, also in der ersten Frühlingszeit, wo die grünen Keime allenthalben aus dem Boden sprossen und prangender Blütenflor das liebliche Landschaftsbild belebt. Prachtvolle Kryptomerien, Kiefern, Kampferbäume, Lackbäume schmücken Berge und Täler mit immergrünem Gewande. Das Klima und die Temperatur sind wegen des umgebenden Meeres viel milder als in China, der ziemlich starke Regen auf das ganze Jahr verteilt. Trotz der industriellen Anlagen, die sich in allen größeren Städten massenweise erheben, wird der Ackerbau intensiv gepflegt, wie die an China erinnernde sorgfältige Parzellierung beweist.

Wenn trotzdem noch immer sehr böse Hungersnöte auftreten, wie z. B. gegenwärtig im Norden, so ist dies neben der starken Bevölkerung (über 50 Millionen) nicht so sehr der kaiserlichen Regierung als der allzu großen Arbeitsspezialisierung zuzuschreiben, wie Prof. Dr. Müller von Sapporo in der neuesten Nummer der Deutschen Japanpost überzeugend dartut. Die japanischen Häuser sind wegen ihrer leichten Bauart aus Holz und Matten viel zu wenig gegen Witterungswechsel und Feuergefahr geschützt. Auch die einheimische Kleidung — für beide Geschlechter ein bunter Schlafrock und Holzschuhe oder Strohsandalen zwischen den Zehen — gleicht mehr einem Négligé als einem Reiseanzug, doch hat bei einem Drittel schon die moderne europäische Tracht den Sieg davongetragen. Der Typus ist intelligenter, lebendiger, ausdrucksvoller, individueller, Körperwuchs und Haltung elastischer als bei den Chinesen. Die lebhafte Unterhaltung, das Spiel der Kinder auf der Straße, das allgemeine eifrige Lesen in den Zügen, all das sticht sehr von China ab.

Von Korea (Fusan) her brachte mich der Nachtdampfer an den Tuschima-Inseln, dem Schauplatz der russischen Flottenniederlage, vorbei nach Schimonoseki, wo 1895 der denkwürdige Friede zwischen Japan und China geschlossen wurde; dann eine Fähre nach dem gegenüberliegenden Moji, an dessen Hafen die verbündete Flotte sich aufstellte, als sie Japan 1864 demütigte und zur Handelserschließung zwang; endlich die Eisenbahn über Hakata, Dazaifu, Tosu, Takeo nach Nagasaki. Überall sah ich neben den alten Schlössern und Tempeln rauchende Fabrikkamine, die prosaischen Wahrzeichen unseres modernen Erwerbslebens erstehen. In Nagasaki, der Haupthafenstadt der Insel Kiuschiu, bestieg ich unter prachtvollen steinernen und bronzenen Eingangstoren hindurch den schön über der Stadt gelegenen, zur Erinnerung an die Ausrottung der Christen im 17. Jahrhundert errichteten Osuwatempel, einen

jener zahllosen schintoistischen „Schreine", die aus Torii (Portale in Form von Triumphbögen), Haiden (Gebetshalle) und Honden (Heiligtum mit dem Götzenbild) bestehen; charakteristisch ist für sie das Aufhängen weißer Papierstreifen, das Klatschen der Beter in die Hände und das Läuten einer Glocke vor und nach dem Gebet (um die angerufenen Geister zu wecken). In einem anderen Tempel ist noch heute eine japanische Inschrift zu lesen, auf welcher ein Bonze den Sieg über das Christentum anläßlich der letzten Verfolgung (von 1870) verkündet. Viel wertvoller und ehrwürdiger als durch diese heidnischen Trophäen ist Nagasaki dem Christen durch den gegenüberliegenden Hügel, die Kreuzigungsstätte der ersten japanischen Blutzeugen, und die benachbarte Insel Takaboko, von deren steiler Höhe viele Hunderte von Christen herabgestürzt wurden (deshalb von den Holländern Papenberg = Pfaffenberg genannt). In der Nähe von Nagasaki war es auch, wo vor einem halben Jahrhundert die letzten Reste der alten japanischen Christen nach einem heldenmütigen Katakombenleben von einem Vierteljahrtausend wieder aufgefunden wurden. Sie bilden noch immer den bewährten Grundstock der Diözese Nagasaki, die darum an Christenzahl alle anderen japanischen Bistümer weit übertrifft (über 50 000). Außer dem Priesterseminar und den beiden einfachen, von eingeborenen Geistlichen versehenen Kirchen besitzt Nagasaki eine höhere Brüderschule (Lyzeum und Handelsschule) mit 160 und eine Schwesternschule (höhere und primäre) mit 240 Kindern, Anstalten, die sich neben den Staatsschulen (Medizinschule, zwei Handelsschulen usw.) recht wohl sehen lassen dürfen.

Die gleiche Bahn führte mich wieder nach Moji-Schimonoseki zurück. Nachdem ich in der armseligen Kapelle von Schimonoseki celebriert hatte, setzte ich auf Hondo, der größten aller japanischen Inseln, meine Fahrt über Chofu, Mijajima, Hiroschima, Onomichi, Fukujama, Okajama, Himeji, bald der

malerischen Küste entlang, bald am Fuße bewaldeter Hügel, von denen gewaltige Daimyoburgen und Burgruinen herabgrüßten, bis Kobe fort, wo ich beim Pfarrer der Europäerkirche ein bescheidenes Obdach fand. Die moderne großstädtische Atmosphäre dieser Doppelstadt von nahezu 400 000 Einwohnern (davon 250 Deutsche) ist für die Erhaltung und Ausbreitung des Christentums wenig günstig. Besonders der neue Stadtteil Kobe mit seinen Settlements, Geschäftshäusern und Villen entwickelt sich mehr und mehr zu einem internationalen Handelsviertel, hinter dem der von uralten Baumriesen beschattete, mit Laternen und Weihgeschenken besäte, bereits im dritten Jahrhundert von der Kaiserin Jingo Kogo nach ihrer siegreichen Rückkehr vom koreanischen Feldzug erbaute Ikutatempel ganz zurücktritt. Aber auch die Altstadt Hyogo, die ihr japanisches Gepräge gewahrt hat, ist nicht bloß Sitz vieler Tempel (besonders Nufukuji, dessen im Freien sitzenden, 16 Meter hohen und breiten Bronzebuddha ich von außen wie von innen bewundern konnte), sondern auch vieler Industrieanlagen und Handelshäuser geworden. Fast die Hälfte der gesamten Einfuhr Japans (1526 Millionen Mark im Jahre 1913), zur Hälfte Rohbaumwolle, und über ein Viertel der Jahresausfuhr (1323 Millionen Mark) entfällt allein auf Kobe. Stark vertreten ist daselbst auch die deutsche Einfuhr (schon 1910 rund 50 Millionen Mark, jetzt noch mehr). Der Gesamtimport Deutschlands in Japan betrug im vorigen Jahre 144 Millionen Mark (meist chemische und Farbenartikel und Maschinen), der Export Japans nach Deutschland 27 Millionen Mark; unter den Einfuhrländern steht Deutschland an fünfter (9,3 %), unter den Ausfuhrländern an achter Stelle (2 %). Freilich leidet auch der deutsche Handel sehr unter der überhasteten Entwicklung, der amtlich versuchten Unterbindung und den ungesunden Wirtschaftskrisen, die manche Störungen und Schwankungen hervorrufen.

Schon nach einer Bahnfahrt von einer halben Stunde gelangte ich von Kobe nach Osaka, der zweitgrößten Stadt des Reiches (1¼ Millionen Einwohner) und dem ersten Handelsplatz Japans, wenigstens was den Landesverkehr angeht (Reis, Baumwolle, Seide). Das von häufigen Bränden und Krankheiten heimgesuchte Osaka ist eine echte Binnenstadt und nur von wenigen Europäern bewohnt, aber es opfert ebenfalls mehr und mehr seine japanische Eigenart dem ruhelos hastenden und jagenden Industrieleben (besonders Baumwollspinnerei, Teppichweberei, Zündholzfabriken). Bei strömendem Regen richtete ich meine Schritte (oder vielmehr die meines Rikschah, hier „Kuruma") zunächst nach der 1538 vom Schogun Hidejosi auf mächtigen Granitmauern errichteten, jetzt in eine Kaserne verwandelten Daimyoburg Oschino (Daimyos hießen die alten japanischen Vasallenfürsten) und zu den schintoistischen Tempelanlagen von Tennoji auf der anderen Seite der Riesenstadt, um dann über das den Volksbelustigungen (Theater, Schießbuden, Affenbuden, Akrobaten usw.) dienende Dotombori hinweg in der bischöflichen Residenz zu landen. Auch Osaka hat außer der Kathedrale noch zwei Kirchen, eine hochangesehene, von der Regierung wohlgelittene Handelsschule mit 600 Schülern unter Leitung der tüchtigen Marianiten (fünfjährig) und eine von französischen Schwestern mit Hilfe japanischer Lehrer und Lehrerinnen geleitete Mädchenschule (High School in vier Klassen) mit 200 Schülerinnen. Die lerneifrige Jugend ist, wie mir die Oberin sagte, leicht anzuregen und zu regieren, aber religiös schwer zu beeinflussen, namentlich die ganz unter ängstlicher Familienbevormundung stehende weibliche. Die katholischen Mittelschulen sind staatlich anerkannt, müssen aber dafür die Annahme der Regierungsvorschriften und des Regierungslehrplans, der staatlichen Inspektion und Prüfung sich gefallen lassen.

Nach einer weiteren halbstündigen Eisenbahnfahrt am

schönen mit vielen alten Tempeln gezierten Nara vorbei befand ich mich in Kioto, der alten Hauptstadt und Kaiserresidenz Japans (dem Miaco der Portugiesen im 16. und 17. Jahrhundert), daher einer Zentralstätte altjapanischer Kunst und Kultur, aber auch einer Pflegestätte für Kunsthandwerk und Industrie (über 400 000 Einwohner). Ich verwendete darum einen ganzen Tag, um nicht nur in aller Eile einige Spezialitäten (Cloisonné, Porzellan usw.) als Reiseandenken einzukaufen, sondern auch von den zahlreichen Heiligtümern (82 Schintoschreine und 878 Buddhatempel) wenigstens die hauptsächlichsten anzusehen, wesentlich unterstüzt durch das bequeme Beförderungsmittel der gutmütigen Rikschahs, durch die geraden Straßen des regelmäßig gebauten „japanischen Rom" und durch die gute Orientierung meines Meyerschen Reiseführers, dem ich hier volle Anerkennung zollen möchte. Zunächst besichtigte ich das südliche Tempelkleeblatt Higaschi-Hongwanji, Nischi-Hongwanji und Honkokuji. Mit verschwenderischer orientalischer Pracht ausgestattet, nehmen sie die Augen des Besuchers gefangen; neben den kunstvollen Holzkassetten an der Decke und den vergoldeten, teils glatten, teils verschnörkelten Säulen sind es namentlich die geschnitzten Goldfriese (Ramma), die Bewunderung verdienen, im westlichen (Nischi) Hongwanji prachtvolle Blumen, im Hondo (Tempelhalle) des östlichen (Higaschi) Frauengestalten, im Gwaijin (Bethaus) Pfauen darstellend. Die buddhistischen Gläubigen knieen oder liegen mit gefaltenen Händen auf dem Boden und werfen von Zeit zu Zeit klappernde Kupfermünzen auf die Matte oder in einen hölzernen Opferkasten, während ein Mönch unter Anschlagen einer Trommel eintönige Gesänge verrichtet oder Devotionalien verkauft. Scharenweise strömen auch jetzt noch die Pilger besonders vom Lande nach den Tempeln, und eine wirkliche Andacht läßt sich ihnen nicht absprechen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, das japanische Volk sei seiner Natur

nach irreligiös; namentlich in Not und Unglück betet es viel. Ein eigentümlicher Beweis weiblicher Frömmigkeit ist das 110 Meter in der Länge und 40 Zentimeter im Umfang messende, beim letzten Wiederaufbau vor einigen Jahrzehnten zum Emporziehen der schweren Balken gestiftete Tau von Frauenhaaren, das auf dem Verbindungsraum zwischen Hondo und Gwaijin des Higaschi-Hongwanji zusammengerollt liegt. Daß der japanische Buddhismus noch immer lebendig ist, beweist die rührige Propagandatätigkeit der Schiu- oder Montosekte, die von ihrem Hauptsitz Nischi-Hongwanji aus einen Zusammenschluß aller ostasiatischen Buddhisten (in China, Mongolei, Tibet, Hinterindien) unter Japan erstrebt. Durch die christliche Mission angeregt, haben die japanischen Bonzen, die schon der Zahl nach (200 000 auf 72 000 Tempel verteilt) eine Macht bedeuten und in Kioto ihren hierarchischen Mittelpunkt besitzen, sich neuerdings zu regen Bildungs- und Organisationsbestrebungen aufgerafft, und wie in Indien sucht sich diese religiöse Reaktion mit der nationalen zu verbinden; doch hat die buddhistische Wiederbelebung in den letzten Jahren wieder erheblich nachgelassen und namentlich bei den Gebildeten durch den Unterschlagungsskandal von Kioto (der Abt von Nischi-Hongwanji veruntreute mehrere Millionen Jen Tempelgeld für Ausschweifungen) ihren Kredit eingebüßt, so daß die Nirwanareligion wieder allmählich in ihren Marasmus zurückzusinken scheint. Den Nachmittag widmete ich den im Westen gelegenen Tempeln, die zum Teil mit schintoistischen Elementen vermischt sind: dem schön auf einer Anhöhe gelegenen vielbesuchten, von zahllosen Verkaufsbuden umgebenen Giontempel; dem über dem Marujamapark sich erhebenden Chionintempel mit vielen Weihgeschenken (darunter ein bronzenes Pferd und eine Kanone vom russisch-japanischen Krieg) und der größten Glocke Japans; dem gleichfalls schön auf einer Anhöhe erbauten Kijomizudera mit seiner elfgesichtigen, tau-

sendäugigen und tausendhändigen Kwannon; dem Hokoji mit Riesenbuddha und Riesenglocke; endlich dem aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Sanjusangendo, dessen Haupthalle in amphitheatralischer Steigung aufgestellt zehn Reihen von je fünfzig, zusammen also nicht weniger als tausend 2 m hohe vergoldete Kwannonstatuen (mit jedesmal verschiedenen Details z. B. im Kleiderdessin), wie ich mich durch Abschreiten dieser Armee von Göttinnen überzeugte. Den kürzlich zwischen den beiden Hongwanji erbauten, mit goldenem Portal geschmückten kaiserlichen Tempel durfte ich freilich ebensowenig betreten wie den Kaiserpalast und das Schloß Nijonoschiro der ehedem allmächtigen Schogune (mit der fränkischen Hausmeierruga vergleichbar). Kioto besitzt außer zwei großen Museen auch eine kaiserliche Universität mit vier Fakultäten (medizinischer, literarischer, juristischer, technischer) und eine Reihe anderer Schulen, denen die katholische Mission nichts gegenüberzustellen hat, außer daß sie durch P. Orientis im Universitätslehrkörper vertreten ist.

Auf der Fahrt von Osaka nach Nagoja versuchte ich, durch die Not gezwungen, nach japanischer Weise mir billigen Reiseproviant zu beschaffen. In Osaka hatten mich meine Landsleute, die Marianiten vom Sternkolleg, in ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit zum Mittagessen zurückbehalten wollen. Ich hatte es aber eilig und zog es vor, gleich weiterzufahren, in der Erwartung, im Zuge für 80 Sen (2 Mk.) nach europäischem Menu essen zu können. Zu meiner großen Enttäuschung führte aber der von mir gewählte Zug keinen Speisewagen, und so blieb mir nichts übrig, als wie die anderen Fahrgäste zwei Schachteln mit Reis und Gewürze zu kaufen. Aber ich hatte mich schwer verrechnet: nicht nur war der Inhalt für meinen abendländischen Gaumen fast ungenießbar; ich konnte auch mit den beiden Stäbchen, die statt Löffel und Gabel beigegeben waren, nicht fertig werden; und so warf

ich den ganzen Brei nach langem vergeblichem Bemühen zum Fenster hinaus, indem ich nur die zierliche Hülle als Andenken mir verwahrte. Selbstverständlich hatte ich einen Riesenhunger, als ich am späten Abend in Nagoja beim Missionar ankam, und meine erste, sehr materialistisch klingende Bitte war, unverzüglich eine große Portion Fleisch kommen und europäisch zurecht machen zu lassen.

Vom mitteljapanischen Städtetrio Kobe-Osaka-Kioto ging es über die Papierstadt Gifu nach dem von 400 000 Menschen bewohnten Nagoja. Ich übernachtete bei P. Lemoine, dem frühern Leiter der „Mélanges Japonais", einem der tätigsten und intelligentesten Missionare Japans, der aber hier in der Riesenstadt vorläufig wie ein Tropfen im Meere sich fühlt und insbesondere eine katholische Schule sehnlichst herbeiwünscht. Auch hier ist die mit Cyklopenmauern umgebene Daimyoburg (Rikyu) in eine mächtige Kaserne verwandelt; der ebenfalls von hohen Mauern eingefriedigte Higaschi-Hongwanji ist eine der stolzesten Schöpfungen moderner japanischer Tempelbaukunst, während die 500 hölzernen Rakan (Jünger Buddhas), die in Ausdruck, Haltung und Attributen sämtlich von einander unterschieden auf der Hintergalerie des Gohyakutempels stehen, lebhaft an die naive Parallelsammlung der 500 Götzen (franz. 500 Diables) in Kanton und Tschöntingfu erinnern. In Nagoja blieb ich nur kurze Zeit, da es mich nach Japans Hauptstadt weiter trieb, über Schizuoka, Gotemba, Kozu (bei Odawara) und Hiranuma (bei Jokohama), bald zwischen wilden Gebirgslandschaften und durch endlose Tunnels hindurch, bald am lieblichen Meeresstrand entlang. Leider war der 3778 m hohe Gipfel des weithin sichtbaren, von der japanischen Sage und Kunst geheiligten und verklärten Vulkanberges Fuji stark bewölkt, aber schon der feenhaft aufsteigende Abhang ließ mich begreiflich finden, warum Japan in seiner Phantasie so mächtig von dieser seiner natürlichen Pyramide und höchsten Spitze

angeregt wird und in Poesie und Malerei immer wieder darauf zurückkommt.

Was Paris für Frankreich und London für England, das ist Tokio, die „Ostresidenz" (früher Jedo), die politisch-kulturell die altehrwürdige „Westresidenz" Kioto bereits in Schatten gestellt hat, für das Land der aufgehenden Sonne, und noch mehr: die Seele und der Pulsschlag, das geistige wie materielle Haupt und Herz Japans. In der Bewohnerzahl (zweieinviertel Millionen) und besonders in der Ausdehnung nur mit den Stadtriesen Europas und Amerikas vergleichbar, verbindet es den alten Charakter im Aufbau mit modernen Einrichtungen und Verkehrsverhältnissen, die aber den Europäer seine Entbehrlichkeit deutlich merken lassen. Neben den einstöckigen hölzernen Privatwohnungen japanischer Art, unter denen oft verheerende Feuersbrünste wüten (auch während meiner Anwesenheit), stehen die feuersicheren Steinspeicher und Geschäftshäuser. An Sehenswürdigkeiten bietet Tokio lange nicht so viel wie Kioto. Selbst die sechs buddhistischen Schibatempel (beim prächtigen Schibapark), die ich eingehend musterte, können den Vergleich mit denen der Weststadt nicht aushalten, trotz der ungezählten Stein- und Bronzelaternen, der kunstvoll geschnitzten Tore und der gold- und farbenstrotzenden Hallen, mit denen die Grabmäler der sechs Tokugawa-Schogune (Hidetada, Jenobu, Jetsugu, Jeschige, Jejoschi, Jemochi) geschmückt sind (besonders reich die goldenen Buddhabilder im Zojojitempel und die Goldlackſäulen und Goldlackgemälde im Grabtempel des Hidetada). Der Tempel Sensoji (Asakusa Kwannon), der buddhistischen Göttin Kwannon geweiht, mit seinen vielen Bildern, Laternen, Fahnen und Trommeln, mit seinen geräuschvollen Unterhaltungen, Spielen, Affen, Ziegen, Seiltänzern, Meernixen, Verkaufsbuden, Eßwaren usw., gleicht mehr einem stark besuchten Jahrmarkt als einer religiösen Anlage, hierin ähnlich

dem nahen, jetzt allerdings vor den Ausstellungsgebäuden fast verschwindenden Uenopark.

Unter den profanen Bauten nimmt natürlich der Kaiserpalast die erste Stelle ein. Eine Stadt für sich inmitten der gewaltigen Metropole, durch einen breiten Wassergraben und zyklopisch aufeinander gestellte Quadern von der Umwelt abgeschieden, geheimnisvoll dem fremden Besucher verschlossen, birgt diese Daimyoburg im Großen die Gemächer des Mikado, der ähnlich wie die chinesischen Himmelssöhne, als schintoistischer Oberpriester ein direkter Abkömmling der Sonnengöttin Amaterasu (so steht es jetzt noch in den staatlich vorgeschriebenen Lesebüchern geschrieben), den Blicken des profanen Pöbels entzogen bleibt. Kein Wunder, daß die Regierung, obschon ihre Häupter von der Unsinnigkeit dieser Fabeln überzeugt sind, sie immer noch dem dummen Volke vorerzählen läßt und den Schintoismus als Nationalreligion kareſſiert, in der Meinung befangen, er sei untrennbar mit der nationalen Eigenart und dem monarchischen Prinzip verwachsen. Rings um den Kaiserpalast liegen in nüchternem europäischem Stil die verschiedenen Ministerien und Botschaftsgebäude. Eine Reihe von Standbildern (des 1909 ermordeten Staatsmannes Marquis Ito, des revolutionären Generals Omura, des kaisertreuen Feldherrn Kusunoki aus dem 14. Jahrhundert usw.), sowie der neben dem Kaiserpalast den gefallenen Kriegern errichtete, von einem riesigen Bronzetor und einer doppelten Reihe von Granitlaternen eingesäumte Schokonschatempel soll die Erinnerung an die Helden der japanischen Geschichte fortpflanzen. Reichhaltige Museen (Uenomuseum, Gewerbemuseum, Waffenmuseum), große öffentliche Bibliotheken (die japanische mit 300 000, die europäische mit 30 000 Bänden), über 300 Zeitungen und Zeitschriften, zahlreiche Schulen von der untersten bis zur höchsten Stufe (Volksschulen und Mittelschulen, Lehrerseminare und höhere Normalschule, Handelsakademie, Gewerbe-, Musik-,

Ackerbau- und Forstschule, eine öffentliche und mehrere stark besuchte Privatuniversitäten, besonders Waseda) wollen das steigende Wiß- und Bildungsbedürfnis befriedigen, an der Spitze die kaiserliche Universität Teikoku Daigaku.

Als deutscher Universitätsprofessor konnte ich es mir nicht versagen, in Begleitung des Marianistenpaters Heck (Professor der französischen Literatur) diese von 6000 Studenten besuchte Hochburg moderner japanischer Wissenschaft näher unter die Lupe zu nehmen. Auf dem weiten Grundstück aufgerichtet, das bei der allgemeinen Lehensexpropriation einem reichen, jetzt in die Ecke seines alten Besitztums verbannten Daimyo abgenommen wurde, umfaßt sie auf einem umfangreichen Komplex von Gebäuden außer der vornehmen Residenz des „Präsidenten" und den Verwaltungsräumen die sog. Kollegien mit ihren Auditorien und Seminarien. Im ganzen werden sechs Kollegien oder Fakultäten unterschieden: die medizinische, die rechts- und staatswissenschaftliche, die literarische (mit Geschichte), die physikalische (mit Mathematik und Philosophie), die technische und die agrikulturelle. Alles ist nach den neuesten Mustern einfach, aber geschmackvoll, meist in schlicht naturfarbenem Holz ausgeführt, die wissenschaftliche Ausstattung durchaus auf der Höhe, aber auch für das materielle Wohl der Professoren und Studenten durch Eßräume, Unterhaltungssäle, Sport und Gymnastik ist geradezu vorbildlich gesorgt. Ob allerdings diesem tadellosen äußeren Gewande der innere Gehalt immer entspricht, konnte ich nicht feststellen. Sicher ist, daß die Regierung das volle Ein- und Absetzungsrecht des Rektors wie der Dozenten uneingeschränkt ausübt und allmählich die noch vorhandenen (z. B. für deutsche Literatur und deutsches Recht) wenigen europäischen Lehrkräfte durch japanische zu ersetzen sucht, über deren Reife ich mir kein Urteil zu bilden vermag. Viele von ihnen, besonders Mediziner, Juristen und Philosophen, haben an deutschen Universitäten studiert, wo auch gegenwärtig noch Hunderte

von Japanern ihre Bildung holen, u. a. die beiden tadellos Deutsch sprechenden Professoren der Chemie und der Zoologie (der eine davon ist Katholik), die unser liebenswürdiger Botschafter Graf von Rex samt mehreren deutschen Herren mit mir zum Essen einlud. Noch jetzt erinnern die in der Nähe der Universität aufgestellten Büsten der Professoren Bälz (dem die medizinische Fakultät von Tokio am 31. März eine Gedächtnisfeier veranstaltet), Scriba und Müller daran, wie stark deutsche Gelehrte am Aufbau der japanischen Wissenszentrale beteiligt waren.

Daß auch jetzt noch das Deutsche als wissenschaftliche Sprache eine Hauptrolle in Tokio spielt, beweist einerseits die deutsche Schule, welche japanische Kreise neben der allgemeinen Vorbereitungsschule als Übergangsstufe zur Universität eingerichtet haben, anderseits die langsam zur Universität sich ausbauende Schule der deutschen Jesuiten. Es ist bekannt, daß diese Anstalt vor allem vom Geld der deutschen Katholiken auf die Aufforderung ihrer Bischöfe hin errichtet wurde. Wer freilich an dieselbe mit dem Maßstabe der damaligen übertriebenen Preßnachrichten herantritt, wird sich enttäuscht finden; aber es darf nicht vergessen werden, unter welch schwierigen Umständen das um mindestens ein Jahrzehnt verspätete Projekt ins Leben trat. Nicht zu den geringsten Hindernissen gehörte das Vorurteil der Japaner und ihrer Regierung gegen die Gesellschaft Jesu; fragte doch der Vizeminister des Unterrichts den Superior P. Hoffmann, warum die Jesuiten nicht auch in Deutschland zugelassen seien, und ob sie wirklich lehrten, daß der Zweck die Mittel heilige! Es gelang, von zwei japanischen Generälen ein schönes Grundstück auf sehr günstigem Platze mit geräumigen Wohngebäuden zu erwerben, die jetzt als Residenz und Klosterraum dienen; und der imposante Bau, der sich zur Stunde daneben erhebt, zeigt zur Genüge, wie energisch die Väter auf ihr Ziel hinsteuern. Nach längerem

Schwanken entschieden sie sich für die deutsche Unterrichtssprache, in der klaren Einsicht, daß sie auf dem Gebiet der Wissenschaft die Zukunft behaupten werde. Als nächste Materien sind Philosophie, Literatur und Handel vorgesehen, später kommen vielleicht noch Technik, Recht und Medizin hinzu. In Verbindung damit gedenkt P. Dahlmann eine Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Wissenschaft zu gründen. Schon jetzt besitzt das Haus eine vortreffliche Bibliothek, die zum großen Teil vom Verleger Herder aus Freiburg geschenkt ist.

Ein Gegenstück zur deutschen Jesuitenhochschule bildet die französische Mittelschule (Morgenstern), die auch hier den Marianisten (meist Elsässern), entschieden den fähigsten unter den ostasiatischen Lehrgesellschaften, untersteht und unter ihren 821 Schülern (davon 371 im Primär-, 450 im Sekundärunterricht) Söhne der ersten Familien, auch von Ministern und Gesandten zählt. Wie streng sie auf ihren Hochstand hält und welches Ansehen sie genießt, ergibt sich aus folgendem: Als neulich die Söhne des Ministerpräsidenten und des Unterrichtsministers durchfielen, zog letzterer sein Kind zurück, während ersterer erklärte, eine Anstalt, die den Mut habe, Ministersöhne sitzen zu lassen, müsse gut sein, und darum seinen Jungen an der Schule beließ. Als die Brüder neulich einen Neubau für ihre Primärschule brauchten, brachte ein aus den besten Kreisen, selbst Ministern, zusammengesetztes Komitee durch einen Aufruf 250 000 Mark dafür zusammen. Fast täglich hospitieren Professoren und Inspektoren im Auftrag des Ministeriums beim Unterricht, um die allgemein gerühmte Lehrmethode dieser Musterschule kennen zu lernen. In Unterricht wie Erziehung nicht minder geschätzte Parallelanstalten für die weibliche Jugend sind die der Damen vom Sacré Coeur an einer der schönsten Stellen der Stadt mit 427 (teils europäischen), der Damen von St. Maur mit 720, der Schwestern von St. Paul mit 427 Schülerinnen (einbegriffen die Kinder

und Kursteilnehmerinnen). Schöne und reiche Sammlungen zeichnen all diese höheren Schulen, besonders den „Morgenstern", aus. In ihm hatte ich Gelegenheit, nicht bloß die stramme Disziplin der japanischen Schuljugend, sondern auch die Vorzüglichkeit der staatlichen Schulvorschriften zu bewundern, denen sich alle Bildungsanstalten zur Erlangung der Staatsanerkennung unterziehen müssen. Die Klassensäle liegen sämtlich nach der Sonnenseite und öffnen sich durch Fenster nach dem Korridor, so daß der Direktor stets kontrollieren kann; jeder Schüler hat sein eigenes Bänkchen, die Wandtafel zieht sich an der ganzen vorderen Länge hin; besondere Empfangs-, Lehrer- und Schülerzimmer, in den Mädchenschulen auch der unentbehrliche Zeremoniellsaal zur Einübung der japanischen Manieren und Teegebräuche, sind mit dem ganzen verbunden.

Für katholische Literatur in Tokio und Japan arbeiten namentlich P. Steichen und P. Drouard de Lézay: ersterer, ein Luxemburger, an der Herausgabe einer Kinderzeitschrift und einer besseren Revue mit religiösen und profanen Gegenständen (so in den letzten Nummern über Euckens Philosophie, Jörgensens U. L. Frau von Dänemark, japanische Christenverfolgungsgeschichte); letzterer, ein Franzose, an sog. Tracts, apologetischen Broschüren, die freilich wissenschaftlich nicht allzu hoch stehen und nur aus französischen Quellen schöpfen. Trotzdem mußte ihr Herausgeber bekennen, daß sein Werk wesentlich durch das katholische Deutschland unterhalten wird und vom Untergang gerettet wurde, was leider nicht verhindern kann, daß auch hier der Missionssinn der deutschen Katholiken immer wieder als exklusiv national gescholten wird. Ich selbst konnte nicht umhin, für die so wichtigen literarischen Unternehmungen Tokios bereits einen großen Teil meines Artikelhonorars vorwegzunehmen. Die spezifisch deutsche Presse ist vertreten durch eine von Japanern begründete deutsche Sprachzeitschrift, die Mitteilungen der in Tokio residierenden deutschen Gesellschaft für

Natur- und Völkerkunde Ostasiens und die allwöchentlich in Jokohama erscheinende Deutsche Japanpost, die im Nachrichtendienst zu den besten Blättern Japans gehört, aber in der Güte des Inhalts längst nicht an den Schanghaier Ostasiatischen Lloyd herankommt und im Gegensatz zu diesem oft unnötigerweise verletzt. Eine wertvolle Bibliothek über Ostasiatica befindet sich im Klubhaus der deutsch-ostasiatischen Gesellschaft, eine deutsche Stube mit Bücherei und Leseraum im Seminar für fremde Sprachen. Dazu kommen die Sammlungen und Unternehmungen der Jesuiten.

Sonst ist die katholische Mission in Tokio, wie im übrigen Japan in der Hand der Pariser Gesellschaft, recht kümmerlich vertreten, vor allem sehr arm, namentlich in Anbetracht der teueren Lebensverhältnisse. Erzbischof wie Missionare leben von minimalen Unterstützungen, die erzbischöfliche Residenz, in der ich wohnte, ist klein und ärmlich, die anstoßende „Kathedrale" niedrig und gewöhnlich, auch die anderen fünf Kirchen nicht besser, von katholischen Organisationen wenig zu entdecken. Trotz dieser apostolischen Armut widmen sich die Patres mit heroischer Hingebung ihrem dornenvollen Beruf auf einem Boden, der momentan recht undankbar erscheint, aber nicht hoffnungslos ist; ja eine der höchsten Diplomatie angehörende Dame versicherte mir mit Nachdruck, daß nach ihrer tiefsten Überzeugung der Katholizismus die japanische Religion der Zukunft sein werde. Wacker bestellen die französischen Missionare das harte Missionsfeld auch in der nördlichen Diözese Hakodate; in den letzten Jahren sind ihnen auf den schwierigsten Punkten deutsche Gesellschaften zu Hülfe geeilt, die Franziskaner der thüringischen Provinz auf der großen Insel Hokkaido, die Steyler Missionspriester vom göttlichen Worte in der neugebildeten Präfektur Nigata.

Eifrig bemühen sich auch andere christliche Konfessionen, in der Regel mit viel reicheren Mitteln ver-

sehen, Tokio und Japan zu ihrem Bekenntnis herüberzuziehen. Wie in China, so ist auch hier die protestantische Mission in den verschiedensten Denominationen vom strengsten anglikanischen Ritualismus bis zum seichtesten rationalistischen Sozinianismus tätig, besonders auf dem Gebiete der Schule, Presse und Organisation; aber durch ihre meist völlige Dogmen- und Autoritätslosigkeit, nicht zuletzt auch durch die revolutionäre Politik, welche ihre Jugendvereinigungen betreiben, hat sie sich dermaßen diskreditiert, daß ihre Aussichten eher ab- als zunehmen. Auch die deutsche Weimarer Mission des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, also des liberalen Flügels unseres deutschen Protestantismus, ist von diesem Verhängnis der extremen Richtung nicht verschont geblieben. Ebenso ist die russisch-schismatische Mission, die eine prachtvolle Kathedrale besitzt und unter ihrem Bischof Nikolai einen vielversprechenden Aufschwung nahm, nach dessen Tode bedeutend zurückgegangen und zuchtloser Anarchie anheimgefallen.

Meine Japanreise fand einen idyllischen Abschluß durch die wunderbare Seefahrt, die ich auf dem japanischen Reichsdampfer Jawata Maru vom großen internationalen Hafen Yokohama aus (420 000 Einwohner, davon 6217 Chinesen, 1590 Engländer, 813 Amerikaner und 436 Deutsche), wo ich leider keine Zeit mehr hatte, die deutsche Schule im „Deutschen Haus" und das St. Josephskolleg der Marianisten (für Europäer und Eurasier) zu besuchen, durch die „japanische Binnenlandsee" unternahm, zwischen den Inseln Hondo, Schikoku und Kiuschiu an Kobe, Takamatsu, Tadozu, Imabaru, Matsujama, Mitsugahama, Schimonoseki-Moji und Nagasaki vorbei. In bunter, malerischer Abwechselung zogen Buchten, Landschaften, Berge, Wälder, Städte, Dörfer, Tempel, Daimyoburgen am entzückten Auge vorüber. Leider war der Anblick Schimonosekis durch die vielen dampfenden Fabrikschornsteine und den ununterbrochenen Regen getrübt. Tief ergriffen von

all dem Gesehenen und Erlebten verließ ich das hochinteressante aufgehende Sonnenreich und steuerte dem gegenüberliegenden Schanghai zu, wo mich die Schlußkonferenz über das chinesische Missionsschulwesen erwartete.

12.

Unsere Aufgaben im fernen Osten.

Nicht ohne Furcht und Zittern beginne ich diesen meinen letzten Reisebrief auf der Rückfahrt nach Europa in der sibirischen Eisenbahn. Wehe mir, wenn mein Geschreibsel den vielen Polizisten und Soldaten, von denen es im Zuge wimmelt, in die Hände fiele! Wehe mir, wenn ich überhaupt in meiner gesetzwidrigen Eigenschaft als katholischer Geistlicher erkannt würde, etwa von meinem russischen Gegenüber, offenbar einem Popen, wie ich aus seinen öfters wiederholten Bekreuzungen schließe! Unbarmherzig würde man mich zurückeskortieren und über die chinesische Grenze befördern. Man muß nämlich wissen, daß durch die allerneuesten Vorschriften das russische Aufenthaltsverbot, das bisher nur den Jesuiten, Anarchisten und Juden galt, auf alle katholischen Priester ausgedehnt worden ist, ganz gleichgültig ob sie als Missionare oder wie ich als unschuldige Professoren zu Studienzwecken reisen bzw. durchreisen. Und man kann nicht etwa behaupten, daß ich in der üblichen Professorenzerstreutheit meine Vorsichtsmaßregeln nicht getroffen hätte. Schon vor zwei Monaten übergab ich meinen eigens zu diesem Zweck vor meiner Abreise von der kaiserlichen Kreisdirektion in Mülhausen ausgestellten Reisepaß dem deutschen Gesandten in Peking mit der Bitte, ihn vorschriftsgemäß früh genug vom russischen Konsulat visieren zu lassen, und mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß nach einer Mitteilung

des französischen Ministers an die Missionsbischöfe eine Erschwerung eingetreten sei und die Reiseerlaubnis künftighin mindestens anderthalb Monate vorher in St. Petersburg eingeholt werden müsse. Unser diplomatischer Vertreter beruhigte mich damit, daß er nichts davon wisse und es doch wissen müßte, wenn es wahr wäre. Trotzdem war es mir durchaus nicht behaglich zu Mute, als ich sechs Wochen später in Japans Hauptstadt immer noch ohne Paß und ohne Nachricht war. Ich klagte meine Not dem Grafen von Hatzfeld und seiner Tante, der Marquise von Guiccioli (eine geborene Deutschrussin, Gräfin von Benkendorf), als ich sie in Tokyo besuchte. Beide versicherten mir, so etwas sei doch rein unmöglich, doch wollten sie zu meiner Beruhigung bei der russischen Botschaft anfragen. Schon am folgenden Tag teilte mir Graf Hatzfeld mit, daß der russische Botschafter meine Befürchtung bestätigt und zur Erlangung einer Spezialdispens eigens nach St. Petersburg depeschiert habe. Da ich indes keine Zeit mehr hatte, auf die mir jetzt noch unbekannte Antwort zu warten, und da unser Botschafter in Japan, Graf von Rex, so freundlich war, meinen Paß telegraphisch von Peking nach dem Generalkonsulat in Schanghai zu erbitten, zog ich es vor, mein Glück verkappt zu versuchen. Ich mußte aber, um nicht erwischt zu werden, als Laie mich verkleiden und auf den Rat der Schanghaier Missionare hin sogar mein Brevier zurücklassen, wie es kurz vor mir der französische Jesuitenprovinzial getan hatte. Denn wenn ich im Besitze eines so gefährlichen Buches, dessen Lateinschrift niemand hier lesen kann, entdeckt worden wäre, so hätte man darin, so sagte man mir, irgend ein nihilistisches oder revolutionäres Pamphlet vermuten und mich auf diesen Titel hin einstecken können!

Und so etwas im 20. Jahrhundert, in einem angeblich zivilisierten Lande! Ich bin durch alle möglichen Länder und Staaten, heidnische wie christliche, auch wilde Barbarenvölker gewandert und habe nirgends eine solche Barbarei getroffen,

bin nirgends als Priester dermaßen geächtet und verpönt gewesen. Ein Staatswesen, das schon die Durchreise eines katholischen Priesters als Gefahr für seinen Bestand betrachtet, muß wahrhaft auf schwachen Füßen stehen! Wohl wird zur Entschuldigung gesagt, daß die „heilige Synode" diese Verschärfung inspiriert habe; aber ist es nicht schon eine unvertilgbare Schande für Rußland, daß es überhaupt so rückständige Popen besitzt, rückständiger als die chinesischen Bonzen und die afrikanischen Fetischpriester, und daß sich die Regierung blindlings von so intoleranten Pepen regieren läßt? Ein Schrei der Entrüstung müßte durch das ganze zivilisierte Europa gehen, daß ein dem internationalen öffentlichen Gebrauche dienendes, für viele gar nicht zu umgehendes Verkehrsmittel, wie es die transsibirische Bahn ist, mit so unerhörter Brutalität einem ganzen, aus gebildeten und ehrenwerten Männern zusammengesetzten Stande verschlossen wird! Aber man erwidert mir, daß Rußland sich aus der öffentlichen Meinung Europas doch nichts mache. Dann darf mir es aber auch niemand verübeln, wenn ich selbst in diesem Augenbick, wo ein deutsch-russischer Krieg am Horizonte droht, offen meinen Fall darlege und meinen Protest erhebe.

Eigentlich sollte ich daraufhin Rußland mit Sibirien völlig ignorieren und mit Verachtung strafen, um so mehr als es wenig Interessantes bietet und nicht zu meinem Reiseziel gehört. Doch wir wollen selbst einem solchen Gegenstand Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich muß gestehen, daß diese achttägige Eisenbahnfahrt zu den angenhmsten und bequemsten Partien meiner Reise gehört. Von den vielgescholtenen Zollscherereien bekam ich wenig zu kosten, die russischen Zöllner waren vielmehr ebenso kulant wie später unsere deutschen an der deutsch-russischen Grenze. Die Verpflegung und Unterkunft ist ausgezeichnet, das Personal freilich im russischen Wagen (seit Irkutsk) viel ungebildeter als vorher im inter-

nationalen. Die Reisegesellschaft ist sehr gemischt (darunter mehrere Deutsche), im allgemeinen aber freundlich; auch die russischen Offiziere dienen mir liebevoll als Dolmetscher. Bis Irkutsk teilte ich meine Zelle mit einem prächtigen portugiesischen Stabsoffizier, der von Timor nach seiner Heimat reist, um seine Majorsprüfung zu machen; von Irkutsk ab hause ich im russischen Schlafwagen so ziemlich allein, abgesehen von dem Russen, der von Kressnojarsk bis Omsk mitreist. Nach einer eintönigen Fahrt durch die öden mandschurischen und mongolischen Steppen geht die Bahn in reicher Abwechslung um den malerischen Baikalsee herum, auf dessen dicker Eisdecke ganze Schlittenkarawanen hin- und herziehen, über die großen asiatischen Ströme Amur, Jenissei und Ob, durch schöne schneebedeckte Täler und bewaldete Berge, durch viele nette Dörfer und Städte, auch Zentren mit lebhaftem Verkehr und Industrie wie Charbin, Mandschuria, Tschita, Irkutsk, Krassnojarsk, Nikolajewsk, Omsk, Petropalowsk, Tscheljabinsk, Jekaterinburg, Perm an den endlosen russischen Tannenwäldern vorbei bis St. Petersburg. Die Stations- und Privatgebäude sind geschmackvoll aus Holz gebaut, dazwischen erheben sich heitere oktogone oder rundkupplige Holzkirchlein mit weithin leuchtenden vergoldeten Kreuzen. Der äußere wie innere Bau, die prunkvollen Ornamente und Paramente, der kräftig melodische Gesang und die fromme Haltung der Gläubigen machen keinen üblen Eindruck; sehr gefiel mir auch, an allen Bahnhöfen in einer Ecke ein Kapellchen mit einem Muttergottesbilde aufgepflanzt zu sehen, vor dem sich die Passanten ehrfurchtsvoll verneigen und bekreuzen. Freilich bilden das tiefe Niveau der Geistlichkeit, der innerkirchliche Zwiespalt und der schroffe Kontrast der reichen Kirchen zur Armut der Bevölkerung böse Krebsübel am russischen Volkskörper. Immerhin ist Rußland und auch Sibirien kulturell längst nicht mehr jenes unwirtliche Land, das man sich früher darunter vorstellte; namentlich die großartige

Eisenbahn, die es der ganzen Länge nach durchquert, hat es in einem Grade aufgeschlossen, der z. B. China weit hinter sich läßt, und so die kolossalen Herstellungskosten (über 2 Milliarden Franken) reichlich gelohnt. Einen interessanten Abschluß fand meine Reise durch den Besuch der russischen Hauptstadt mit ihrer Residenz, ihrer Ermitage, ihrer goldstrotzenden St. Isaak-Kathedrale und den vielen übrigen reichen Kirchen. Von St. Petersburg führt mich der schnellste Zug in einem Tage nach unserer Reichshauptstadt, von wo ich wieder meiner westfälischen und meiner elsässischen Heimat zusteuere.

Meine freie Zeit auf der Rückreise weiß ich nicht besser zu benützen, als indem ich in meinem letzten Bericht die Ergebnisse und Beobachtungen meiner ostasiatischen Studienreise zu einem Schlußfazit zusammenfasse über unsere Betätigung von der Heimat aus, für die nationale unter deutschem wie für die religiöse unter katholischem Gesichtswinkel.

In profaner Hinsicht ist es vor allem die Stellung und Aussicht des Deutschtums, was meinen Leserkreis am meisten interessieren dürfte. Im ganzen Osten konnte ich als gemeinsames Resultat feststellen, daß England sich allenthalben eine dominierende Position erobert hat, nicht so sehr dank größerer Tüchtigkeit als wegen seiner zeitlichen Priorität, daß aber in den letzten Jahren in steigendem Maße das deutsche Element trotz der eben durch jene Priorität geschaffenen ungünstigen Voraussetzung und Ungleichheit des Kampfes erfolgreich bemüht ist, sich einen seinen Vorzügen und seinem Fleiß entsprechenden Platz an der ostasiatischen Sonne zu sichern. Langsam, aber stetig mehrt sich deutscher Einfluß und deutsche Tätigkeit auf der ganzen Linie, in der Politik und Diplomatie, im Verkehrs- und Wirtschaftsleben, in Ackerbau, Handel und Industrie, im Rechts-, Heer- und Medizinalwesen, auf dem kulturellen Gebiet der Schule und Presse. Daß Deutschland so spät auf dem Plan erschienen ist, verschlimmert seine Lage

sehr, ist aber weniger seine Schuld; denn wie konnte es an eine Weltstellung und Weltpolitik denken, bevor es als solches, als einiges, großes, seiner Kraft bewußtes Volk und Vaterland bestand? Es war darum der angelsächsischen Rasse ein Leichtes, nicht nur die indische Kolonie, sondern auch China und Japan ihrem Handel und ihrer Sprache zu unterwerfen, da ihr noch kein ebenbürtiger Rivale im Wege stand. Nachdem nun aber deutsche Arbeit und deutsche Leistungsfähigkeit so kräftig erwacht und so machtvoll auf den weiten Weltplan getreten ist, nachdem der rasche Zuwachs der deutschen Bevölkerung und Erwerbstätigkeit eine solche Expansion geradehin zur sozialökonomischen Notwendigkeit gemacht hat, darf man es dem deutschen Volk verargen, muß man es ihm nicht vielmehr zum Ruhme anrechnen, daß es durch tüchtige Leistungen auch auf diesem so entscheidenden Riesenschauplatz zur Geltung und zum Durchbruch zu kommen sucht? Es ist unvermeidlich, daß zwischen dem neuen Ankömmling und der ihm zuvorgekommenen Nation Reibungen und Konflikte entstehen, ja ein Kampf auf Leben und Tod, in dem der deutsche Gegner seine ganze Energie und Tüchtigkeit einsetzt, während der englische oft mit rücksichtslosen und unehrlichen Mitteln kämpft. Die Wagschale neigt sich mehr und mehr auf die Seite des später Eingetretenen, an sich schon ein Beweis für seine innere Überlegenheit; allenthalben, wo große Werte auf dem Spiele stehen, ringen von den Westvölkern fast nur noch Deutsche und Angelsachsen um die Palme, während die anderen europäischen Nationen halbermüdet vom Vordergrund des Kampfplatzes zurückgetreten sind.

Es wäre Feigheit, wollte der Deutsche den hingeworfenen Handschuh nicht aufgreifen. Es gilt daher für ihn, einerseits zielbewußt und konsequent auf allen Gebieten voranzugehen, anderseits jene Schroffheiten und Provokationen zu vermeiden, durch welche alldeutsche Heißsporne auch hier schon so oft den

deutschen Namen verhaßt gemacht haben. Namentlich mit jenen Nationen, die uns nicht feindlich entgegentreten, sollten wir ein möglichst friedliches, ja freundschaftliches Verhältnis anzubahnen suchen. Davon nehme ich auch die Franzosen nicht aus; denn sie haben sich mit den Deutschen im äußersten Osten immer (z. B. während der chinesischen Okkupation) besser verstanden, als die abseits stehenden Engländer, und die beiderseitigen Interessen sind einander so wenig entgegengesetzt, daß in vielen Punkten ein positives Bündnis entstehen könnte, wenn nicht ein bedauernswerter Chauvinismus die Verständigung erschweren würde. Aber vor allem durch friedliche Arbeit und positive Leistungen uns zu empfehlen und unser Existenzrecht zu beweisen, soll unser Bestreben sein.

Auf politischem Gebiet hat namentlich die deutsche Diplomatie die Aufgabe, die deutschen Interessen zu fördern und zu schützen, in erster Linie gute Beziehungen mit der einheimischen Regierung und den anderen diplomatischen Vertretungen zu pflegen. Unsere Politik muß in Anbetracht der wichtigen nationalen Güter, die im Osten auf dem Spiele stehen, noch mehr als bisher aus dem engen Rahmen rein kolonialer Interessen hinaustretend, von der Kolonialpolitik zur Weltpolitik sich auswachsen. Speziell in Ostasien darf sie nicht auf Landerwerb ausgehen, sondern auf Durchdringung und Beeinflussung der Reiche und Völker mit geistigen Mitteln, daher den Standpunkt der Integrität Chinas nicht verlassen. Vor beiden Extremen muß sich die deutsche Betätigung hüten, vor dem zu engen, das für Beschränkung auf das kleine Schutzgebiet Kiautschou oder doch auf die Provinz Schantung eintritt, wie vor dem zu weiten, das unterschiedslos und gleichmäßig das ganze Reich der Mitte ohne Rücksicht auf die günstigeren Aussichten und die eigene beschränkte Leistungskraft für das Deutschtum monopolisieren möchte. Ihrerseits sollen unsere Kapitalisten, Industriellen, Kaufleute mit Anspannung aller Kräfte in den

wirtschaftlichen Wettbewerb eintreten, bevor es zu spät wird, nicht bloß durch temporäre Anleihen und regen Handelsverkehr, sondern auch durch eigentlich wirtschaftliche Anlagen und Unternehmungen aller Art, gewerbliche, industrielle, Minen usw. Erst wenn das deutsche Kapital und Unternehmertalent mehr Vertrauen und Wagemut für Ostasien, besonders das durch sein Menschenmaterial und seine Bodenschätze so zukunftsreiche China an den Tag legt, kann Großzügiges entstehen. Und man komme nicht mit dem kleinlichen Einwand, durch steigende Technik und Industrialisierung befördere man die Emanzipation des einheimischen Elements und schaffe sich so den gefährlichsten Konkurrenten; denn wenn wir Ostasien nicht zur Mündigkeit führen wollen, dann tuen es andere, zum Schaden unserer Interessen.

In erster Linie sind es aber die wissenschaftlich-kulturellen Wohltaten, durch die das Deutschtum sich im äußersten Osten vorteilhaft einführen und zur Geltung bringen soll. Von jeher war es ein Stolz der deutschen Wissenschaft, die den Vergleich mit jeder andern aufnehmen kann, nicht bloß aristokratisch für sich die höchste Spitze der Geistesarbeit zu erklimmen, ohne je zugunsten bloß praktischer Tendenzen von dieser wissenschaftlichen Höhe herabzusteigen, sondern auch draußen überall, wo um streng wissenschaftliche Ideale, um die Wissenschaft ihrer selbst willen etwas gegeben wird, tonangebend zu wirken. Japan ist auch hierin vorbildlich für den Osten: immer mehr wendet es sich der Pflege deutscher Wissenschaft und darum auch deutscher Sprache zu; in der Philosophie, in der Medizin, in der Rechts- und Kriegswissenschaft, auch in manchen naturwissenschaftlichen und technischen Fächern geht es bei deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit in die Schule, obschon es sich in übertriebener Emanzipationslust viel zu früh der fremden Lehrmeister erwehren will und daher über die Oberflächlichkeit der Kinderjahre nicht hinauskommt. Was in Japan bereits

verwirklicht ist, muß für China noch kommen; denn wir hegen die beste Zuversicht, daß trotz allen Schlendrians auch hier noch die echte, reelle Wissenschaft über stümperhaften Schein und überstürzten Utilitarismus siegen wird. Diesem Prozeß, diesem wirklichen Aufwachen zur modernen Kultur müssen wir zuvorkommen, durch rasches Zugreifen ihn erleichtern und befördern, ohne die Zügel allzu rasch aus der Hand zu verlieren. Mag es auch anfangs manche Enttäuschung und manches Opfer kosten, es ist eine Saat für die Zukunft, ein Segen nicht bloß für das Deutschtum, sondern noch mehr für die Länder und Völker des Ostens. Namentlich auf diesem wissenschaftlich-kulturellen Gebiet ist die deutsche Gründlichkeit berufen, den seichten Anglo-Amerikanismus, der mit seiner praktischen Anstelligkeit vorläufig noch den Ostasiaten zu blenden weiß, aus dem Feld zu schlagen. Es war darum ein Ergebnis der Zeitlage, daß kürzlich in Berlin eine eigene Organisation mit einem Institut für China zu dessen kultureller Beeinflussung ins Leben getreten ist; freilich ist zu wünschen, daß das neue Unternehmen sein Schwergewicht vom wirtschaftlichen mehr auf das wissenschaftliche Gebiet rücken und sich vor den uferlosen Utopien bewahren möchte, in welche die sonst höchst interessante Denkschrift der deutschen Vereinigung von Schanghai geraten ist. Nicht bloß mechanisch in der Aufzwingung der deutschen Sprache müßte das Ziel und Problem gesucht werden, sondern in der Erfüllung des ganzen chinesischen Volksgeistes mit deutscher Bildung und deutschem Denken auf dem Weg der Schule wie der Presse. Auch in diesem Streben dürfen und sollen wir uns mit anderen friedliebenden Nationen brüderlich verbinden. Alle vorhandenen Mittel, Kräfte und Faktoren gilt es dankbar zu benützen, besonders die Missionsschulen; denn in kultureller, und wo es sich um deutsche Missionen handelt, auch in nationaler Hinsicht wird so dasselbe rascher und sicherer mit viel geringerem Aufwand erreicht, was exklusiv staatliche oder

nationale Schöpfungen nur unter den größten Mühen und Kosten anstreben könnten.

Schon wegen dieser kulturellen Leistungen verdienen die ostasiatischen Missionen unser aller Beachtung und Unterstützung. Man hat längst erkannt, auch abgesehen vom konfessionellen und religiösen Standpunkt, daß speziell die uns naheliegende katholische Mission nicht bloß unter Naturvölkern und in unseren Kolonien, sondern auch in den selbständigen Kulturstaaten eine hervorragende Trägerin und Vermittlerin höherer Zivilisation ist. In Ostasien übt sie diese segensreiche Einwirkung auf Individuen und Völker weniger durch wirtschaftlich-caritative Unternehmungen wie in Afrika und Ozeanien, als auf dem Wege der Bildung und Erziehung, durch Schule und Presse aus. Besonders die höhere Schule dient ihr als vorzügliches Mittel, das Geistesleben Ostasiens wohltätig zu beeinflussen und den ausschlaggebenden Kreisen mit den christlichen Ideen unsere Kulturgüter zuzuführen. Großes vollbringt sie auf diesem Gebiet, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen konnten, sowohl in Indien namentlich durch die Jesuitenkollegien, als auch in Japan durch die Schulen der Marianisten. Aber in China, das doch überhaupt und insbesondere in der Gegenwart am wichtigsten ist, hat die katholische Mission auf dem Schul- wie auf literarischem Gebiet mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, vor allem weil ihr bisher die hinreichenden Lehrkräfte und Geldmittel zu einer den Bedürfnissen entsprechenden Organisation ihres Schul- und Preßwesens, zu einem ausgebildeten Schulsystem auf allen Stufen (Elementar-, Mittel-, Fach- und Hochschulen mit Lehrerseminarien) gefehlt haben.

Es darf darum als wesentlicher Fortschritt bezeichnet werden, daß im Laufe dieses Winters weitaus die meisten chinesischen Missionen sich in den drei Konferenzen der Vikariatsvertreter in Hongkong (für den Süden), Hankau

(Zentrum) und Tsinanfu (Norden) auf ein klares Missionsschulprogramm geeinigt und mit aller Energie zu seiner Ausführung entschlossen haben; die Generalversammlung der Präsidenten und Sekretäre in Schanghai hat dieses Werk dadurch gekrönt, daß sie die Ergebnisse der Einzelberatungen zu einem Ganzen vereinigte und für ganz China ein ausführendes Komitee konstituierte, das die Konferenzarbeit fortsetzen und die Vorbereitungen an Ort und Stelle weiter betreiben soll (über die einzelnen Beschlüsse vergleiche den gegenwärtigen Jahrgang der Akadem. Monatsblätter und der Zeitschrift für Missionswissenschaft). Damit aber das Riesenobjekt zustande komme, muß das christliche Europa für das nötige Geld und Personal sorgen. In einer so bedeutungsvollen Sache und in einem so entscheidenden Moment, wir erwarten es zuversichtlich, wird es sich der Dringlichkeit dieser seiner Aufgabe bewußt werden und die chinesische Mission nicht im Stiche lassen. Besonders aber das katholische Deutschland wird für diese großzügigen Bestrebungen ein weitgehendes Verständnis an den Tag legen und auch in der praktischen Opferwilligkeit seinen Mann stellen, um die hochgespannten Hoffnungen, welche die chinesischen wie die europäischen Missionskreise in seinen Edelmut setzen, nicht zuschanden werden zu lassen.

Hinter dieser Kulturbetätigung darf aber die eigentlich missionarische nicht zurückbleiben, sie soll vielmehr Hauptkern und Hauptziel der Mission auch im Osten sein. Auch auf diesem so zukunftsreichen und lohnenden Arbeitsfeld sind die deutschen Katholiken zu spät eingetreten und von anderen, besonders den romanischen Nationen überholt worden. Und auch für dieses Versäumnis kann Deutschland insofern kein Vorwurf treffen, als sein Missionssinn infolge der eigenartigen heimatlichen Verhältnisse überhaupt sich erst in den letzten Jahrzehnten entfalten konnte und zunächst auf die deutschen Schutzgebiete konzentrieren mußte. Jetzt aber ist der Zeitpunkt

gekommen, um die reichen deutschen Kräfte und Talente auch im ostasiatischen Missionsdienst fruchtbar anzulegen. Niemand wird sich über diese Erweiterung des deutschen Missionshorizonts beklagen können; weder die Heimatkirchen noch die Kolonialmissionen, die beide dadurch in keiner Weise benachteiligt oder beeinträchtigt werden, da in unserem katholischen Volke noch genug ungehobene Missionsberufe schlummern, die nur geweckt zu werden brauchen, um in Scharen zum heiligen Kreuzzug nach dem fernen Osten auszuziehen; noch viel weniger die Missionsarbeiter der ersten Stunde, weil ihre Zahl und Kraft zugestandenermaßen zur Bewältigung dieses riesigen Erntefeldes nicht mehr genügt. Jeder, dem das Wohl der Mission und die Bekehrung der Heidenvölker aufrichtig am Herzen liegt, muß im Gegenteil eine solche Verstärkung der katholischen Missionsarmee durch frische, tüchtige Kämpen aufs wärmste begrüßen; und sind dieselben einmal da, so wird sich auch ganz gewiß für sie dankbare Verwendung finden und eine Türe freudig auftun. Wer aber nicht selbst das Missionskreuz ergreifen und nicht persönlich in die weiten Heidenländer des Ostens hinausziehen kann, der wird gerne die Gelegenheit benutzen, wenigstens durch Gebet und Almosen am ostasiatischen Bekehrungswerk sich zu beteiligen, da beides zum Missionserfolg unentbehrlich ist. Ohne die anderen deutschen Missionen darunter leiden und darben zu lassen, werden wir unser Herz und unsere Tasche zugunsten der in Ostasien bereits vorhandenen wie noch zu gründenden erheblich erweitern müssen. Nur wenn das ganze katholische Deutschland, Volk und Klerus, mit dem gebildeten Element an der Spitze, geschlossen und solidarisch hinter dem großen Unternehmen steht, dessen Zustandekommen die Ehre von Kirche und Vaterland erheischt, wird es gelingen und gedeihen können.

Sollen all diese Forderungen der ostasiatischen Missionsstunde erfüllt werden, dann bedarf es in erster Linie einer plan-

mäßigen Organisation in der Heimat. Zunächst müssen die schon bestehenden Unternehmungen ausgebaut und weiterentwickelt werden, sowohl die alten Missionsgenossenschaften als insbesondere die in letzter Zeit von Deutschland ausgegangenen Bestrebungen und Bewegungen: einerseits das missionswissenschaftliche Institut und die missionswissenschaftliche Zeitschrift, anderseits die Missionsvereinigungen unter den katholischen Akademikern und im Weltklerus der verschiedenen Diözesen, analog dazu die im Werden begriffenen unter den Gymnasiasten, Lehrern und Kaufleuten. Sie alle können brauchbare Vor- und Mitarbeiter werden zum großen Werke, das ohne Zusammenschluß vieler Hände von den verschiedensten Seiten her unmöglich ins Leben treten kann. Dazu müssen aber weiter noch den neuen Anforderungen entsprechend neue, den ostasiatischen Missionsbedürfnissen besonders angepaßte Organisationen treten, wie sie uns durch die chinesischen Konferenzen ans Herz gelegt worden sind. Zur Aufbringung und Heranbildung eines zahlreichen und tüchtigen Lehrpersonals in den Missionsschulen sollten nicht bloß die vorhandenen Schulbrüder-Kongregationen stärker in Deutschland sich niederlassen und eigene Häuser zur Heranziehung deutschen Nachwuchses errichten; es wäre nach dem Wunsch der chinesischen Vikariatsvertreter eine besondere Lehrgesellschaft für Ostasien oder doch für China zu gründen, mit dem spezifischen Zweck, auf der Höhe ihrer Aufgaben stehende Missionslehrkräfte zu gewinnen und mit den nötigen Qualifikationen auszustatten. Gerade aus Deutschland könnten dafür viele Kräfte ausgelöst werden, da es in dieser Beziehung noch jungfräulicher Boden ist und bei uns zu Hause ohnehin ein Überschuß von Lehrberufen besteht. Um endlich eine hinreichende finanzielle Unterlage für die auszubauenden Schul- und Presseunternehmungen zu schaffen, müßte unter den gebildeten und begüterten Katholiken zu diesem speziellen Zweck

eine internationale Liga gebildet werden. Mögen diese großzügigen und weitverzweigten Projekte, deren Initiative von deutschen Katholiken, insbesondere von der beim Wiener eucharistischen Kongreß gebildeten Missionsschulkommission ausgegangen ist, im katholischen Deutschland auch fernerhin begeisterten Anklang und ein lebendiges Echo finden!

Anhang.[1])

Akademische Probleme auf dem ostasiat. Missionsfeld.

„Monteagle" (zwischen Hongkong und Schanghai),
15. Januar 1914.

Liebe Kommilitonen und Kommilitoninnen!

Schon auf „Prinz Sigismund", der mich von der deutschen Südsee ins „Reich der Mitte" zurückbrachte, hatte ich den Plan gefaßt, an den von mir so sehr geschätzten Akademischen Missionsverein über einige Erlebnisse und Ergebnisse meiner Reise ins ostasiatische Missionsfeld zu berichten. In Hongkong angekommen, fand ich die freundliche Einladung Ihres Schriftführers, von meiner Missionsstudienreise aus an Sie einige Zeilen zu richten und dabei besonders jene Probleme aus dem fernen Osten zu berücksichtigen, die für die Akademiker im Westen besonders wichtig und aktuell seien. Trotz der Überfülle von Beschäftigungen aller Art komme ich freudig dieser Aufforderung nach, da mein Wort in diesem Semester Sie ja nur so erreichen kann, in der Hoffnung, Ihnen nach meiner Rückkehr meine Eindrücke im einzelnen mündlich schildern zu dürfen. Denn wenn ich unsere katholische Tagespresse in Deutschland mit Reiseberichten bediene, so darf ich gewiß am allerwenigsten jene Kreise und Organisationen vergessen, die mir ganz besonders

[1]) Nachstehende Zeilen wurden von mir an die Mitglieder des Akademischen Missionsvereins gerichtet und sind bereits in den Akademischen Missionsblättern (2. Jahrg. Nr. 1) veröffentlicht worden, weil sie die Richtlinien für die Aufgaben und Ziele der Akademischen Missionsbewegung enthalten. Das Nähere vgl. Akad. Missionsblätter II. 1, 1.

am Herzen liegen, die akademischen. Wie oft habe ich während dieses halben Jahres, seitdem ich Münster verlassen habe, an Sie und die übrigen akademischen Missionsvereine gedacht! Und wie angelegentlich habe ich bei meinem Scheiden gerade Ihre von so verschiedenen Seiten bedrohte Sache der speziellen Obhut unserer Fakultät empfohlen! Die jugendfrische akademische Missionsbewegung war es namentlich, die mich hinaustrieb in diese weite Ferne und in all den Strapazen meiner ruhelosen Wanderung aufrecht erhielt, von deren feuriger Begeisterung und von deren kühner Hoffnung getragen, ich neben dem Studium der so zahlreichen und brennenden Missionsfragen auch manchen praktischen Beitrag zu ihrer Lösung zu unternehmen wagte! Die katholischen Akademiker Deutschlands, das hat mich fast jeder Schritt meiner Weltreise gelehrt, müssen auch in Zukunft unsere hervorragendsten Mitarbeiter in der Durchführung der weitschauenden und großzügigen Projekte sein, die sich allenthalben vor meinem Blicke auftuen, die der gegenwärtige Missionsaugenblick jedem Freund der Mission und Jünger der Wissenschaft, jedem wahren Sohn der Kirche und des Vaterlandes aufdrängt.

Ich übergehe für diesmal meinen Abstecher nach unseren ozeanischen Kolonien, weil ich in meinem Jubiläumsvortrag und meiner Jubiläumsschrift und früher schon in meinem Publikum für alle Fakultäten eingehend darüber gehandelt habe. Auch Indien will ich nur kurz berühren, da ich bloß eine Woche lang das Wunderland durchstreifen konnte. Aber so kurz dieser indische Aufenthalt auch war und so rasch ich gleichsam im Fluge über die wichtigsten Probleme hinweggehen mußte, so galt doch meine Hauptaufmerksamkeit den akademischen Verhältnissen und erkannte ich, daß auch an diesen uralten Kulturstätten die dringendsten Aufgaben unser harren. Zwar besitzen die Jesuiten allein nicht weniger als vier hoch-

angesehene, mit Universitäten verbundene Kollegien ersten Grades, an denen Tausende teils christlicher teils heidnischer Indier studieren; aber abgesehen davon, daß dadurch bislang noch keine durchschlagende Bresche in die heidnische Volksseele Indiens gebrochen werden konnte, fehlt noch immer eine eigentliche christliche Universität (gegenüber den im Anzug befindlichen hinduistischen und mohammedanischen) und an vielen entscheidenden Punkten des Geisteslebens auch jedes katholische Gegenstück zu den protestantischen Unternehmungen. So fand ich an der südindischen Landesuniversität Madras neben dem blühenden protestantischen Universitätskolleg kein katholisches, und die künstlich daselbst aufgerichtete Verbindung katholischer Studenten hat wieder in die Luft fliegen müssen, weil sich niemand fand, der ihre Bagatellenschuld von 500 Rupien (600 Mark) für die Gründungskosten zahlen wollte. Sollten es sich da nicht unsere deutschen katholischen Korporationen, um nur dies zu erwähnen, zur Ehre machen, die Summe in ihren Reihen aufzubringen und ihre indische Schwester zu neuem Leben aus dem Grabe zu erwecken? Und wieviel Interessantes und Herzergreifendes für die katholische Akademikerwelt bietet erst das intellektuell so rasch modernisierte Japan, wohin ich noch zum Schlusse meine Schritte lenken werde!

Doch da ich nun in China bin, und da gerade China in dieser „Weltmissionsstunde" am gebieterischsten nach Europa um Hilfe förmlich hinüberschreit, will ich mich auf die Schilderung der übergroßen geistigen Not im Reich der Mitte beschränken, um so mehr als es bisher leider viel zu stark dem Gesichtskreis der deutschen Studentenschaft entrückt war.

Daß China gegenwärtig, ähnlich wie ungefähr Japan vor einer Generation in einem nie dagewesenen kulturellen Umwandlungsprozeß von unberechenbarer Tragweite begriffen ist, daß es am Schlusse einer vieltausendjährigen Entwicklung oder vielmehr Stagnation und am Anfang einer eben-

falls für Jahrtausende entscheidenden Vorwärtsbewegung steht, wird Ihnen allen aus den Ereignissen und Gärungen der neuesten chinesischen Revolution klar geworden sein. Zwar ist noch vieles, was im Zusammenhang damit in China eingezogen ist, hohler Flitter und falscher Schein; noch sind im Schoße dieser starren Riesennation zahllose konservative Kräfte lebendig, die nach dem Gesetz der Trägheit sich mit allen Mitteln dem Fortschritt entgegenstemmen; noch ist es zumeist die bloße Jagd nach Gewinn und Macht, nicht ernstes und ideales wissenschaftliches Streben, was selbst die Jugend zu den Gütern unserer Kultur und zu den hohen Schulen hindrängt. Aber der rollende Stein läßt sich nicht mehr aufhalten, und wohl oder übel wird auch China vor der sieghaften Überlegenheit des modernen Geistes sich neigen müssen. Bevor noch eine weitere Generation verflossen ist, werden unsere Ideen, Forschungsergebnisse, Methoden, Errungenschaften, Erfindungen, Verkehrsmittel, Staatsverhältnisse, Genüsse, Bedürfnisse ihren Triumph in China wie in Japan gefeiert haben. Mit der alten Kultur stürzen aber auch unwiederbringlich und unabwendbar die alten Kulte, Buddhismus, Taoismus und Konfuzianismus, da sie den veränderten Anforderungen nicht mehr gewachsen sind; tritt an ihre Stelle nicht eine der modernen Kultur kongeniale Religion wie das Christentum, dann wird ein allgemeines religiöses Fiasko, öder Materialismus und Skeptizismus, Unglaube und Religionslosigkeit wie in Japan das negative Schicksal sein. Wohin dann der Baum gefallen ist, wird er auch auf unabsehbare Zeiten hinaus liegen bleiben: hat der chinesische Geist bis dahin eine christliche oder christusfreundliche Richtung angenommen, so wird China religiös eine wohltuende Macht bleiben; hat es sich aber un- oder widerchristlichen Gewalten verschrieben, so wird eine Erlösung aus deren

Banden psychologisch fast unmöglich sein. Noch zeigt sich China empfänglich für jede Anregung aus dem Westen und nimmt begierig alle abendländischen Einflüsse auf, ob sie nun echte Speise oder tödliches Gift ihm bringen; noch ist Staat und Volk auf die Mitarbeit der Europäer notwendig angewiesen, weil im eigenen Lande sich weder die genügende Zahl noch die hinreichende Qualität brauchbarer Kräfte findet. Aber sobald China ohne diese auswärtige Hilfe auskommen und seinen Bedarf aus seiner Mitte decken kann — und dieses Stadium dürfte schon nach wenigen Jahrzehnten erreicht sein —, wird es sich gleich Japan auf eigene Füße stellen und das Joch des fremden Lehrmeisters abschütteln, vielleicht sogar ohne das geringste Gefühl der Pietät und Dankbarkeit.

Es versteht sich von selbst, daß in diesen Geburtswehen eines neuen Geistes der wissenschaftlichen Arbeit und der studierenden Jugend eine ausschlaggebende Rolle zukommt. Darum sehen sich die führenden Männer in der richtigen Erkenntnis, daß westliche Wissenschaft und Bildung Japan groß gemacht hat, nach Lehr- und Studienplänen, nach Errichtung von Schulen und Universitäten, nach geeigneten Lehrkräften und Schülern um. Soviel ergibt sich aus den vielen Wandlungen des staatlichen Unterrichtsprogramms, daß man eifrig bemüht ist, den richtigen Weg zu finden und dem Lande die Wohltaten der europäischen Wissenschaften zuzuwenden. Und wenn bis jetzt auch die Mehrzahl dieser Versuche und Neugründungen bis zu ihrer höchsten Stufe in Peking hinauf Bankerott machen mußte, vor allem weil man zu rasch, ohne die nötige Basis vorging und das Dach vor dem Fundament bauen, die Ernte vor der Aussaat einheimsen wollte, so wird dieses unsichere Tasten doch noch mit einem bestimmten zielbewußten Schulgesetz enden; und mag man sich dabei noch viel zu viel vom entlehnten Glanz der japanischen und amerikanischen Halbbildung blenden lassen, so wird sich die europäische und

besonders die deutsche Wissenschaft doch noch zu der ihr gebührenden Stellung und Achtung durchringen. Wie die Chinesen jetzt in Scharen nach Japan und Amerika eilen, um an den dortigen Universitäten ein dürftiges Geisteskleid für den Alltagsgebrauch zu holen, so werden sie in immer stärkerer Zahl nach unseren hohen Schulen wandern oder wenigstens in ihrem Lande selbst nach dem echten Gold gediegener europäischer Forschung graben. Von diesen Studenten aber, die nun fieberhaft am Born der Wahrheit schlürfen und sich nach dem Licht des Wissens sehnen, wird die chinesische Weltanschauung und Geistesrichtung der Zukunft in der Hauptsache abhängen, nicht nur weil sie später führende Stellungen im öffentlichen Leben einnehmen wollen, sondern auch weil ihnen die Belehrung und Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes in die Hand gegeben ist.

Die protestantische Mission der angelsächsischen Rasse hat die Wichtigkeit und Dringlichkeit der in dieser Konstellation liegenden Gegenwartsaufgabe wohl erkannt und dementsprechend auch gehandelt. Ohne sich viel um den zahlenmäßigen Einzelerfolg zu kümmern, steuert sie geradewegs und mit Aufbietung aller Kraft auf das Ziel hin, China als Ganzes mit ihrem Geiste zu durchdringen, vor allem durch Schule und Presse. Ungezählte Schulen aller Art von der niedern Primärschule bis zu den Kollegien, die sich den stolzen Namen „Universität" beilegen, obschon sie ihn noch nicht verdienen, hat man für viele Millionen über das ganze Land ausgebreitet, mit zahlreichen Professoren und Hilfskräften, mit schönen Hörsälen und Gebäuden, mit reichen Instituten und Sammlungen, mit unbegrenzten Mitteln und Einkünften ausgestattet, wie ich mich in Kanton, Schanghai, Nanking usw. persönlich überzeugen konnte. Tausende und abertausende von Schülern aus allen Schichten der Bevölkerung empfangen hier um billiges Geld ihre Ausbildung und werden zugleich durch obligatorischen oder

fakultativen Unterricht in den Bannkreis des protestantischen Christentums hineingezogen, wenn auch kein direkter Bekehrungszwang geübt wird. All diese jungen Leute, die christlichen wie die heidnischen, sind in Vereinigungen organisiert, die für gymnastische, intellektuelle, ästhetische, soziale, religiöse Betätigung ihrer Mitglieder Sorge tragen und mit Erfolg die ganze chinesische Studentenwelt zu beeinflussen suchen, nicht bloß im Lande selbst, sondern auch in Japan und Amerika, von dessen protestantischen Studenten die ganze Bewegung ausgegangen und getragen ist. Zu diesen studentischen Unternehmungen kommen die literarischen, besonders seitens der „christlichen Literaturgesellschaft", welche die gebildete wie die ungebildete Welt Chinas mit einem Meer von Schriften, Traktaten, Übersetzungen, Revuen, Zeitungen überflutet. Tiefgreifend ist auch der Einfluß der protestantischen Missionsärzte und Hospitäler. So steht das wahrheitsuchende China, namentlich in seiner höheren Atmosphäre, unter der ständigen Einwirkung des protestantischen dazu noch notabene englisch-amerikanischen Geistes. Kein Wunder, wenn die meisten Studenten mit einigen verschwommenen christlichen Anschauungen zugleich die ungerechtesten Vorurteile gegen unsere katholische Kirche wie gegen unser deutsches Vaterland einatmen und die angesehensten Männer im protestantischen Ideenkreis befangen sind, wenn überhaupt der Protestantismus auch politisch und sozial immer mehr das Heft in die Hand bekommt und daher an den letzten Staatsumwälzungen einen so maßgebenden Anteil nehmen konnte. Zwar wird die protestantische Konfession als solche, als Glaubensbekenntnis niemals eine Zukunft in China haben — schon die relativ geringe Zahl ihrer Anhänger trotz der kolossalen Aufwendungen beweist es —, vielmehr wie in Japan an der eigenen Dogmen- und Autoritätslosigkeit zugrunde gehen; aber wie in Japan wird sie auch hier die von ihr erfaßte Jugend mit ihrem subjektiven Sinn erfüllen und auf

lange Zeit, vielleicht für immer dem wahren Glauben entfremden.

Ihr gegenüber entfaltet die katholische Mission eine viel rastlosere und gesegnetere Propagandatätigkeit, wie die Bekehrtenziffer (anderthalb Million), trotz der viel geringeren Mittel und Kräfte dreimal so groß als die protestantische, statistisch beweist. Daß auch für die Zukunft, wenigstens die nächste, die katholischen Missionsaussichten keine geringen sind, geht aus der ebenfalls weit höheren Zahl der Katechumenen und Jahrestaufen hervor. Mit heroischer Selbstaufopferung sind die Glaubensboten bemüht, das Reich Gottes im Reich der Mitte zu begründen, auszubreiten und zu befestigen. Vor keinen Arbeiten, Anstrengungen, Entbehrungen, Entfernungen, Gefahren schrecken sie zurück, wenn es gilt, die Heiden für das Evangelium zu gewinnen, die Kinder und Erwachsenen zu unterrichten, den Gottesdienst zu feiern und die Sakramente zu spenden, den Irrenden nachzugehen und den Sterbenden beizustehen. Leider ist die Zahl dieser wackeren Arbeiter und Streiter (1400) in keinem Verhältnis zu der riesigen Ausdehnung und Bevölkerung, und namentlich ist es zu bedauern, daß im Vergleich zu den weitaus überwiegenden romanischen Elementen das deutsche so schwach vertreten ist (nur 6 %). Noch schlimmer als mit dem Umfang des Personals steht es mit der finanziellen Ausstattung; fast alle Missionen sind von bitterer Armut gedrückt und dadurch in ihrer Betätigung auf Schritt und Tritt gehemmt. Es ist vorab eine Folge dieses fast unerträglichen Mangels an Arbeitskräften und materiellen Mitteln, wenn die katholische Chinamission keine kostspieligen Bildungsanstalten und literarischen Unternehmungen ins Leben rufen und unterhalten kann, darum auch notwendigerweise an kulturellem Einfluß und Ansehen hinter dem Protestantismus weit zurückbleiben muß. Ihre Volksschulen (neben den Katechismusschulen) sind sehr dünn

gesät, höhere Schulen im vollen Sinne (neben den Sprachschulen) stehen ihr wenigstens für die männliche Jugend fast gar nicht zur Verfügung (nur den Jesuiten in Schanghai und den Steylern in Tsining); die literarischen Erzeugnisse sind zu exklusiv religiös und dringen zu wenig in maßgebende Kreise ein, um nachhaltig auf das chinesische Geistesleben einzuwirken. Infolgedessen bleiben die Anhänger des Katholizismus fast ausschließlich auf die niederen, einflußlosen Schichten beschränkt. Die höheren und gebildeten Klassen, insbesondere die Studenten werden von der katholischen Kirche kaum berührt oder erreicht; ja sie ist ihnen vielfach nicht einmal dem Namen nach bekannt oder aber ein Inbegriff aller Inferiorität und Schlechtigkeit. Das ist die tiefste und schmerzlichste Wunde, an der unsere Mission in China krankt, eine Wunde, die sie auf Jahre hinaus verurteilt, als Religion verachteter „Pagani" abseits vom großen Entwicklungsstrom zu bleiben und den kostbaren, bald vorübergehenden, nie mehr wiederkehrenden Augenblick geistiger Metamorphose unbenützt zu lassen. Und doch ist das katholische Christentum die Religion der Zukunft auch für die vierhundert Millionen Chinesen, auch zu ihrer Rettung und Beseligung gestiftet, mit der göttlichen Sendung und Verheißung für alle Völker ausgestattet, allein imstande, die Krankheiten der chinesischen Volksseele zu heilen und sie gegen die destruktiven Wirkungen der modernen Kultur zu immunisieren! Und doch gibt es für uns Mittel, dieser armen, hilflosen, verlassenen, bedrängten Mission zu Hilfe zu kommen und die Erfüllung ihrer hehren, gewaltigen, weltweiten, großartigen, gottgewollten, unsterblichen Aufgaben im vollen Umfang zu ermöglichen!

Den Weg zur Verwirklichung weisen uns die Konferenzen, um deren Beschickung ich als Vorsitzender der im vorigen Jahr zu Wien gegründeten internationalen Missionsschulkommission den chinesischen Episkopat zu bitten

mir erlaubte. Es war ein in mehr als einer Hinsicht gewagtes Unternehmen, an das ich nur mit Furcht und Zittern herantrat, ermutigt und angefeuert in der Heimat namentlich vom unermüdlichen, Ihnen wohlbekannten Missionsapostel P. Schwager S. V. D., in China selbst vom Bischof Henninghaus von Südschantung, Bischof Reynaud von Osttschekiang und P. Robert, Generalprokurator der Pariser Missions Etrangères in Hongkong. Aber es war der psychologische Moment, wie sowohl die mündlichen Äußerungen der Missionare, die ich besuchen konnte, als auch die Antworten der apostolischen Vikare auf mein Einladungszirkular klar bekundeten. Alle, ohne Unterschied der Gesellschaft oder Nation, der sie angehörten (mit Ausnahme eines einzigen, der auf gewisse Schwierigkeiten hinwies), nahmen mit Beifall und Begeisterung meinen Vorschlag auf und versicherten mich ihrer eifrigsten Mitwirkung. Davon nur einige Proben.

„Utinam, utinam," beginnt das Schreiben des italienischen Franziskanerbischofs Mondaini von Süd-Hunan, „tandem aliquando tales scholas et nos habere possimus in Sinis, quae ita necessaria omnibus apparent quo nihil magis!" „Wir leiden sehr," schreibt Bischof Faveau von West-Tschekiang aus dem Lazaristenorden, „unter dieser traurigen Notwendigkeit, welche die katholische Religion auf einem so mittelmäßigen Niveau gebannt hält und ihr jedes Ansehen raubt in den Augen der Bevölkerung, besonders der so zahlreichen und so einflußreichen Gelehrtenklasse, deren ganze Sympathie den seit Jahren durch viele Unterrichtsanstalten festgewurzelten englisch-amerikanischen Protestanten gilt. Um dieser Sachlage abzuhelfen, betrachte ich voll Vertrauen und Hoffnung den hochherzigen Entschluß, den Gott Ihnen einflößt, den katholischen Bildungswerken einen neuen Schwung zu verleihen und sie auf den ehrenvollen Platz zu stellen, der ihnen zukommt. Gott segne Ihr Unternehmen! Der Zeitpunkt, um es zu versuchen, er-

scheint sehr gelegen; denn seit der Revolution von 1910 verwerfen alle ernsten Geister hier wie anderswo die bis dahin gebrauchten uralten Methoden in den Schulen und suchen sich den Programmen der Europäer anzupassen." „Sie verdienen großes Lob," heißt es im Brief des Bischofs Fatiguet von Nord-Kiangsi aus derselben Kongregation, „für den Kreuzzug, den Sie ins Werk setzen, und der den Missionen helfen will, Einfluß bei den Literaten und der höheren Gesellschaft Chinas zu gewinnen." Nicht minder „entzückt über das Vorhaben, das große China durch die Studien zu retten," zeigt sich Mgr. Menicatti, der apostolische Vikar der Mailänder Mission in Nord-Honan; „man hätte es," fügt er bei, „schon früher tun und sich nicht auf die armen Dorfchinesen beschränken sollen." „Keine Versammlung dünkt mir nützlicher, ja notwendiger als diese," so Bischof Lalouyer von der Nord-Mandschurei aus dem Pariser Seminar, „denn die Frage des Unterrichts und der Erziehung der Jugend ist eine Frage auf Leben und Tod für unsere Missionen, die mit ihren alleinigen Kräften zumeist nicht imstande sind, dieselbe zu lösen." Endlich der greise Bischof Aertselaer von der Zentralmongolei, ein Belgier aus der Scheutvelder Missionsgenossenschaft: „Wir segnen Gott, Herr Professor, daß er Ihnen den Wunsch eingegeben hat, dieses weite Objekt zu realisieren; wir bitten ihn, Sie zu segnen und Ihnen den nötigen Mut zu geben, um die Schwierigkeiten und Widerstände zu besiegen, denen ein Werk von dieser Wichtigkeit unfehlbar begegnen muß. Glauben Sie, daß wir alles tun werden, was an uns liegt, um Ihre Anstrengungen zu unterstützen!"

Dem entsprechen auch die Beratungen und Beschlüsse der Südkonferenz, die unter dem Vorsitz des Generalprokurators P. Robert und dem Ehrenvorsitze des Ortsbischofs Pozzoni am 12.—14. Januar in Hongkong

stattfand. Sämtliche Vikariate und Missionen von Südchina (auch der portugiesische Bischof von Macao und die spanischen von Amoy und Futschau in Fokien) waren darin vertreten, außer dem von Kwangsi, der nicht mehr früh genug vom Zirkular erreicht werden konnte (er kam einige Tage später an). Die Diskussion, die sich auf Grund eines dem Zirkular beigefügten Fragebogens entspann, nahm einen sehr angeregten Verlauf, aber in den Grundlinien ergab sich die vollste Einmütigkeit.

Zunächst wurde der allgemeine Wunsch und das dringende Bedürfnis ausgesprochen, überhaupt höhere Schulen aufzurichten, um der katholischen Mission mehr Einfluß auf die gebildeten Stände zu sichern, den Bildungsgrad der Katholiken zu heben und auch die heidnische Jugend zum Christentum herüberzuziehen. Auf meine Vorfrage, ob die politischen Verhältnisse und die Staatsgesetze die Gründung und Fortführung solcher Missionsanstalten gewährleisteten, erklärten sich alle Anwesenden einstimmig dahin, daß auf lange Zeit hinaus die Unterrichtsfreiheit gesichert erscheine, schon weil die Regierung binnen der nächsten Jahrzehnte unmöglich die nötigen einheimischen Kräfte und Mittel aufbringen könne, um das Schulwesen zu monopolisieren.

Bezüglich der Zahl und Höhe der Schulen wurde folgende Skala als Ziel aufgestellt: in jeder Hauptstation (Residenz eines Missionars) eine niedere Elementarschule; in jeder Zentralstation oder Sektion eine gehobene Elementarschule; in jedem Vikariat eine Mittel- oder Sekundärschule; in den großen Hauptzentren des Landes Universitäten wenigstens im chinesischen Sinne; daneben je nach Bedarf als Fachschulen Medizin-, Handels- und Gewerbeschulen; endlich für jede Mission ein Lehrerseminar (Normalschule). Der Zeitpunkt der Gründung wurde vom Vorhandensein des Personals und der Mittel abhängig gemacht, bei den Universitäten außerdem von der genügenden Zahl in Kollegien vorgebildeter Schüler. Wo keine

katholische Hochschule angebracht ist und eine staatliche besteht, soll nach Möglichkeit ein katholisches Internat (für Christen und Heiden) errichtet, eine Organisation der katholischen Studenten geschaffen und auf den Eintritt von Katholiken in den Lehrkörper hingearbeitet werden. Im Zusammenhang damit fand das Verlangen Ausdruck, in jedem Vikariat wenigstens einen gut katholischen Arzt zu besitzen, der die Missionssache fördert und seinerseits von der Mission kräftig unterstützt werde.

Ein wichtiger Punkt war die Sorge um das Lehrer- und Schülerpersonal. Hinsichtlich des ersteren wurde das Prinzip aufgestellt, daß die Missionsgesellschaften nach Maßgabe ihrer Kräfte zu den Lehrkörpern ihres Bezirks beisteuern, falls sie aber dazu nicht ausreichten, andere Lehrgenossenschaften zu Hilfe rufen sollten; zur Ergänzung der Lücken und Förderung der Missionsinteressen sei womöglich ein eigener Missionslehrorden ins Leben zu rufen; auch Laien, besonders chinesische, seien heranzuziehen und zu diesem Zwecke an europäischen Universitäten auszubilden, unter der Voraussetzung, daß für ihren Schutz vor sittlich-religiösen Gefahren hinreichende Sorge getragen werde. Die Schülerfrage wurde dahin geregelt, daß unter Anwendung der notwendigen Kautelen auch Heiden Aufnahme finden, Internat und Externat verbunden werden sollten. Alle Bestrebungen, welche auf Gruppierung und Sammlung der Studenten im katholischen Geiste (analog zur protestantischen YMCA) hinzielten, fanden lebhafte Bewilligung. Der akademischen Missionsbewegung und den Missionsorganisationen unter der katholischen Studentenwelt Europas wurde die wärmste Sympathie ausgesprochen und die weiteste Verbreitung gewünscht; beide Studentenorganisationen, die heimatliche und die chinesische, sollten möglichst miteinander in Kontakt treten und sich gegenseitig in die Hände arbeiten.

Weiter stand auf der Tagesordnung Lehrplan und

Studienprogramm der Missionsschulen. Gleichförmige Anpassung an die staatlichen Vorschriften war hier das nächste Leitmotiv. In bezug auf den Religionsunterricht der heidnischen Schüler wählte man gegenüber den beiden Extremen, dem protestantischen Zwangssystem und dem völligen Verzicht in den indischen Jesuitenschulen, die fakultative Mittelstraße. Die heikle Sprachenfrage wurde ohne Debatte durch folgendes Schema beantwortet: als Unterrichtsstoff außer Chinesisch einige europäische Sprachen, speziell Englisch, Französisch und Deutsch; Unterrichtssprache als zukünftiges Ziel Chinesisch; in der Übergangszeit eine entsprechend den objektiven Verhältnissen zu wählende europäische Sprache.

Hierauf folgte das nicht minder schwierige Finanzproblem, der Ausgangspunkt meiner Informationswünsche. Als allgemeine Regel wurde anerkannt, daß die Höhe der Kosten tunlichst zu beschränken und ihre Deckung möglichst in den Schulen und im Lande selbst zu suchen sei; den Katholiken Europas ward versichert, daß sie in die peinlichste Sparsamkeit und zweckmäßigste Verwendung seitens der ausführenden Organe volles Vertrauen setzen dürften. Die Ausgaben, sowohl die einmaligen für die Errichtung als auch die jährlichen für den Unterhalt, ließen sich nur annähernd fixieren; die angegebenen Summen waren unvermeidlich sehr hoch, immerhin aber weit niedriger als protestantischerseits. Zur Bestreitung dieser Auslagen sollten nach dem oben formulierten Grundsatz, soweit nur immer möglich, die Schüler selbst durch ihr Schul- und Pensionsgeld, die Missionen, die chinesischen Katholiken, die heidnischen Chinesen, die Regierungen herangezogen werden. Die fehlenden Summen aufzubringen, bleibt dem christlichen Europa anheimgestellt. Nach Besprechung und Empfehlung verschiedener Einzelmittel proklamierte man als dringliche Notwendigkeit eine „internationale Liga“ unter den katholischen Gebildeten zur Unterstützung der höheren Kulturbestrebungen der

chinesischen Mission, nach dem Vorbild der von Lavigerie gestifteten „Oeuvre des Ecoles d'Orient".

Schließlich wurden die katholischen Preß- und Literaturunternehmungen einer eingehenden Beratung unterzogen. Schulbücher (besonders Geschichte, Recht, Philosophie, Nationalökonomie usw.), apologetische Werke und Broschüren, Bibel- und andere Übersetzungen, Zeitschriften und Zeitungen, für die Missionare ein Jahrbuch und eine Zusammenstellung der zu schriftstellerischer Tätigkeit anregenden Tagesereignisse sollten in viel größerer Zahl veröffentlicht und ihre Veröffentlichung ermutigt werden. Zur planmäßigen und systematischen Durchführung dieses Programms erschien eine literarische Organisation und eine Sammlung schriftstellerischer Missionskräfte im Anschluß an die bedeutenderen Missionsdruckereien erwünscht. Die materiellen Unterlagen seien ähnlich zu finden wie diejenigen für die Schulen.

Zum Schlusse wiederholte ich den schon bei Beginn gemachten Vorschlag, es möchte aus den Konferenzen eine Art von Aktionskomitee erwachsen, damit die Resolutionen auch in die Wirklichkeit übergingen und nicht im Sand verliefen, damit überhaupt die Konferenzarbeiten dauernd fortgesetzt, die Schul- und Preßfragen weiter studiert und vorbereitet würden. Meine Idee wurde wenigstens in der Form angenommen, daß die Versammlung ihren Vorsitzenden und ihren Sekretär bevollmächtigte, in ihrem Namen die ganze Sache auch fernerhin zu betreiben. Aufs angelegentlichste wurde die Schul- und Preßfrage als Erwägungsgegenstand der in Vorbereitung befindlichen Generalsynode des chinesischen Episkopats anempfohlen. Die Drucklegung des Konferenzprotokolls und seine Versendung an alle chinesischen Bischöfe soll in die Wege geleitet werden, aber erst nach Beendigung der übrigen Konferenzen erfolgen, damit dieselben nicht durch die Hongkonger

Beschlüsse in ihren Beratungen voreingenommen und in ihrer Bewegungsfreiheit eingeengt werden.[1])

Mit diesen reichen Ergebnissen ausgerüstet, ziehe ich nach dem Norden zur Vorbereitung der beiden anderen Konferenzen, in der zuversichtlichen Erwartung, daß auch sie gelingen werden. Diejenige für Zentralchina in Hankau am 2. Februar ist bereits gesichert. Für die Nordkonferenz gilt es noch einige Mißverständnisse und Komplikationen aus dem Wege zu räumen; in dieser Absicht fahre ich von hier zu Mgr. Jarlin von Peking und den übrigen apostolischen Vikaren der Tschiliprovinz. Wenn Sie meine Zeilen lesen, werden mit Gottes Gnade wohl beide Konferenzen bereits stattgefunden und ähnliche Resultate gezeitigt haben wie die von Hongkong. Damit wird ein Same gelegt sein, der schon in der nächsten Zukunft hoffnungsfroh aufgehen und hundertfältige Frucht bringen kann. Damit aber dies geschehe, bedarf es vor allem der verständnisvollen, opferfreudigen, großzügigen Mitarbeit des katholischen Europa.

Von den gottbestellten Missionsorganen als Herold dieser Postulate betraut, richte ich schon von hier aus mein erstes Wort an die katholischen Akademiker Deutschlands und Österreichs, nicht nur an diejenigen, welche sich bereits unter dem flatternden Missionspanier zu akademischen Missionsvereinen zusammengeschlossen haben, sondern auch an jene, die noch abseits von unserer großen Bewegung stehen, weil sie die Wichtigkeit und Dringlichkeit der akademischen Missionsbedürfnisse und Missionsaufgaben, insbesondere hier in Ostasien, nicht kennen und darum auch nicht zu schätzen wissen.

[1]) Inzwischen sind die zwei ferneren Konferenzen, für das Zentrum in Hankau 2. bis 5. Februar, für den Norden in Tsinanfu 16. bis 19. Februar gehalten und auch das Missionsschulkomitee für ganz China auf der Schlußkonferenz der Präsidenten und Sekretäre in Schanghai am 17. März gebildet worden; auch die Bischöfe der beiden deutschen Missionen (Henninghaus von Süd- und Giese von Nord-Schantung) gehören dazu.

Kommilitonen und Kommilitoninnen! An Sie wendet sich in erster Linie der Notschrei Chinas. Flehend strecken die 48 chinesischen Oberhirten ihre Hände zu Ihnen herüber und erwarten von Ihnen die Rettung des Vierhundertmillionenreiches aus den Finsternissen heidnischen Irrwahns. In Ihre Hände ist das religiöse Schicksal dieses ungeheueren Landes und Volkes gelegt; auf Sie harrt es in diesem über Jahrhunderte entscheidenden Augenblick; von Ihnen hängt das zeitliche und ewige Los, die intellektuelle, moralische und religiöse Befreiung zahlloser Millionen von Seelen ab! Denn in dieser Generation noch muß die Entscheidung fallen: haben Sie durch Vermittlung christlicher Kultur und Bildung China aus seinem jahrtausendalten Schlaf erweckt, so verdankt es Ihrer unsterblichen Tat seine Christianisierung auf unabsehbare Zeit hinaus; lassen Sie aber träge und gleichgültig diesen bischöflichen Hilferuf an Ihrem Ohr verhallen und unbeachtet vorübergehen, so lastet auf Ihnen die unerlöste chinesische Volksseele für immer. Und mit dem religiösen verbindet sich auch das nationale Problem: von der Beteiligung des deutschen Elements am europäischen Wettbewerb um China wird es abhängig sein, ob in diesem Geistesringen deutsches Wesen und deutsches Wissen über das englisch-amerikanische triumphiert oder ihm unterliegt. Wähnen Sie ja nicht, daß diese Alternativen Sie persönlich nicht berühren: wenn China einmal wirklich modernisiert und unserer Kultur assimiliert ist, dann wird es zu einer gigantischen Macht emporsteigen und das kleine Japan weit überflügeln, das jetzt schon im Einfluß und Handel ein so gefährlicher Rivale der westlichen Großmächte geworden ist; und wer weiß, ob dann nicht eine neue Völkerdämmerung anbricht, in der die weiße Rasse vor der gelben sich beugen muß? Wohl uns, wenn dann China im christlichen Geist so fest verankert ist, daß es zur Quelle des Segens für die Menschheit werden kann; wehe uns, wenn es statt dessen

durch unsere Schuld der Welt zum Fluche und Verderben wird! Noch ist es Zeit, noch ist die günstige Stunde nicht vorüber, noch steht das Reich der Mitte am Herkulesweg, noch sehnt es sich nach unserer Hilfe (insofern ist die neuerdings eingetretene Reaktion und Verlangsamung noch ein relatives Glück für unsere katholische Sache); aber bald wird der Tag kommen, wo es sich gegen uns abschließt und von der europäischen Vormundschaft auch im Wissen und Können emanzipiert. Wo ist ein deutscher katholischer Student, der sich dieser schweren Verantwortung entziehen und an dieser doppelten Verpflichtung vorbeidrücken könnte, der nicht aufs vitalste an den genannten Fragen interessiert wäre und nicht gestehen müßte: Auch ich habe da eine Charge, über deren Bekleidung ich vor Gott und Menschen Rechenschaft ablegen soll?

Wie Sie an dem großen Werke mitarbeiten können, haben Ihnen bereits meine obigen Zeilen angedeutet. Errichtung von mittleren und hohen Schulen, Gründung eines Missionslehrordens, Eintritt in den katholischen Lehrkörper teils an Missions- teils an Regierungsschulen, Vertretung der deutschen Sprache an den Lehranstalten, Niederlassung als Arzt in Verbindung mit der Mission, Heranbildung chinesischer Studenten zu künftigen Dozenten an deutschen Universitäten, katholische Organisationen unter den Studierenden in China, Aufbringung der nötigen Gelder, Vorbereitung einer internationalen Liga unter den gebildeten Katholiken, literarische Betätigung im Dienste der Mission: welch mannigfaltige Mittel und Probleme, die Ihnen von den chinesischen Vikariatskonferenzen aufgegeben werden, die gerade Ihnen besonders angepaßt sind und zu allererst obliegen. Nun sage keiner mehr, er wisse nicht, was er als Student praktisch für die Mission und für Ostasien tun könne! So überreich und verlockend sind all diese Aufgaben, daß man fürwahr kaum weiß, wo man zuerst zugreifen soll.

Kriegsnachtrag.

Wie aus meinem Vorwort ersichtlich, war es zunächst, als dieses bereits fertiggestellte und vor seinem Erscheinen stehende Buch vom plötzlich ausgebrochenen Weltkrieg überrascht wurde, meine Absicht, trotzdem die Publikation zu wagen. Aber das Interesse war damals, in den ersten Kriegsmonaten, so ausschließlich den direkten Kriegsereignissen und Kriegsproblemen zugewandt, daß nach längerer Überlegung eine sofortige Publikation nicht geraten erschien. Nachdem nun indes auch andere Fragen wieder stärker vor den Gesichtskreis des deutschen Volkes getreten sind, habe ich im Verein mit dem Verlag mich doch zur Herausgabe noch während des Krieges entschlossen, ermutigt und angeregt durch das Beispiel des Erzabtes Norbert Weber, der seine Reiseerinnerungen aus Korea, die freilich viel größere schriftstellerische Gewandtheit bekunden, aber auch einen ganz andern Zweck verfolgen, nach längerem Aufschub ebenfalls der Öffentlichkeit übergeben hat. Eine Verwertbarmachung meiner Beobachtungen für weitere Kreise ist schon deshalb in diesem Augenblick motiviert genug, weil sie die ostasiatischen Verhältnisse, die uns sonst bei der gegenwärtigen Abgeschnittenheit entrückt sind, in ihrem Stand unmittelbar vor dem Kriege wiedergeben, weil auf der anderen Seite diese Verhältnisse in den innigsten Beziehungen mit den Kriegsfragen stehen, ja gerade durch den Krieg in mehr als einer Hinsicht eine neue Beleuchtung und erhöhte Bedeutung gewonnen haben. Eben darum aber und zur Anpassung an die neugeschaffene Lage dürfte es nützlich, wenn nicht notwendig sein, in einem kurzen Anhang den jetzigen Stand der in meinen Reiseberichten zur Darstellung gelangten Verhältnisse unter den Einwirkungen des Weltkriegs zu schildern.

Die drückende Gewitterluft und nationale Spannung, die zu dieser ungeheuern Entladung geführt hat, trat mir selbst auf meiner Reise oft genug entgegen, sie kommt daher in meinen wesentlich unverändert gebliebenen Berichten wenigstens verschleiert mehr als einmal zum Ausdruck.

Wegen seiner Weltstellung vorab, wegen seiner steigenden Erfolge im Weltwettbewerb, nicht zuletzt im ostasiatischen, ist ja gegen Deutschland von seinem unversöhnlichsten Gegner Albion dieses Massenringen aufgeboten und die ganze Menschheit aufgehetzt worden; nirgends kam mir darum deutlicher und lebendiger zum Bewußtsein, was alles in einem Weltkrieg auf dem Spiele steht, aber auch welche Unsumme von Haß und Neid britische Tücke unter allen Rassen und Völkern gegen uns aufgehäuft hat, als auf meiner Studienreise im fernen Osten. Auch auf die Missionskreise hat sich leider der dadurch gesäte Argwohn und Zwiespalt übertragen, wie ich es am eigenen Leibe erfahren mußte.

So sehr ich auf der einen Seite auch bei nichtdeutschen, speziell französischen Missionaren das weitherzigste Entgegenkommen fand, so stark sah ich in Einzelfällen eben durch die politischen Gegensätze und Einflüsse meine Schritte gelähmt und meine Beziehungen getrübt. Am flagrantesten trat dies im Vorgehen der französischen Diplomatie gegen die in China von mir organisierten Missionsschulkonferenzen hervor. Der apostolische Vikar der französischen Jesuitenmission Kiangnan, der einzige chinesische Missionsbischof, der sich positiv gegen das Projekt aussprach, begnügte sich nicht, von den Konferenzen fernzubleiben — was sein gutes Recht war —, er machte auch den französischen Generalkonsul von Schanghai (einen Juden!) darauf aufmerksam und veranlaßte ihn, seinerseits den Botschafter in Peking zu alarmieren. Die Folge war, daß dieser auf Grund des angeblich durch meine Bestrebungen bedrohten Missionsprotektorats (Wien, der Gründungsort der

Missionsschulkommission, sei der Sitz des Dreibunds, der „deutsche Priester" ein politischer Emissar des deutschen Kaisers, dessen Jubiläumsspende er zur Gründung deutscher Schulen in China verwenden müsse!) die Abhaltung der Nordkonferenz in Peking wie in Tientsin untersagte, ja den bereits unterwegs nach der Zentrumskonferenz in Hankau befindlichen Bischöfen bezw. Delegierten französischer Lazaristenmissionen unter Bedrohung mit Unterdrückung des Mutterhauses in Paris die Teilnahme verbot. Dieser brutale Übergriff in eine rein interne Missionsangelegenheit konnte zwar das Gelingen der Konferenzen und ihren Besuch auch durch französische Missionen nicht hindern, rief sogar einen energischen Protest auf der Hankauer Versammlung hervor: aber die bald darauf einsetzende Hetze in der französischen Presse und die Machenschaften der Konferenzgegner in Rom entfesselten solche Widerstände, daß am Vorabend des Krieges das ganze Unternehmen in Verwirrung gebracht und in Frage gestellt war, wenigstens nach der internationalen Seite hin, die ich als Mandatar der Konferenzen und ihres Komitees vor allem im Auge haben mußte. Insofern bedeutete der Kriegsausbruch für mich geradezu eine Erlösung aus dem Dilemma, in das die nachträgliche Komplikation mich versetzt hatte.

Zur Schilderung der Kriegsfolgen für die Missions- und Kulturbestrebungen wird es nötig sein, unter diesem Gesichtswinkel der Reihe nach die einzelnen Länder vorzuführen, die ich im Winter 1913/14 besucht und bereist habe.

Während der nähere Orient im Kriege auf unserer Seite steht und infolgedessen der britische Weltschlüssel am Suezkanal, durch den auch mein Weg nach dem Osten führte, dauernd bedroht bleibt, ist uns Britisch-Indien, mein erstes Reiseziel, während der ganzen Kriegszeit verschlossen. Damit nicht zufrieden, übten die Engländer ihre Wut an den wehrlosen und unschuldigen, bisher nur für das Wohl des

Landes und Volkes tätigen deutschen Glaubensboten aus, die zunächst in Gefangenenlagern interniert, dann aus Indien deportiert wurden. So wurden die deutschen Patres der Oblatenmission von Ceylon, deren segensreiches Wirken ich zu bewundern reichliche Gelegenheit hatte, Ende 1914 nach dem Konzentrationslager von Deyatalawa im Innern der Insel und Sommer 1915 nach dem von Trialbay in Australien gebracht, während die deutschen Jesuiten, Salvatorianer, Kapuziner usw. vom Festland nach dem Lager von Ahmednagar transportiert worden und kürzlich nach längerer Festhaltung in England in ihre Heimat zurückgekehrt sind, indem sie ihre Missionen, Gemeinden und Schulen größtenteils verwaist zurücklassen mußten. Die französischen Missionen Indiens, durch die Einberufung der Missionare unter die Fahnen ihrer Kräfte und durch das Ausbleiben der heimatlichen Almosen ihrer Mittel beraubt, sahen sich zur Einstellung oder Einschränkung vieler Werke gezwungen: so mußten die Jesuiten von Trichinopoli eine Reihe von Waisenhäusern, die Millhiller von Madras außerdem ihre Katechistenschule schließen, dazu viele Kinder und Gehilfen entlassen; ja dem betagten Erzbischof von Pondicherry blieb nichts anderes übrig, als zur Ersetzung eines seiner eingezogenen Priester selbst die Leitung einer Station zu übernehmen. Durch all dies ist die so wertvolle und unentbehrliche Missions- und Kulturarbeit der christlichen Glaubenspioniere stark gelähmt und erschüttert, jedenfalls für uns die Notwendigkeit gegeben, unsere Konzentrationskraft von dieser britischen Kolonie zurückzuziehen, selbst wenn sie nicht für immer ein den Deutschen verschlossenes Land sein sollte, wie die englischen Hetzblätter verkünden.

Schwere Krisen hat auch China und damit die chinesische Mission während und zum Teil infolge des Krieges durchgemacht, zunächst die japanischen Übergriffe, dann die innerpolitischen Wirren. Die Japaner überfielen bald nach

Kriegsbeginn unseres schönes Tsingtau und eroberten es am 9. November nach heldenmütigem monatelangem Widerstand der Besatzungstruppen, nicht ohne die katholische Mission daselbst schwer zu schädigen und in ihrer Wirksamkeit zu unterbinden, ja selbst die Missionen im Innern Schantungs durch die Besetzung von Tsinanfu und der Schantungbahn in starke Mitleidenschaft zu ziehen; im vergangenen Jahr verlangten sie von China u. a. freie Ausübung buddhistischer Propaganda, ein deutlicher Beweis, wie sie systematisch als Vormacht des Heidentums auftreten und den christlichen Missionen entgegenwirken wollten. Das offizielle China verhielt sich Deutschland wie dem Christentum gegenüber im allgemeinen neutral und wohlwollend. Präsident Juanschikai erließ Schutzdekrete zu Gunsten der Missionare und empfing Bischof Jarlin von Peking als päpstlichen Abgesandten bei Überreichung des Handschreibens anläßlich der Thronbesteigung aufs ehrenvollste; auf der andern Seite aber brachte er wieder feierlich das Konfuzius- und das Himmelsopfer dar und setzte christliche Beamte ab, weil sie an heidnischen Gebräuchen teilzunehmen sich weigerten, während er in den Vorschriften über die Truppenbeeidigung auf das Bekenntnis der christlichen Soldaten Rücksicht nahm. Endlich im letzten Winter glaubte er es wagen zu dürfen, den schon längst begehrten Kaisertitel anzunehmen und sogar den katholischen Bischöfen die Abhaltung eines Hochamts aus diesem Anlaß nahezulegen, doch zwang ihn die vom Süden her immer weiter sich ausdehnende Revolutionsbewegung, einzulenken und seine neue Würde niederzulegen, bald darauf schied er plötzlich aus dem Leben. Wie bei den früheren Revolutionen suchten auch jetzt beide Parteien mit den christlichen Missionaren sich auf guten Fuß zu stellen, so daß sie abgesehen von einzelnen Überfällen und Beraubungen (in Kanton) unbehelligt blieben. Im Unterschied zur Aristokratie, die ihnen immer noch mißtrauisch gegenüber-

steht, bleibt ihnen das gewöhnliche Volk, auch das nichtchristliche, durchweg sehr gewogen, ja strömt ihnen zu ehrerbietiger Begrüßung entgegen, wenn sie sich nähern oder eine Ortschaft betreten. So konnte auch das Bekehrungswerk selbst mitten im Kriege erfreulich fortschreiten, ja den Zuwachs früherer Jahre erheblich überschreiten: 1914 wuchs die Christenzahl auf 1 622 856, 1915 auf 1 788 383, die der Katechumenen auf 281 987 bezw. 424 586, die der Jahrestaufen auf 93 753 bezw. 102 028, überstieg also im verflossenen Jahr das erste Hunderttausend, wobei freilich der Löwenanteil wiederum dank der eigenartigen Missionsmethode auf das Pekinger Lazaristenvikariat entfiel (36 407). Andererseits waren auch hier nicht wenige Missionen, so die belgischen in der Mongolei, infolge des Versiegens ihrer Finanzquellen zur Schließung von Schulen und Katechumenaten genötigt, die französischen überdies durch die Mobilisation heimgesucht, die ihnen zwei- bis dreihundert ihrer brauchbarsten Arbeiter entzog. Aber ihre Missionswerke konnten sie meistenteils aufrechterhalten und vielfach noch entfalten, wie wir z. B. von den Brüderschulen, der Missionszentrale von Setschuen in Tschunking, den italienischen Missionen im Zentrum und der Jesuitenmission von Kiangnan erfahren. Ebenso und teilweise noch besser entwickelten sich nach Überwindung der ersten Krisen die deutschen Missionen: die Steyler in Südschantung hatten zwar im ersten Kriegsjahr eine Abnahme ihrer Katechumenen-, Taufen-, Gehilfen- und Schülerziffer zu verzeichnen, aber konnten doch neue Gemeinden gründen und sich besonders in den Schulen wieder erholen; auch den Franziskanern in Nordschantung war es möglich, außer mehreren Gemeinden ein Lehrerseminar zu eröffnen und ihre anfangs zumeist geschlossenen Volksschulen und Katechumenate wiederaufzurichten; ähnlich entwickelten die deutschen Dominikaner in Fukien ihre Schulen und Waisenhäuser. Auf mis-

sionskulturellem Gebiet sind als Neugründungen die große Tageszeitung des Lazaristen Lebbe in Tientsin und das Schulorgan der Jesuiten in Schanghai „L'Ecole en Chine" zu registrieren, das eine Zentralisierung der chinesischen Missionsschulbestrebungen im französisch-jesuitischen Sinne anstrebt, während das von den Missionsschulkonferenzen für die Schul- und Preßunternehmungen eingesetzte Komitee eingeschlafen und zur Ohnmacht verurteilt zu sein scheint. Hier vor allem gilt es auf neuer Grundlage nach dem Kriege weiterzubauen und die abgerissenen Fäden wiederanzuknüpfen; aber auch in der eigentlichen Evangelisation werden die Reihen gestärkt und die Lücken ergänzt werden müssen, namentlich von Deutschland aus, was allerdings erst eintreten kann, wenn einmal der Bann gebrochen ist, den ein unseliges Monopol und Protektorat über die chinesische Mission verhängt hat. Die allgemeine Sympathie und Hochachtung, der sich der deutsche Name im Reich der Mitte erfreut, berechtigt uns zur zuversichtlichen Hoffnung, daß dann deutsche Missions- und Kulturarbeit besonders willkommen und erfolgreich sein wird — vorausgesetzt daß China inzwischen nicht ganz im Rachen Japans verschwindet!

Im Unterschied zu China ist Japan trotz der unbezahlbaren Wohltaten Deutschlands in den Krieg gegen uns gezogen und hat das von deutscher Hand ihm geschmiedete Schwert gegen seinen eigenen Lehrmeister gerichtet, eine Handlungsweise, die bei der pietätlosen, hochmütigen, selbstsüchtigen Gesinnung der gelben Japs keinen Kenner wundern dürfte. Nach dem frechen Ultimatum vom 15. August, auf das Deutschland die einzig richtige Antwort würdevollen Schweigens gab, stürzten sie sich über unsere Chinakolonie, deren Besatzung sie gefangen heimführten. „Buschido", heißt es mit Recht im „Ostasiatischen Lloyd", „der Geist japanischer Ritterlichkeit, ist tot, Japans Ehre, Stolz und Ruhm zugleich mit der deutschen

Kultur unter den Trümmern von Tsingtau begraben." Aber in beschämendem Gegensatz zum Vorgehen Englands in Indien hat Japan die deutschen Missionare in seinem Lande nicht nur ungestört an der Arbeit gelassen, sondern auch seines nachdrücklichen Schutzes versichert. Ja ungeachtet des Krieges durften die Jesuiten in Tokio ihre Lehranstalt erweitern und zu Ende bauen, die Steyler in Njigata drei neue Stationen nebst einer Zeitschrift gründen, die Franziskaner in Sapporo ihre neugegründete Präfektur entfalten; doch müssen sie sich Zurückhaltung auferlegen bei dem großen Nationalstolz und allgemeinen Mißtrauen, das wie ein kalter Reif auf den deutschen Missionen lastet und jede religiöse Bewegung lähmt. Doch selbst die französischen Missionare klagen, daß sie als Fremdlinge zwar geduldet, aber auch gemieden seien, daß der Mangel an Mitteln ihnen Entbehrungen auferlege, die sie niemals gekannt, daß die Mobilisation ihre Arbeit desorganisiert und nur noch die Greise oder Gebrechlichen zurückgelassen habe. Ähnlich ist die Koreamission einerseits durch die Einziehung der Hälfte ihrer Arbeiter aufs schwerste betroffen, andererseits die deutsche Benediktinerabtei von Seoul anständig behandelt worden, wenn sie auch ihre Gewerbeschule einschränken mußte und durch die neue Schulverordnung stark bedroht wird. Die Zahl der katholischen Christen betrug 1915 in Korea 84 869, in Japan 74 132, der Jahreszuwachs dort 2318, hier 1847, ist also immerhin noch befriedigend. Äußerlich genießt auch jetzt noch die katholische Kirche im Reich der aufgehenden Sonne kein geringes Ansehen, wie die Lobreden auf ihre Anstalten bei der nationalen Wohlfahrtskonferenz in Osaka (Juli 1915) und die Ehrenbezeugungen für den zur Gratulation an den Mikado entsandten päpstlichen Delegaten (Februar 1916) beweist. Dies kann uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Japanmission im ganzen ein recht unfruchtbares und undankbares Arbeitsfeld geworden ist,

doppelt undankbar unter dem destruktiven Einfluß des Krieges und für uns Deutsche. Was uns hierin besonders zu denken geben muß, ist die vielsagende Forderung Japans an China zwecks Ausbreitung des Buddhismus.

Sehr betrübend sind nicht minder die Aussichten, wenn wir einen Abstecher über die Philippinen nach der deutschen Südsee machen, meinem äußersten Reiseziel von 1913. Auf den philippinischen Inseln treffen wir die Missionare, speziell die deutschen (Steyler), in Not und Bedrängnis, wenn sie auch neue Schulen ins Leben rufen konnten und eine starke Bewegung der heidnischen Tinguianen zum Christentum melden. Auf den Karolinen finden wir die Kapuziner von Lebensmittelnot bedrängt und von jeder Verbindung abgeschnitten, dazu durch die Erlasse der neuen japanischen Zwingherren völlig in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschnürt und in ihrer Tätigkeit beengt, wenngleich noch nicht vertrieben; ähnlich die Hiltruper auf den Marschallinseln, wo der schwer erkrankte Missionsobere P. Schinke gestorben ist, weil ihn die Japaner nicht fortziehen lassen wollten. Dagegen haben die Engländer das Missionspersonal der Marschallinsel Nauru und den Superior von Neupommern P. Dicks in ein australisches Gefangenenlager transportiert. Im übrigen scheinen sie sowohl die Hiltruper in Neupommern als auch die Steyler in Neuguinea nicht besonders belästigt zu haben. Aber seit den ersten Kriegsmonaten weht die Fahne der fremden Eroberer über diesem ehemals deutschen Kolonialbesitz, und wenn wir auch hoffen dürfen, daß die Entscheidung auf den europäischen Schlachtfeldern ihn zurückgewinnt, so bleibt doch die deutsche Missions- und Kulturarbeit daselbst ernstlich gefährdet. Während die Wesleyaner bei der Okkupation mit dem eindringenden Landesfeind konspirierten, erzählt man vom greisen Bischof Couppé in Vunapope, einem Franzosen, den die Engländer aufforderten, den Aufenthaltsort des Gouverneurs anzugeben,

das schöne Diktum: „Fesseln könnt ihr mich, nie aber werde ich ein Land verraten, dessen Gastfreundschaft ich fünfundzwanzig Jahre hindurch genossen!“

Sonst ist mit dem katholischen auch das protestantische Missionswerk Deutschlands im fernen Osten erschüttert und bedroht. Gleich den katholischen sind die protestantischen Missionare Indiens durch die rohe Gewalttat der Briten ihren Gemeinden entrissen worden, teils als Gefangene in den dortigen Konzentrationslagern, teils durch Ausweisung und Vertreibung, „Repatriation“, wie die englischen Blätter euphemistisch sich ausdrücken, ein Los, das auch die deutschen Missionsleute der englischen Chinakolonie Hongkong getroffen hat. Die Berliner, Basler und Barmer Missionare in Südchina konnten zunächst der ersten Geldnot sich wieder entziehen und ihre Werke in Flor erhalten, aber in neuester Zeit soll sich derselben ein allgemeiner Stillstand bemächtigt haben; auch die Berliner Mission in Tsingtau hat unter dem Drucke des Eroberers schwer zu leiden, während die dortigen liberalen Weimarer Missionare sich freier bewegen dürfen. Ebenso wird ihnen in Japan selbst nichts in den Weg gelegt, so daß sie allenthalben ihre anfänglich eingestellten Stationen wiedereröffnen konnten. Tief bedrückt sind endlich die Liebenzeller auf den Karolinen unter japanischer, die Barmer und Neuendettelsauer in Neuguinea unter englischer Fremdherrschaft, wohingegen die australischen Wesleyaner dort wie in Neupommern große Freude über den Umschwung bekundeten. Um so ungestörter kann nunmehr das weitaus überwiegende englisch-amerikanische Missionselement in Indien, China, Japan und Ozeanien seine Aktion erweitern und die Situation ausnützen, zum Vorteil der angelsächsischen Interessen wie des Protestantismus. Und analog dazu erlaubt die Kriegslage auf profanem, auf politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet den nichtdeutschen Kräften, die deutschen mehr und

mehr zu verdrängen und zu paralysieren. Am schwersten aber drückt auf den Deutschen im Osten, wie der „Ostasiatische Lloyd“ vom 9. Oktober ausführt, die seelische Lähmung und Qual, welche der englische Lügengeist durch die verbrecherische Hypnose der Welt, durch die Herabwürdigung und Erniedrigung alles dessen, was ihr bisher für gut und edel gegolten, durch die rücksichtslose Vernichtung der geistigen Menschheitskultur und der sorgfältig in den Herzen gepflanzten Werte bewirkt hat.

Indes proklamierte schon gleich nach Kriegsausbruch dasselbe Organ in dieser bitter ernsten Schicksalsstunde, in diesem Krieg gegen eine Welt von Gegnern als Wahlspruch das große Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemand in der Welt! Beseelt uns dieser Geist, so brauchen wir an dem schließlichen Erfolg nicht zu zweifeln, sondern dürfen einer großen Zukunft entgegensehen!“ Und das Gleiche gilt in verstärktem Grade für die christlichen Missionsideale, die durch das schwere Ringen zwischen christlichen und nichtchristlichen Völkern nicht blos äußerlich und materiell, sondern auch geistig und moralisch einen so empfindlichen Stoß erlitten haben. Zwar mehren sich in China wie in Indien und Japan die Stimmen, die daran Ärgernis nehmen und daraus auf einen Zusammenbruch des Christentums schließen zu dürfen glauben; aber wir halten es mit jenem „denkenden Chinesen“, der nach dem „Ostasiatischen Lloyd“ vom 21. August seine Hoffnung auf Rettung der europäischen Kultur, auf Niederringung der äußeren wie der inneren Barbaren oder Heiden, der zweierlei Feinde der wahren modernen Kultur (als solche erklärte er einerseits die unzivilisierten Russen, andererseits die überzivilisierten Franzosen und egoistischen Engländer) letztlich auf den Sieg der deutschen Sache setzte. Dies gilt auch in Bezug auf den gefährlichsten Gegner des Deutschtums wie des Christentums in Ostasien, das macht- und beutegierige heid-

nische Japan, durch dessen Hineinziehung in den europäischen Konflikt England geradezu Hochverrat an der christlichen Kultur begangen und ganz Ostasien, ja indirekt Europa selbst der gelben Gefahr ausgeliefert hat: denn obschon dieser Feind im fernsten Osten viel unangreifbarer erscheint als alle anderen, wird unser Waffensieg seine schließliche Rückwirkung auch auf die ostasiatischen Verhältnisse nicht verfehlen können. Wenn einmal Deutschland nicht blos die europäischen Völker von der britischen Tyrannis befreit hat, sondern auch in Ostasien der christlichen Kultur zum Triumph über das heidnische Mongolentum verholfen hat, dann erst wird ein wahrer Weltfriede, gestützt auf Deutschlands starken Arm, den gegenwärtigen Weltkrieg ablösen und seine Segnungen auch über die östliche Menschheit bis zu den Gestaden des Stillen Ozeans ausbreiten.

Als Mittel dazu dienen uns nächst der Durchführung unserer unmittelbaren und mittelbaren Kriegsaufgaben einerseits die moderne Kulturarbeit, an deren Gütern wir auch den fernen Osten und insbesondere das Riesenreich der Mitte teilnehmen lassen wollen, andererseits die Christianisierung dieser östlichen Welt, die noch unter den Fesseln des Heidentums schmachtet, aber davon nur befreit zu werden braucht, um sich allem Schönen und Großen der Gegenwart aufzuschließen. Unter beiden Gesichtspunkten müssen wir vor allem die Missionen und Missionare unterstützen, indem wir ihnen zunächst nach Möglichkeit über die Kriegsprüfung hinaushelfen, namentlich aber nach dem Kriege uns mit aller Macht ihrer annehmen, uns also jetzt schon eifrig darauf vorbereiten. Deshalb gilt es trotz oder eben wegen des Krieges speziell die heimatlichen Grundlagen der Missionstätigkeit zu befestigen, zu vertiefen und auszubauen, sowohl die missionswissenschaftlichen, die in Deutschland auch in der Kriegszeit sich wesentlich unversehrt erhalten haben, als auch die praktischen, insbesondere die

modernen, die nach einiger Erschütterung ebenfalls wiederaufgelebt sind. Mögen sie uns zum Unterpfand und Hebel werden für eine noch glänzendere Kultur- und Missionszukunft auch im fernen Osten! [1])

[1]) Näheres vgl. meine Broschüre über die christliche Weltmission im Weltkrieg und meine Rundschauen in der „Zeitschrift für Missionswissenschaft".

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zur Einführung 3

Erster Teil.

I. (Ausgangspunkt in der Heimat) 5
II. (Überfahrt nach Indien) 15
III. (Die katholische Kirche in Ceylon) 23
IV. (Mission und Christentum in Vorderindien) 31
V. (Hinterindien und Honkong) 42
VI. (Die katholischen Missionen Zentralchinas) 51
VII. (Mission und Kirche in Neupommern) 62
VIII. (Südsee und Philippinen) 72
IX. (Die südchinesischen Missionen) 83
X. (Die Jesuitenmission von Kiangnan) 94
XI. (Die kath. Mission in Peking und Nordchina) 109
XII. (Missionswesen in Schantung) 120
XIII. (Die Koreamission) 146
XIV. (Missionsarbeit in Japans Hauptstadt) 154
XV. (Die Mission im übrigen Japan) 172
XVI. (Schlußfolgerungen für die Heimat) 184

Zweiter Teil.

1. Nach dem fernen Osten 195
2. Auf der Perleninsel 204
3. Aus dem indischen Wunderland 213
4. Von Indien nach dem Herzen Chinas 223
5. Von China nach der deutschen Südsee 234
6. Das Christianisierungswerk in Süd- und Mittelchina . 245
7. Kulturarbeiten d. Ges. Jesu in Schanghai u. Sikawei . 254
8. Allerlei aus Schantung 264
9. Aus Chinas Hauptstadt und Norden 291
10. Im „Land der Morgenstille“ 303
11. Aus dem Reich der aufgehenden Sonne 313
12. Unsere Aufgaben im fernen Osten 331

Anhang: Akademische Probleme auf dem ostasiatischen Missionsfeld 345

Kriegsnachtrag (31. Juli 1916) 363

St. Josephskolleg der Oblaten in Colombo (Ceylon)
(S. 25 u. 211)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zur Einführung 3

Erster Teil.

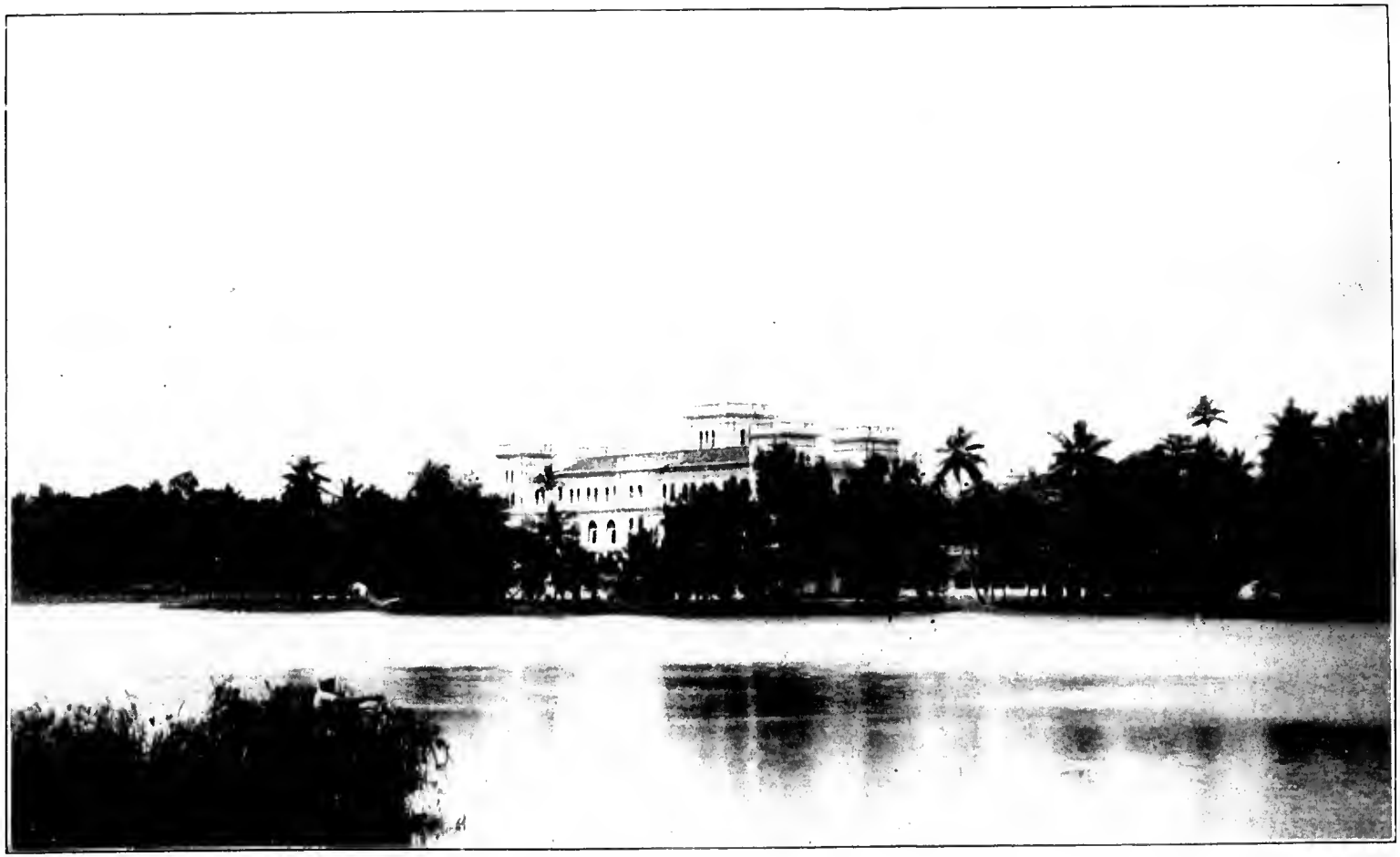
I. (Ausgangspunkt in der Heimat) 5
II. (Überfahrt nach Indien) 15
III. (Die katholische Kirche in Ceylon) 23
IV. (Mission und Christentum in Vorderindien) 31
V. (Hinterindien und Honkong) 42
VI. (Die katholischen Missionen Zentralchinas) 51
VII. (Mission und Kirche in Neupommern) 62
VIII. (Südsee und Philippinen) 72
IX. (Die südchinesischen Missionen) 83
X. (Die Jesuitenmission von Kiangnan) 94
XI. (Die kath. Mission in Peking und Nordchina) 109
XII. (Missionswesen in Schantung) 120
XIII. (Die Koreamission) 146
XIV. (Missionsarbeit in Japans Hauptstadt) 154
XV. (Die Mission im übrigen Japan) 172
XVI. (Schlußfolgerungen für die Heimat) 184

Zweiter Teil.

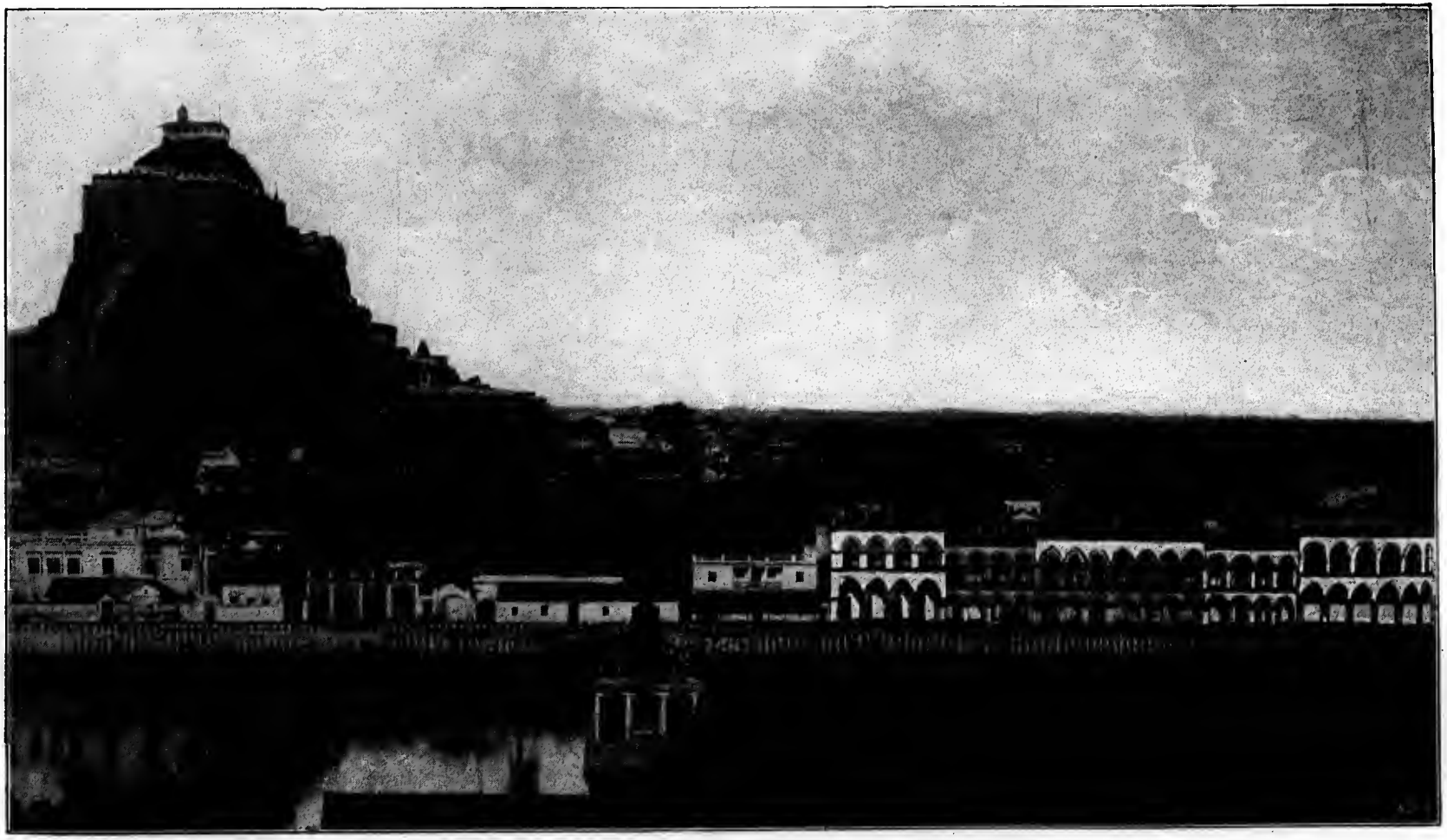
1. Nach dem fernen Osten 195
2. Auf der Perleninsel 204
3. Aus dem indischen Wunderland 213
4. Von Indien nach dem Herzen Chinas 223
5. Von China nach der deutschen Südsee 234
6. Das Christianisierungswerk in Süd- und Mittelchina . 245
7. Kulturarbeiten d. Ges. Jesu in Schanghai u. Sikawei . 254
8. Allerlei aus Schantung 264
9. Aus Chinas Hauptstadt und Norden 291
10. Im „Land der Morgenstille“ 303
11. Aus dem Reich der aufgehenden Sonne 313
12. Unsere Aufgaben im fernen Osten 331

Anhang: Akademische Probleme auf dem ostasiatischen Missionsfeld 345

Kriegsnachtrag (31. Juli 1916) 363

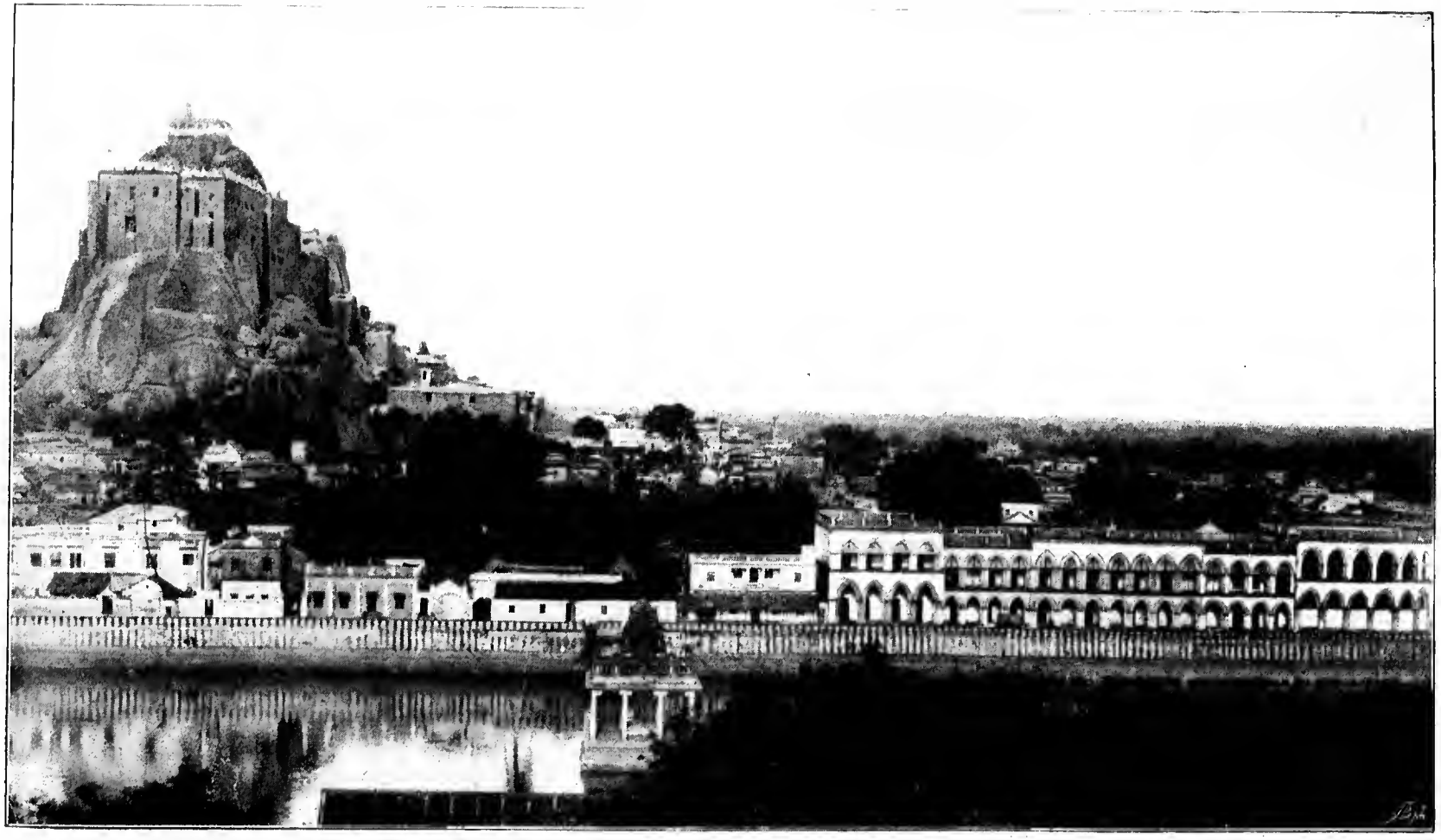


St. Josephskolleg der Oblaten in Colombo (Ceylon)
(S. 25 u. 211)



St. Josephskolleg der Jesuiten in Trichinopoli (Vorderindien)
(S. 35 und 217)

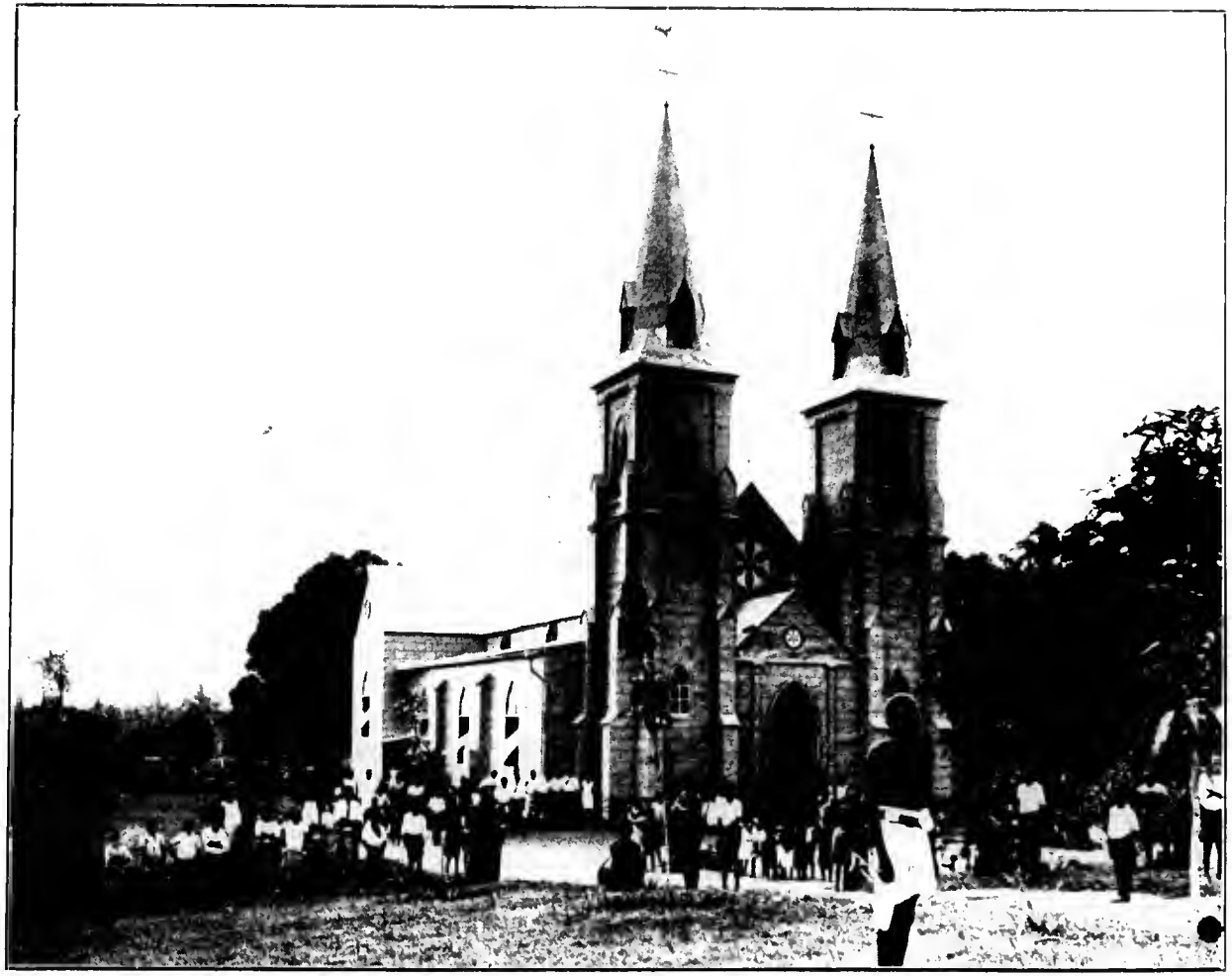
INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



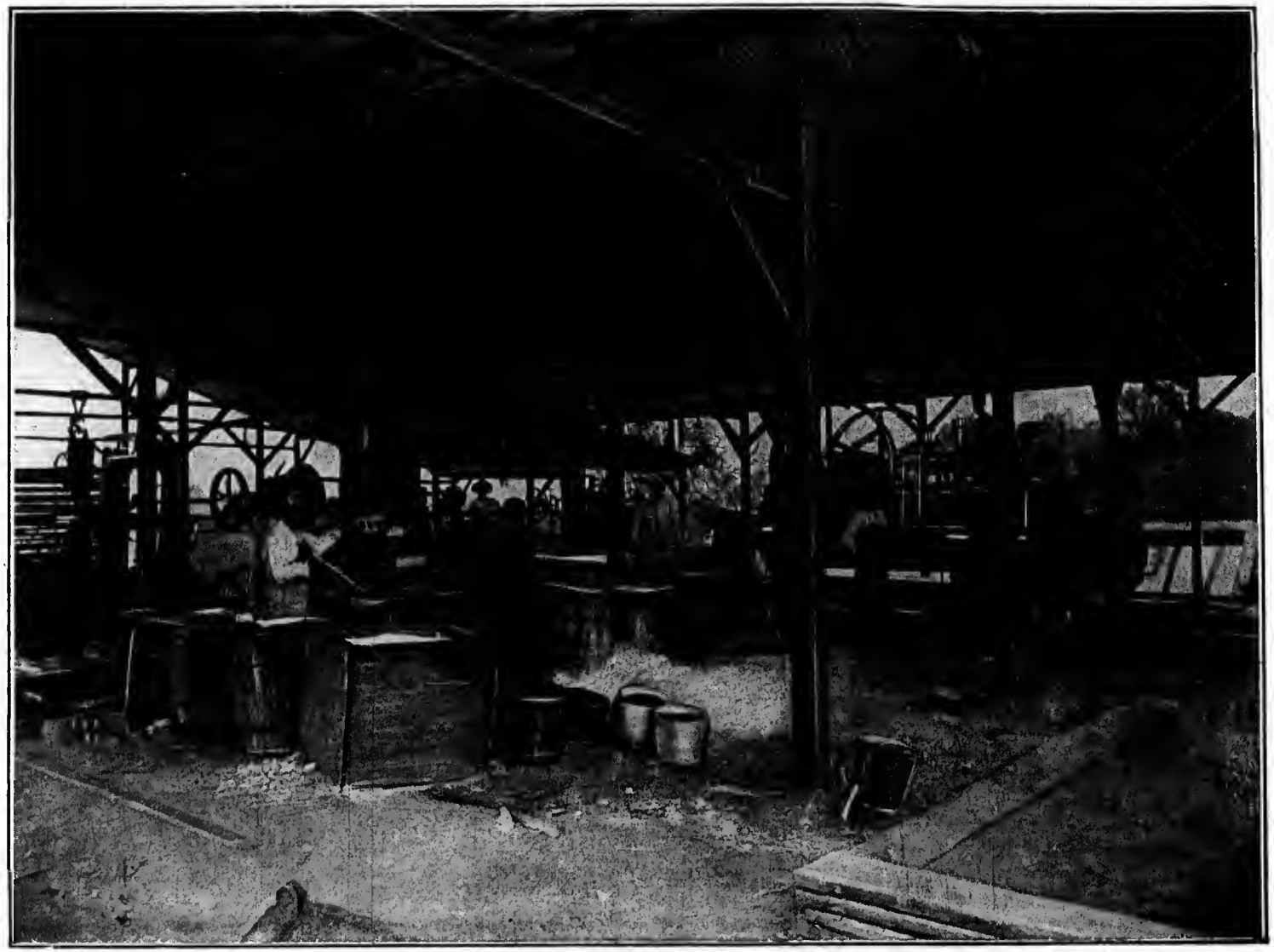
St. Josephskolleg der Jesuiten in Trichinopoli (Vorderindien)
(S. 35 und 217)

Kathedrale von Vunapope (Neupommern)
(S. 63)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



Kathedrale von Vunapope (Neupommern)
(S. 63)



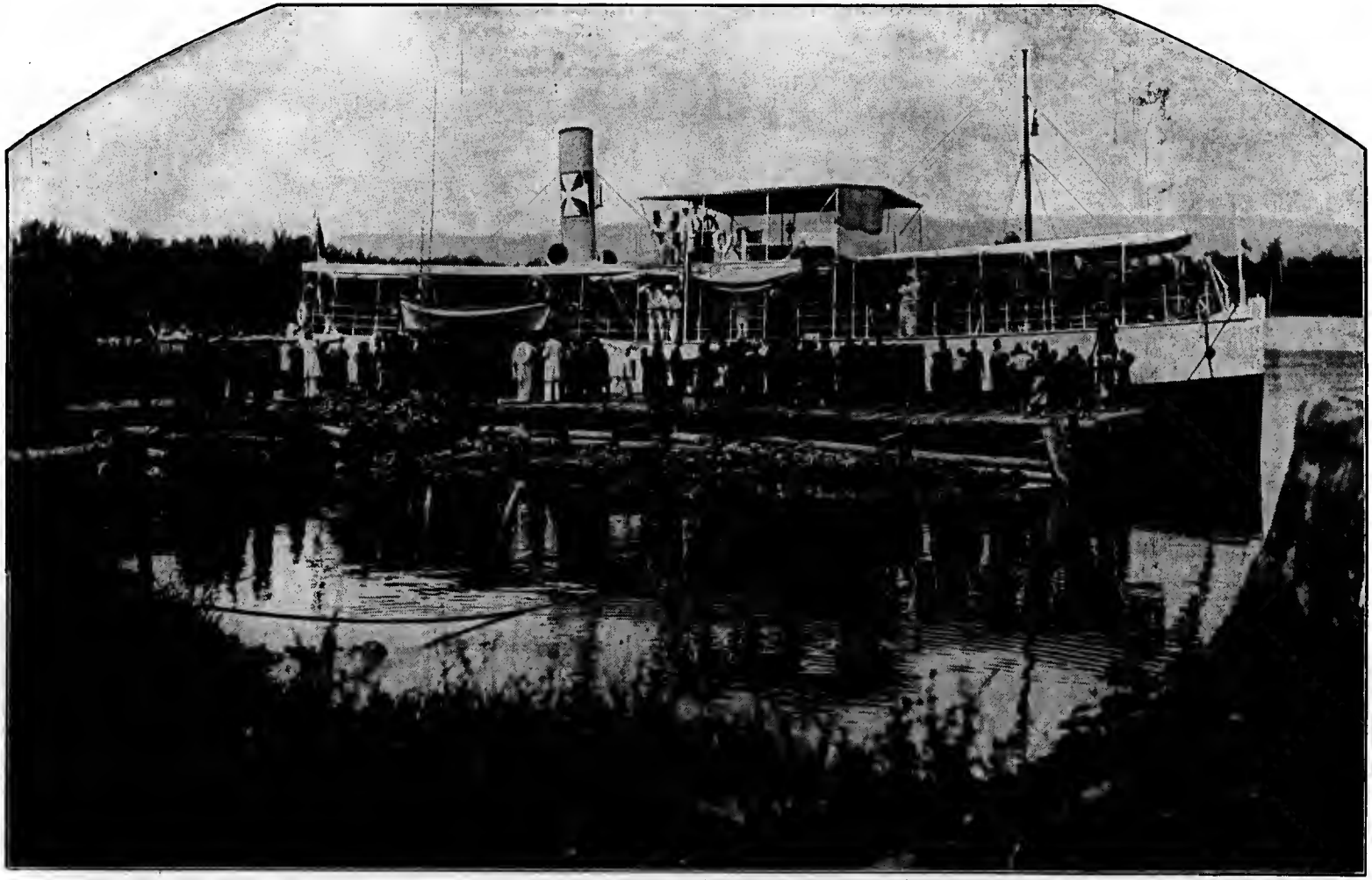
Das Sägewerk in St. Michael (Kaiser-Wilhelmsland)

(S. 75 u. 239)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Das Sägewerk in St. Michael (Kaiser-Wilhelmsland)

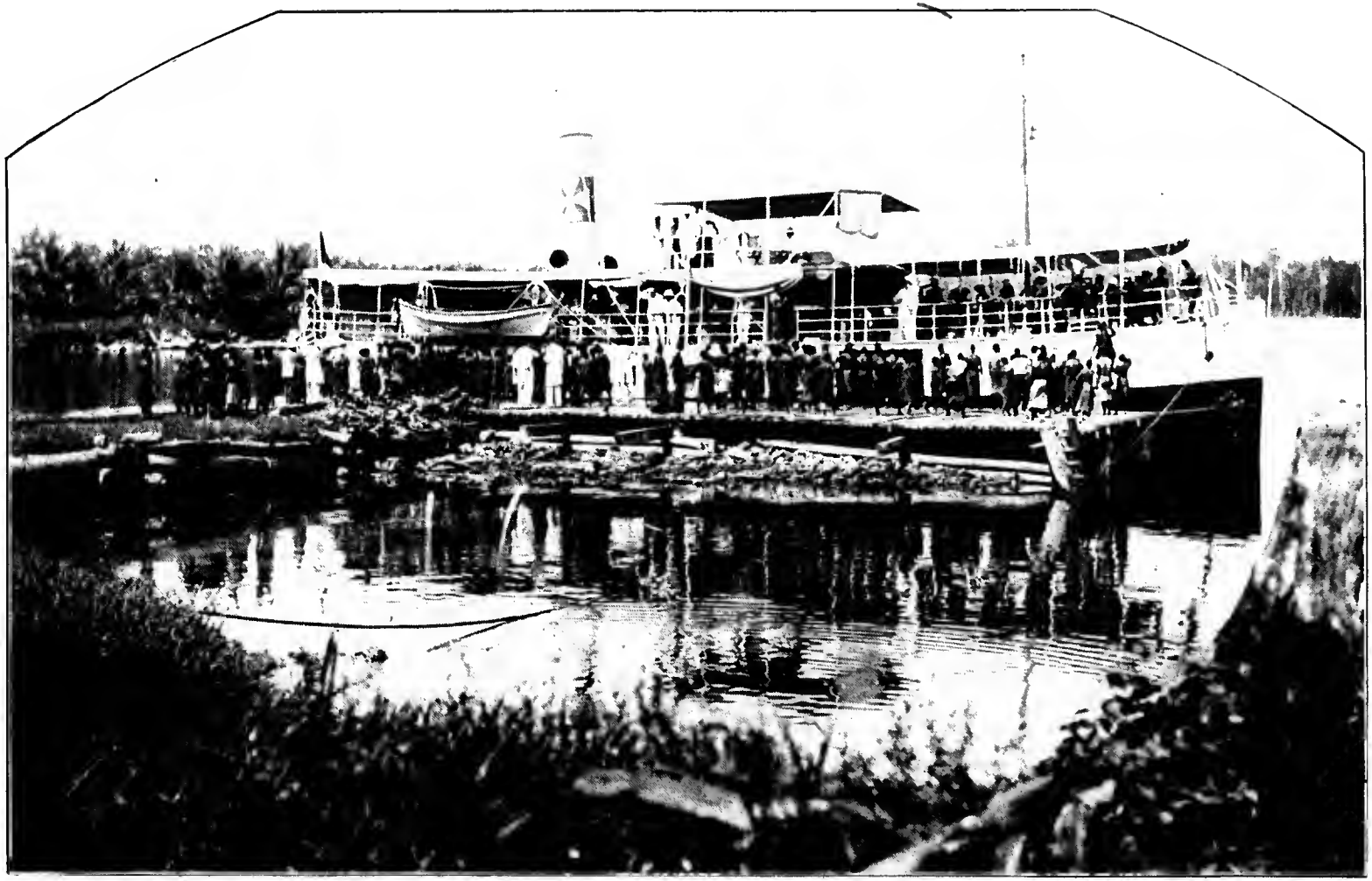
(S. 75 u. 239)



Missionsdampfer „Gabriel“ vor der Abfahrt (Kaiser-Wilhelmsland)

(S. 75 u. 239)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

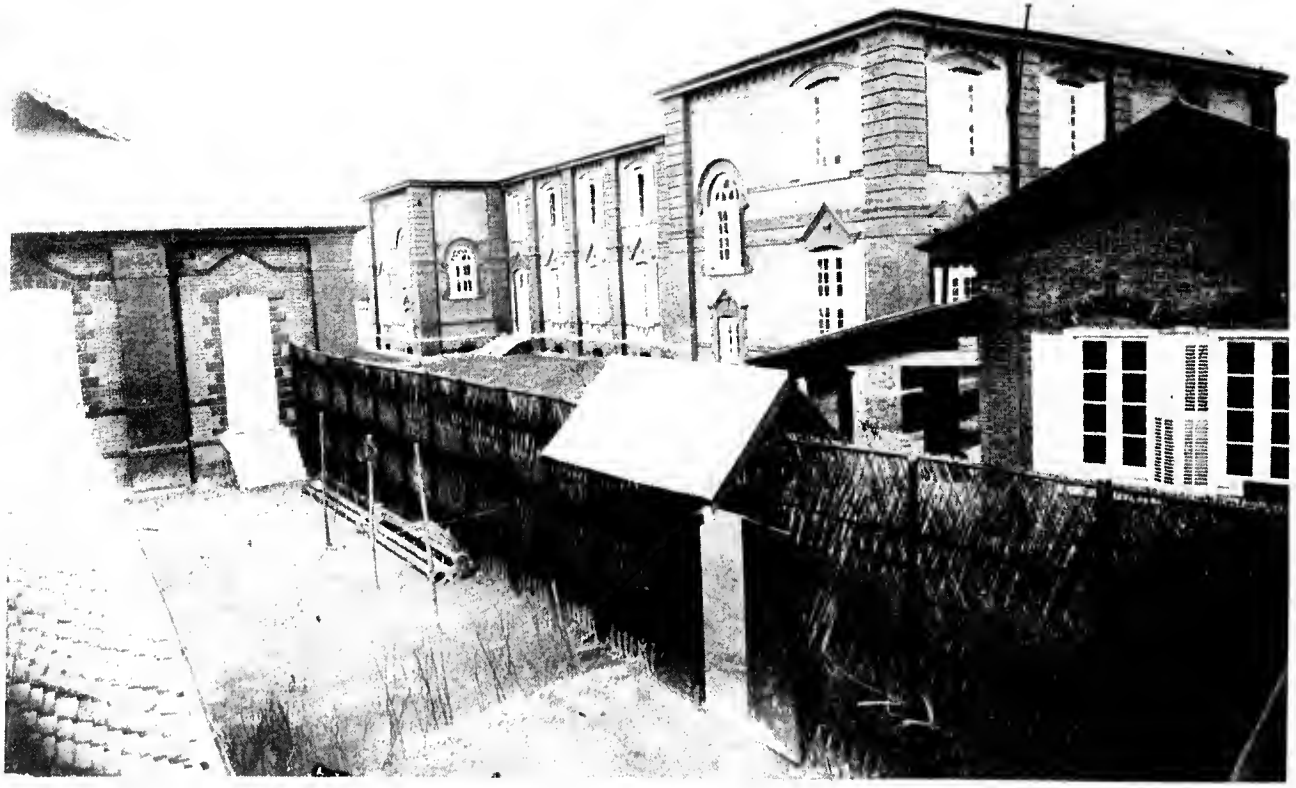


Missionsdampfer „Gabriel" vor der Abfahrt (Kaiser-Wilhelmsland)

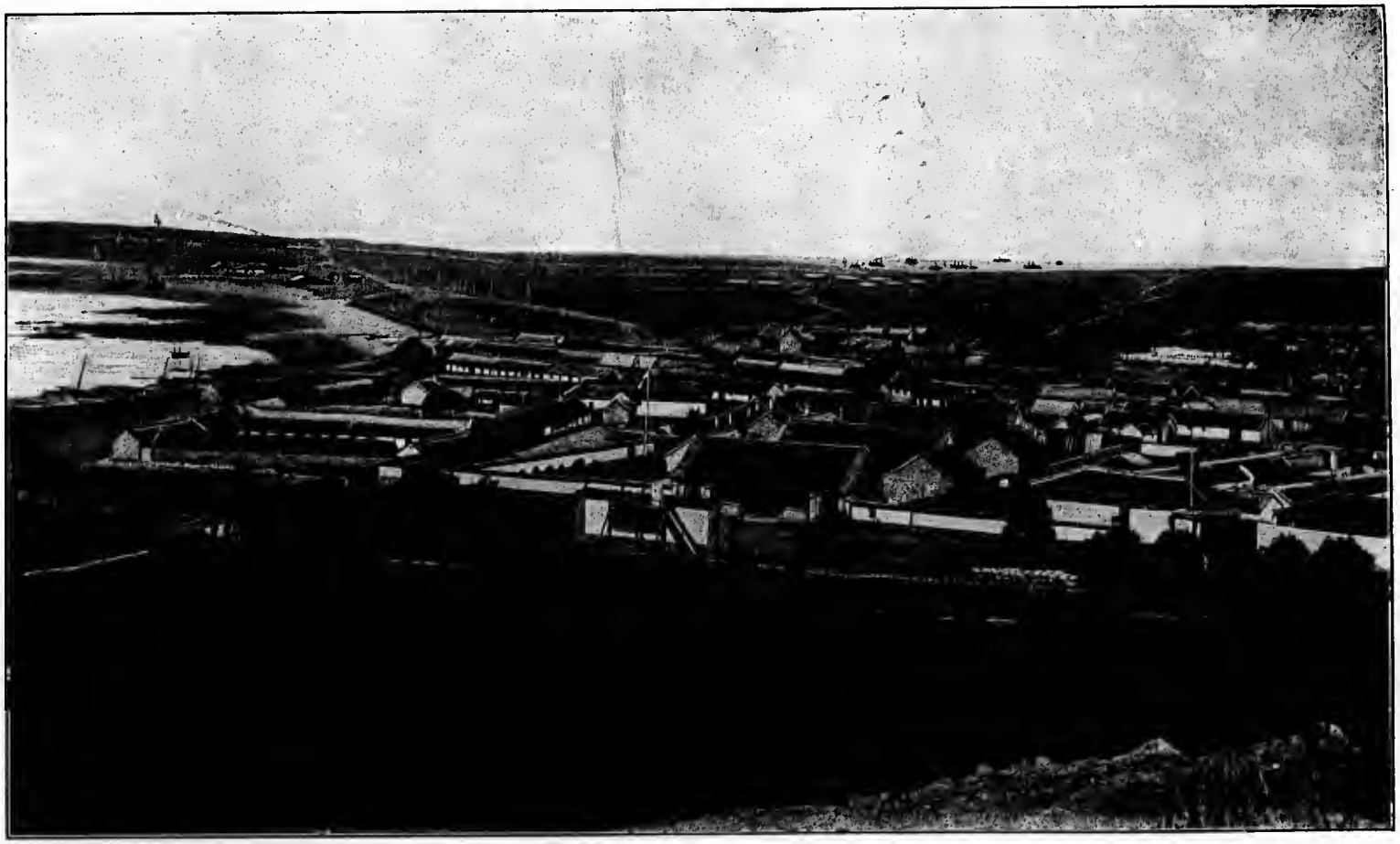
(S. 75 u. 239)

Französische Hochschule der Jesuiten „Aurora“ in Schanghai
(S. 98 u. 261 ff)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

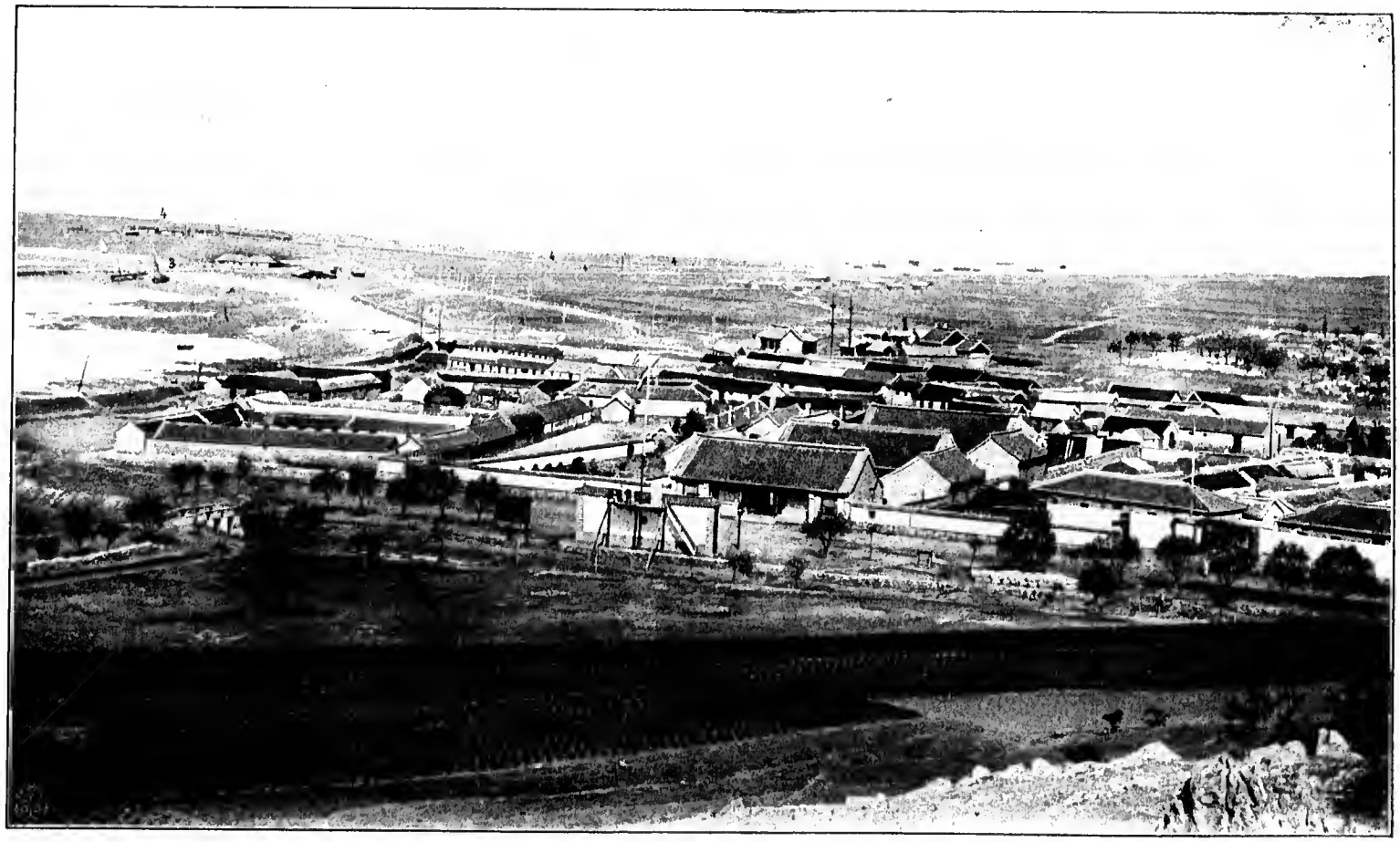


Französische Hochschule der Jesuiten „Aurora“ in Schanghai
(S. 98 u. 261 ff.)



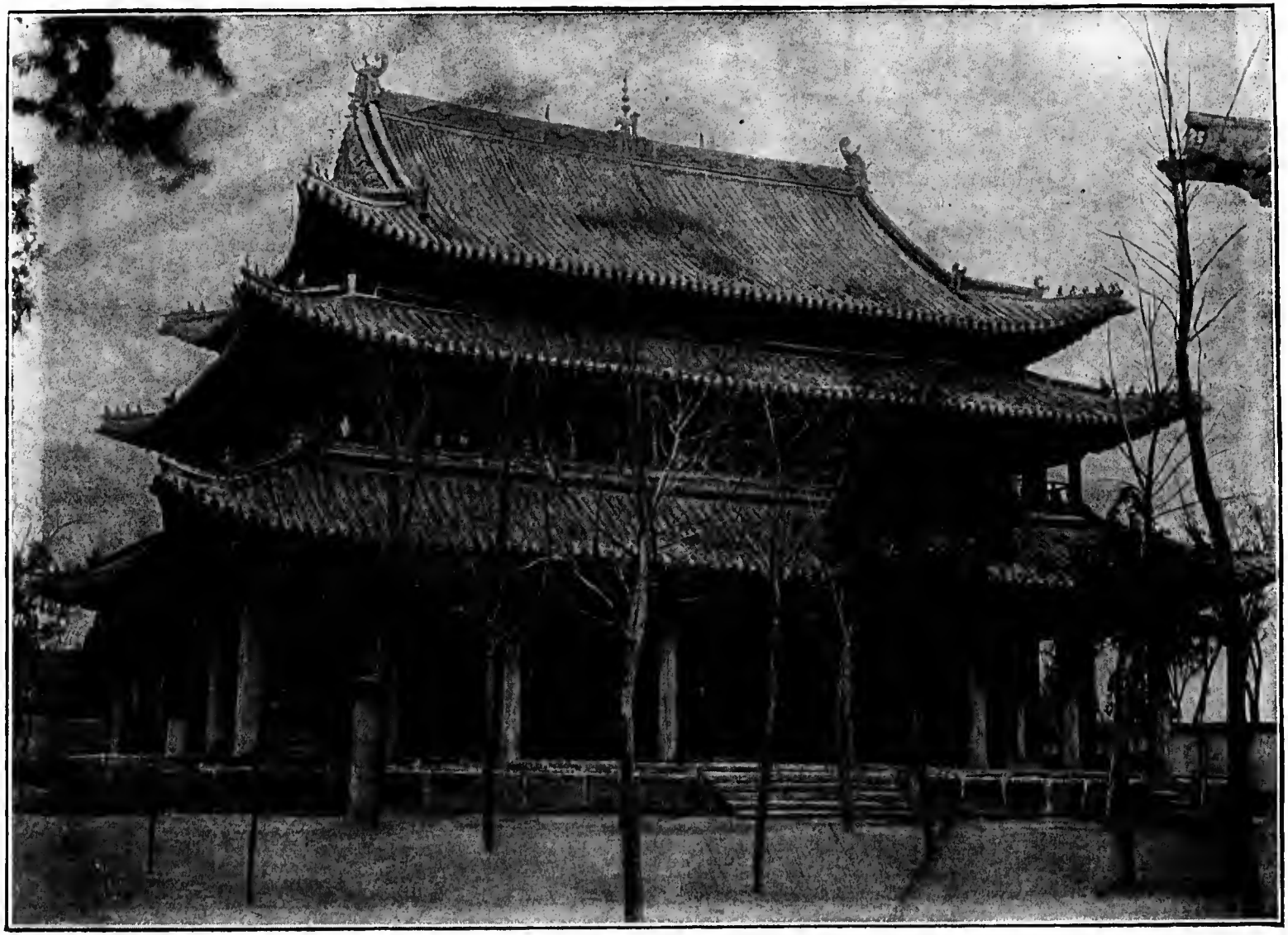
Ansicht von Tsingtau (1900)
(S. 145 u. 290 f)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



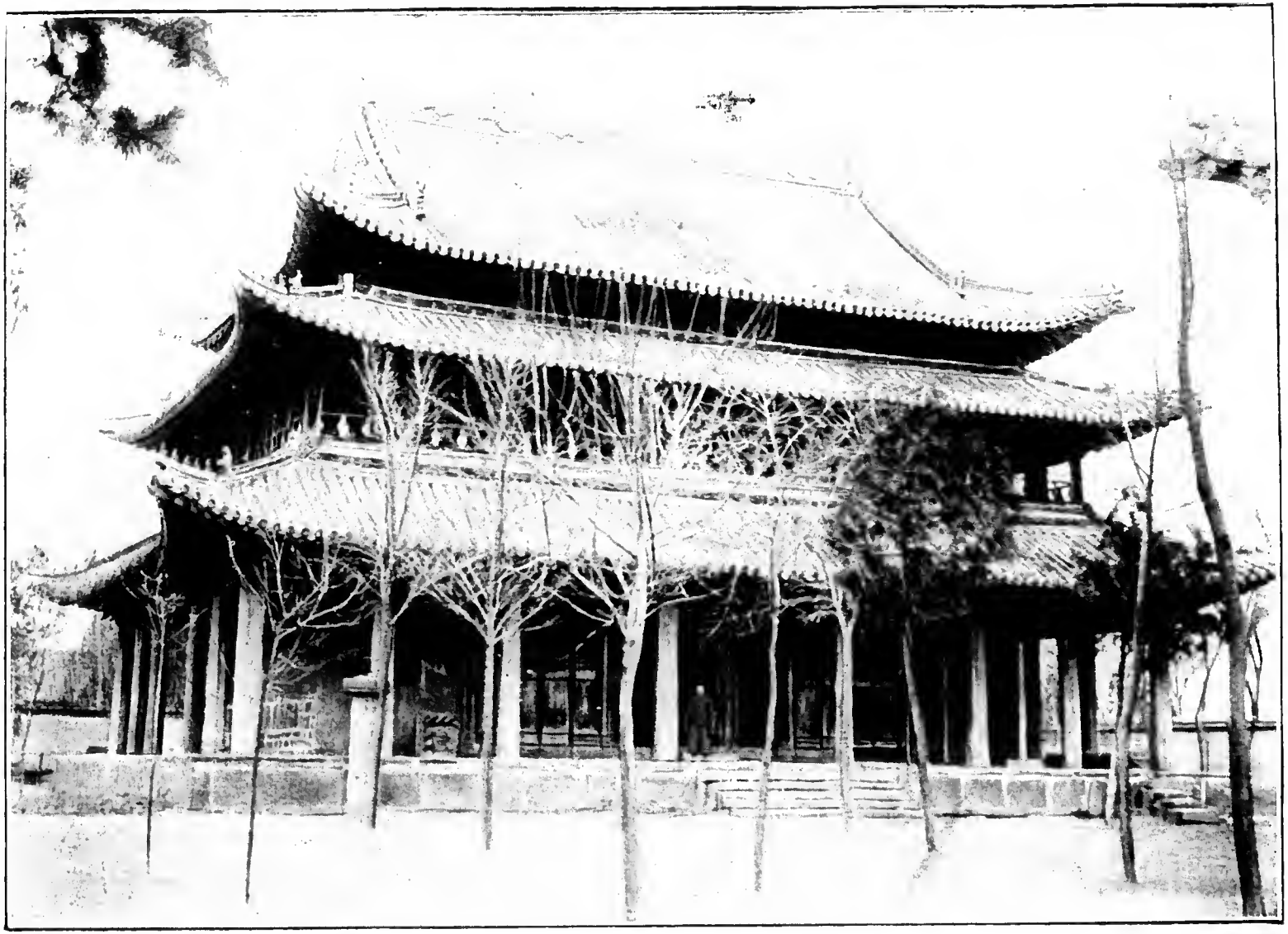
Ansicht von Tsingtau (1900)

(S. 145 u. 290 f.)



Eine heidnische Pagode in Süd-Schantung

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



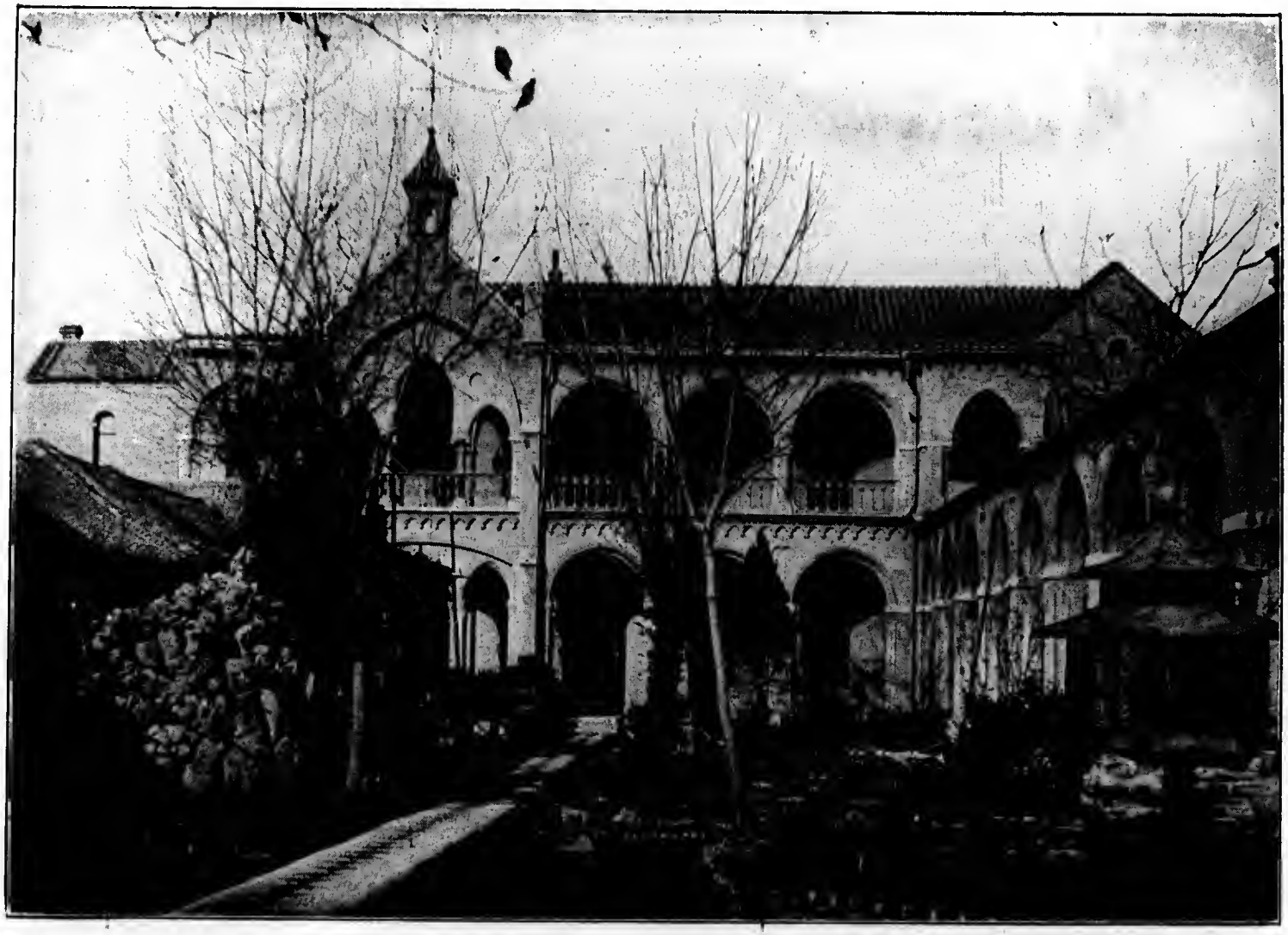
Eine heidnische Pagode in Süd Schantung

St. Franz Xaver-Colleg der Steyler in Tsining (Süd-Schantung).
(S 133 f u. 276 f).

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

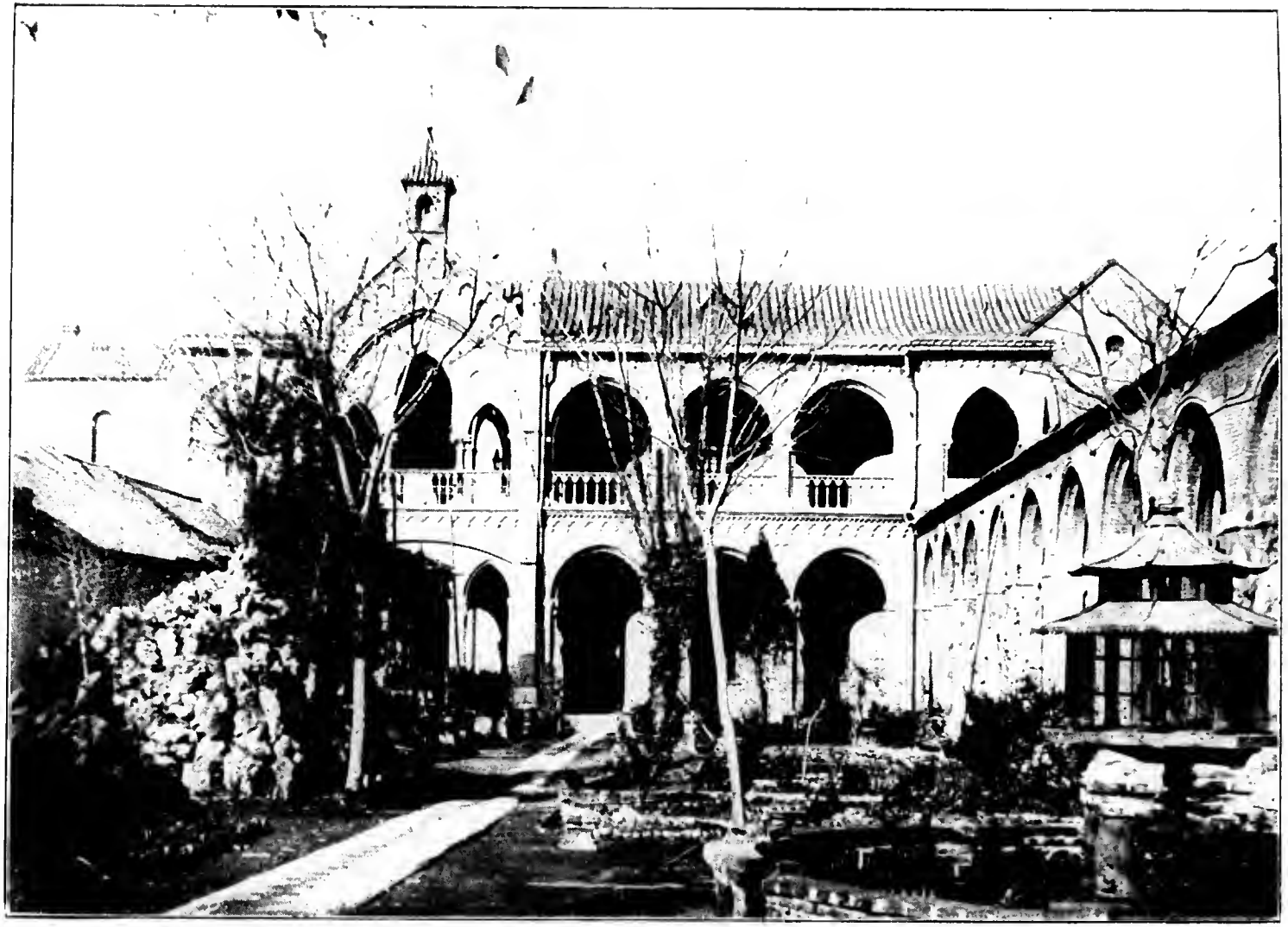
St. Franz Xaver-Colleg der Steyler in Tsining (Süd-Schantung).

(S. 1336 u. 2756).



Zentralresidenz der deutschen Franziskaner in Tsinanfu, in der die Konferenz abgehalten wurde
(S. 122f u. 282f)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



Zentralresidenz der deutschen Franziskaner in Tsinanfu, in der die Konferenz abgehalten wurde
(S. 122f u. 282f)

Missionsschulkonferenz für Nordchina in Tsinanfu (16.—18. Febr. 1914).

Von links nach rechts obere Reihe: P. Morand O. F. M. für Ost-Schantung; P. Sebastian O. F. M. für Zentral-Schansi; mittlere Reihe: P. Perrot S. J. für Tschili; P. Willibrord, Kommissarius für Nordschantung; P. Gerard für Nordmandschurei; P. Damascenus, Prokurator von Nordschantung; Superior Gaudissart S. J für S.-O.-Tschili; P Ziegler, S. V. D, Regens des Priesterseminars von Südschantung; P. Trovarelli O. F. M., Provikar von Nordschantung; P. Meyer O. F. M. für Nordschantung; P. Rütten für Zentral- und West-Mongolei; P. de Preter für Ostmongolei; P. Piergigli O. F. M. für Nordschansi; untere Reihe: Prof. Dr. Schmidlin; Bischof Maurice O. F. M. von Zentral-Schansi; Bischof Henninghaus S. V. D. von Südschantung; Bischof Giesen O. F. M. von Nordschantung (Vorsitzender); Bischof Wittner O. F. M. von Ostschantung; P. Hoogers für Nord-Kansu (Sekretär).

(S. 145 f)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Missionsschulkonferenz für Nordchina in Tsinanfu (16.—18. Febr. 1914).

Von links nach rechts obere Reihe: P. Morand O. F. M. für Ost-Schantung; P. Sebastian O. F. M. für [illegible]; P. [illegible] S. J. [illegible]; P. Willibrord, Kommissarius für Nordschantung; P. Gerard für Nordmandschurei; P. Damascenus, Visitator von [illegible], Superior [illegible] S. J. für S.-O.-Tschili; P. Ziegler, S. V. D., Regens des Priesterseminars von Südschantung; P. [illegible] O. F. M., [illegible] von Nordschantung; P. Meier O. F. M. für Nordschantung; P. Rütten für Zentral- und West-Mongolei; P. de Preter für Ostmongolei; P. [illegible] O. F. M. für Nordschansi; untere Reihe: Prof. Dr. Schmidlin; Bischof Maurice O. F. M. von Zentral-Schansi; Bischof Henninghaus S. V. D. von Südschantung; Bischof [illegible] O. F. M. von Nordschantung (Vorsitzender); Bischof Wittner O. F. M. von Ostschantung; P. Hoogers für Nordkansu (Sekretär).

S. 145 f.

Missionsschulkonferenz für Mittelchina in Hankau (2.–4. Febr. 1914).
Von links nach rechts obere Reihe: P. Espelage O. F. M. von Hankau; P. Ponse O. S. A. für Nord-Human; P. Bricco für Süd-Human; P. Sylvestri O. F. M. für Nord-Hupe; P. Remigius Götte O. F. M. für Ost-Hupe; P. Chiolino für Nord-Honan; P. Lunter O. F. M. für Süd-Honan; P. Velerzi für West-Honan; P. Poitout von Setschuan; untere Reihe: Prof. Dr. Schmidlin von Münster; Bischof Chouvellon von Ost-Setschuan; Bischof Gennaro O. F. M. von Ost-Hupe; Bischof Fiorentini O. F. M. (Vorsitz.) P. Noël O. F. M. für West-Hupe (Sek.).

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Missionsschulkonferenz für Mittelchina in Hankau (2.–4. Febr. 1914).

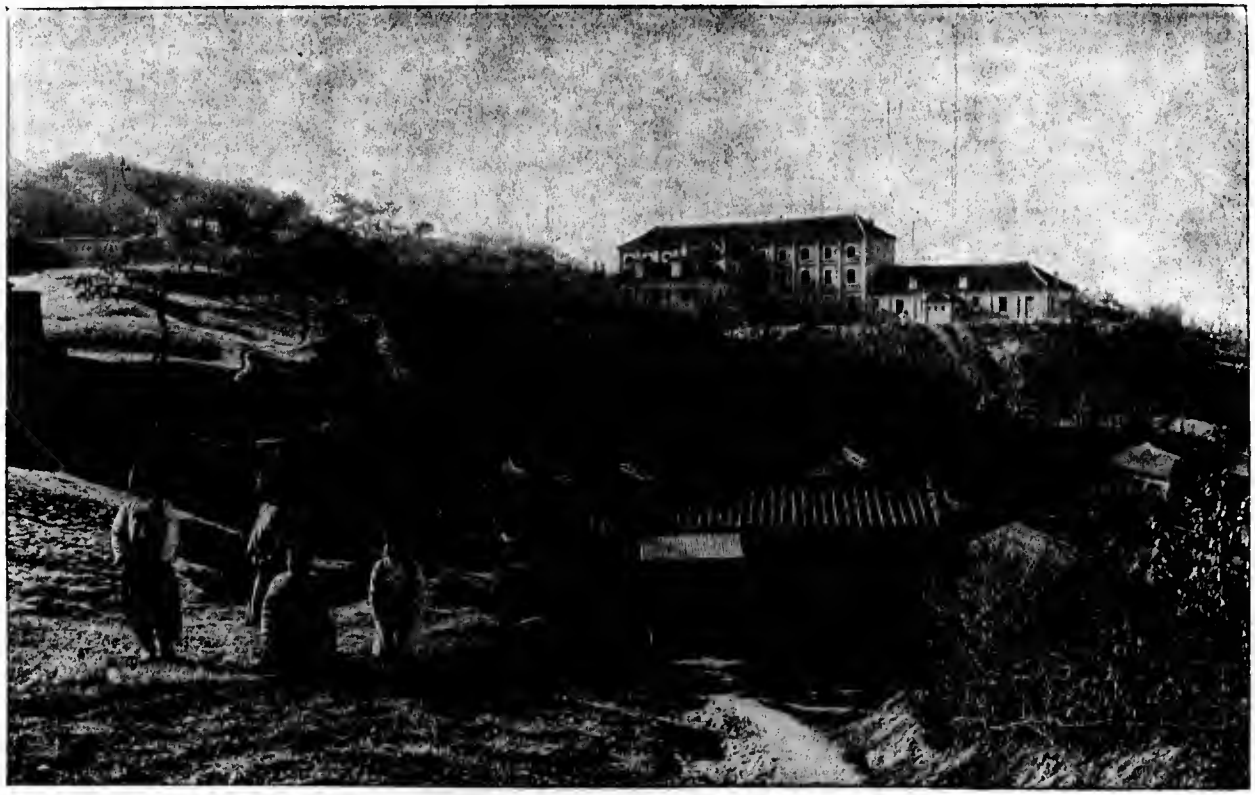
Von links nach rechts obere Reihe: P. Espelage O. F. M. von Hankau; P. Ponse O. S. A. für Nord-Hunan; P. Bricco für Süd-Hunan; P. Sylvestri O. F. M. für Nord-Hupe; P. Remigius Götte O. F. M. für Ost-Hupe; P. Chiolino für Nord-Honan; P. Lunter O. F. M. für Süd-Honan; P. Velerzi für West-Honan; P. Poitou von Setschuan; untere Reihe: Prof. Dr. Schmidlin von Münster; Bischof Chouvellon von Ost-Setschuan; Bischof Gennaro O. F. M. von Ost-Hupe; Bischof Fiorentini O. F. M. (Vorsitz.) P. Noël O. F. M. für West-Hupe (Sek.).

Missionsschulkonferenz des Vorstandes in Schanghai (17.–18. März 1914).
Obere Reihe von links nach rechts: Generalprokurator P. Robert, Vorsitzender von Hongkong; P. Hoogers, Sekretär von Tsinanfu; P. Noël, Sekretär von Hankau; Prof. Dr. Schmidlin, von Münster i. W. Untere Reihe von links nach rechts: Bischof Fiorentini O. F. M., Vorsitzender von Hankau (Gesamtvorsitz.); Bischof Giesen O. F. M., Vorsitzender von Tsinanfu;

(S. 185 ff)

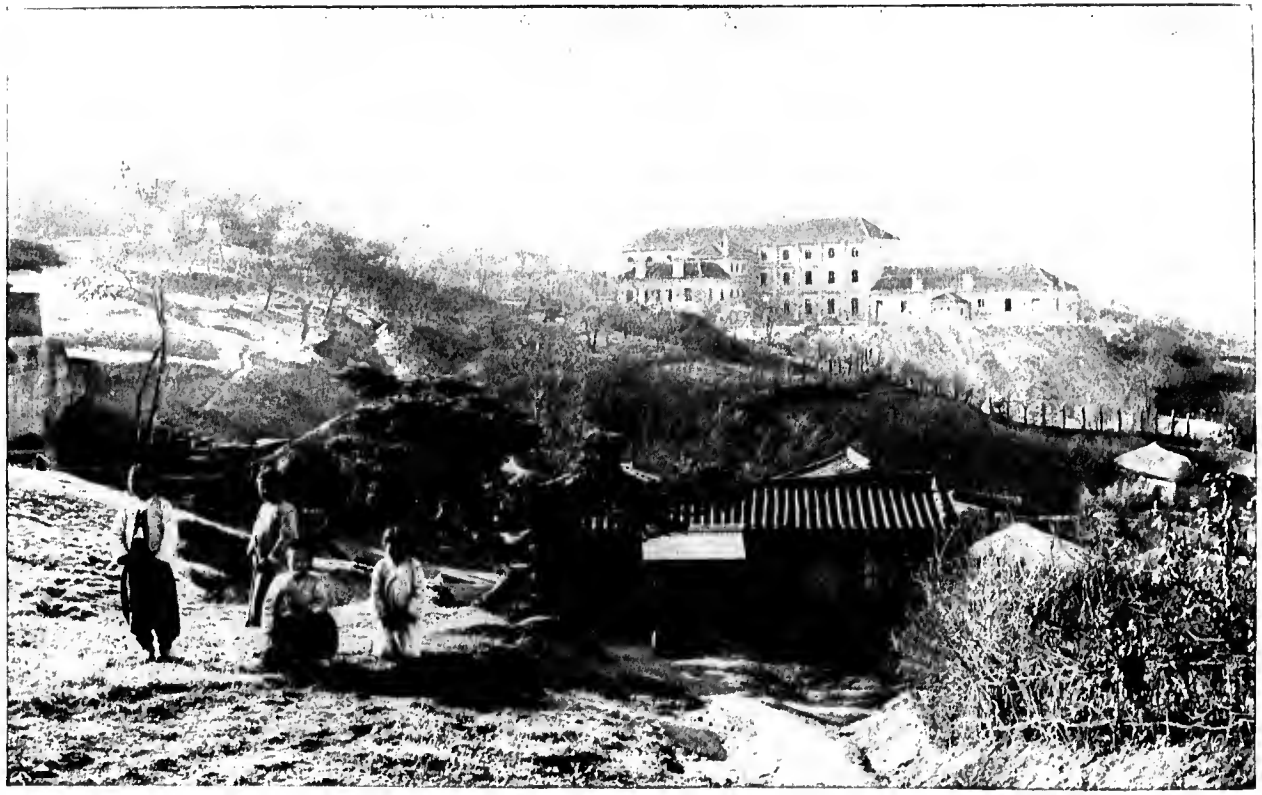
INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Missionsschulkonferenz des Vorstandes in Schanghai 17.–18. März 1914.
Obere Reihe von links nach rechts: Generalprokurator P. Robert, Vorsitzender von Honakong; P. Hoogers, Sekretär von Tsinanfu; P. Noël, Sekretär von Hankau; Prof. Dr. Schmidlin, von Münster i. W. Untere Reihe von links nach rechts: Bischof Fiorentini O. F. M., Vorsitzender von Hankau (Gesamtvorsitz.); Bischof Giesen O. F. M., Vorsitzender von Tsinanfu;

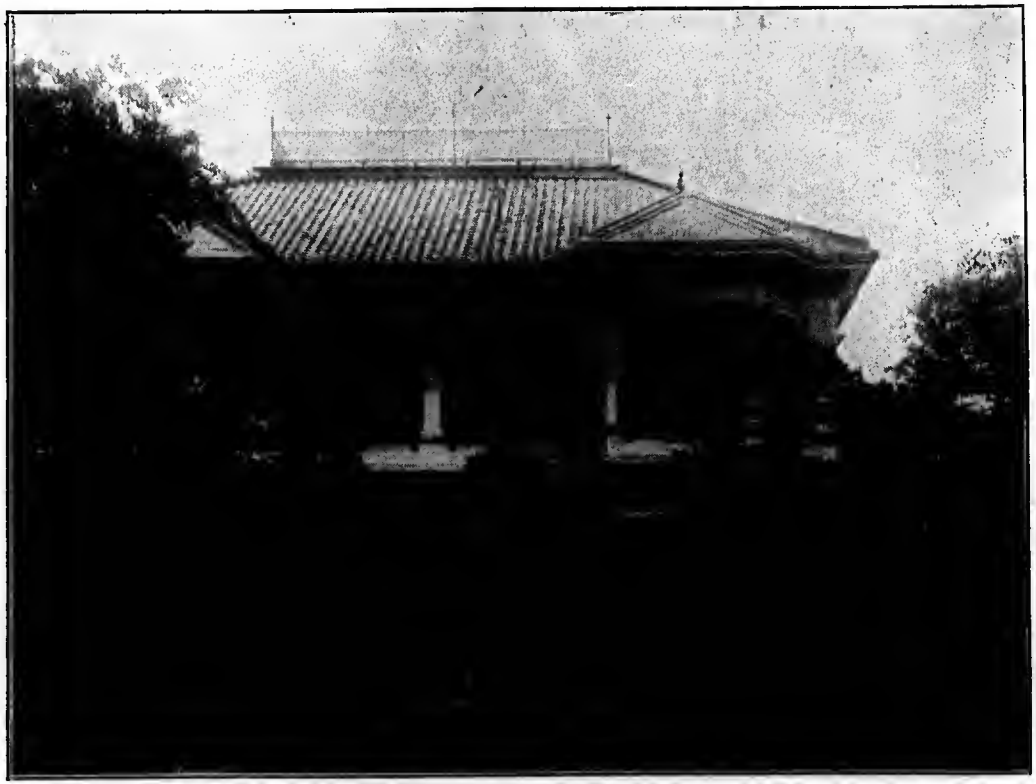


Deutsche Benediktinerabtei „St. Bonifaz" in Söul (Korea)
(S. 151 f u. 308 ff)

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



Deutsche Benediktinerabtei „St. Bonifaz" in Söul (Korea)
(S. 151 f u. 308 ff)



Deutsches Jesuitenheim in Tokio
(S. 164 u. 326).

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Deutsches Jesuitenheim in Tokio
(S. 161 u. 12)

11 12 Uhr Mittags 1 2 3 4 5 6 7 8 9

Island

Britische Inseln

Norwegen

Schweden

PETERSBURG

Reich

Russisches

Moskau

Berlin

Münster

Deutsches Reich

Paris

Frankreich

Österreich-Ungarn

Italien

Neapel

Portugal

Spanien

Türkei

Pr. Said

Arabien

Persien

Britisch Indien

Aden

Irkutsk

Mandschuria

Peking

Mukden

Chinesisches Reich

Tientsin

Tsinanfu

Tsingtau

Nankang

HANKOW

SHANGHAI

Korea

Söul

Fusan

Simonosek

Moji

Nagasaki

Tokio

Japan

Sachalin

Kamtschatka

Kurilen

Hongkong

Siam

Manila

Philippinen

Yap

Karolinen

Kolombo

Ceylon

Penang

Singapore

Borneo

Sumatra

Niederl. Indien

Celebes

Java

Neu-Guinea

Bismarck-Arch.

Maron

Rabaulen

Fr. W. H.

Tasmanien

Australien

Togo

Kamerun

Deutsch-Ostafrika

Deutsch-Südwest Afrika

Madagaskar

60 45 30 15 0 15 30

Meridian 0 v. Greenwich. 15 30 45 60 75 90 105 120 135 150

Date Due

Remington Rand Inc. Cat. no. 1139.

Date Due

Remington Rand Inc. Cat. no. 1139.

YALE UNIVERSITY LIBRARY
3 9002 02964 9200

MRI
Sch52m

MRI
Sch52m

Schmidlin, Joseph
AUTHOR

Missions- und kulturverhältnisse
TITLE im Fernen Osten.

DATE DUE	BORROWER'S NAME